Daniel
Cohn-Bendit
Der
grosse
Basar
LA CHIENLIT
C'EST LUI?
NOUS SOMMES TOUS
INDESIRABLES
POLICE

Trikont

DANIEL COHN-BENDIT
DER GROSSE BASAR

Gespräche mit
Michel Lévy, Jean-Marc Salmon, Maren Sell

1. Auflage, München 1975
C deutsche Ausgabe, Trikont-Verlag, München
C französische Ausgabe; Pierre Belfond, Paris
Le grand bazar, 1975
ISBN 3-920385-82-9
Übersetzt aus dem Französischen:
Thomas Hartmann
Peter Liebl
André Wohlleben
Jochen Ziemann
Druck: Fa. Gegendruck, Gaiganz

Reiseführer durch den großen Basar

5 Anstelle eines Vorworts

7 **1. Like a rolling-stone**
Heute nacht schlafe ich nicht
10 Überall und nirgends
11 Matzpen rettet die ‚Ehre' der Juden
17 Ohne Pauken und Trompeten

21 **2. Es war einmal**
Die Wildgewordenen – Außenseiter der Politik
25 Bernstein
27 Die ersten Verhaftungen –
„Schade, daß du nicht in Auschwitz verreckt bist"
29 Im Rampenlicht
31 Die Bank wird gesprengt
38 Weiße Kragen – schwarze Fahnen
42 Außer Atem
43 Im siebenten Himmel

47 **3. Jet Set**
Höhenrausch
52 Absturz

57 **4. Johnny Weissmüller**
Spiel mir das Lied vom Revolutionär
61 Kronstadt in 70 mm Superscope
62 Mit der Kamera im Anschlag
66 Eine Kundgebung im Olympia-Stadion
68 Macker, Macher, Maschine

69 **5. Die Reise jenseits des Kommunismus**
70 Der Mann, der aus der Kälte kam
73 Auf der anderen Seite der Mauer
78 Gummiknüppel und fortschrittliche Demokratie

93 **6. Bitte anschnallen, die Geschichte gibt Gas!**
94 Polit-Fiction
98 Der harte Kern im Mythos vom Proletariat

100 Die neue Welt
102 Frankfurt 1970

105 **7. Die Abenteurer**
106 Die Reise zum Mittelpunkt der Erde
113 Nomaden
114 Wirklichkeit und Phantasie
119 Die Halbzarten

125 **Das Gespenst der Freiheit**
126 Wenn Politiker reden, verschweigen sie den Krieg oder: politische Macht kommt aus den Gewehrläufen
128 Der neue Faschismus und das Absterben des Staates
135 Das Absurde lächerlich machen
136 Das Schauspiel der Gewalt

139 **9. Little Big Men**

149 **10. Morgen, morgen, nur nicht heute, sagen alle Leninisten ...**

159 **11. Der Schleier der Penelope**
Chuck, der Revolutionär – 1984
163 Feedback: Von der Realität zum Traum (und umgekehrt)
165 Hier. Jetzt. Sofort
171 Die Ablehnung
173 Anmerkungen

Anstelle eines Vorworts

Der Basar ist der Supermarkt des Orients. Hier finden sich alle ein. Man schlendert zwischen den Ständen und Buden herum und betrachtet sich die Auslagen. Der Blick verweilt auf einem Gegenstand, man handelt, wägt ab und kauft ihn schließlich. Dann schlendert man weiter. So will auch dieses Buch nichts weiter sein als ein buntes Warenhaus des Linksradikalismus. Vielleicht erscheint es Ihnen altertümlich und gediegen wie das KaDeWe oder aber im Gegenteil billig und durcheinander wie Woolworth oder Sie empfinden es als ein gigantisches Warenlager im Stil von Massa oder toom: das überlassen wir ganz Ihrem eigenen Urteil, da Sie ja – möglicherweise – dafür bezahlt haben. Bitte bedienen Sie sich. Sie haben die freie Auswahl unter den Artikeln unseres bunten und reichhaltigen Sortiments.
Am Schluß des Buches finden Sie unseren Basar-Führer, der Ihnen die Orientierung erleichtern soll. Doch bevor Sie nun gleich wieder umkehren, um hinten herum wieder hereinzukommen, sollten Sie immerhin bedenken, daß wir kein Super-Markt sind sondern eher ein arabischer Basar. Sie riskieren gar nichts, wenn Sie ein wenig am Eingang verweilen, zumal der Führer am Schluß ja kein Reiseführer ist. Den Eintrittspreis haben Sie sowieso schon entrichtet, profitieren Sie also von dieser neuen Einrichtung und nehmen Sie sich, was Ihnen beliebt. Schauen Sie sich ruhig alle unsere Artikel an, denn sollten Sie nichts finden, was Ihnen gefällt: das Eintrittsgeld wird nicht zurückerstattet. Sie könnten höchstens versuchen, umzutauschen. Im übrigen sind wir nur eine Filiale unter andern.
Es wäre noch zu erwähnen, daß wir uns in einer Phase der Reorganisation befinden, wir versuchen, die weltweite Konjunkturkrise des Linksradikalismus zu überwinden. Stabile Verhältnisse, Volksdemokratien ohne Streiks und Inflation wären die besten Voraussetzungen dafür. Davon geht unsere Investitionspolitik aus.
Wir werden versuchen, uns Ihnen von der besten Seite zu zeigen, und wenn Sie zufrieden sind, sagen Sie es bitte weiter. Das ist unsere schönste Belohnung. Eventuelle Reklamationen sind an unsere Frankfurter Filiale:
Karl Marx Buchhandlung, Jordanstr. 11
zu richten.
Wir sind jedoch aufrichtig davon überzeugt, daß Ihnen wenigstens einer un-

serer Artikel gefallen und daß unsere Bemühungen um die Aufmachung unserer Auslagen Ihren Beifall finden werden. Ihre freundliche Unterstützung wird uns eine große Hilfe bei unserem Vorhaben sein.

1. Like a rolling-stone

Bei der Linken – und hier bilden die Linksradikalen keine Ausnahme – gibt es schon seit jeher eine starke Abneigung, sich mit der Frage des Individuums und seiner Identität auseinanderzusetzen. Um jemanden zu definieren, pflegt man sich auf seine Klassenzugehörigkeit zu beziehen. Unsere Identität ist jedoch das Ergebnis vielfältiger Erfahrungen, ganz besonders aber der Lebensumstände unserer Kindheit. In der Zelle der Familie sind keimhaft alle sozialen Ungerechtigkeiten bereits vorhanden, außerdem wird die Bildung unserer Identität durch viele äußere Einflüsse mitbestimmt: die Gesellschaft zwingt mir eine männliche Rolle auf – ich bin ein Junge, später ein Mann – die Rolle des deutschen Juden, die eines mehr oder weniger hübschen Rotschopfes. Solchen Bedingungen kann ich mich nicht entziehen, sie beeinflussen ständig meine Beziehungen zu anderen Menschen. Um meinen Platz im gesellschaftlichen Leben zu bestimmen, muß ich lernen, meine Identität zu entziffern, denn die widersprüchlichen Erscheinungen der modernen Gesellschaft haben sich in der Widersprüchlichkeit vieler Züge meiner Persönlichkeitsstruktur niedergeschlagen.

Heute nacht schlafe ich nicht

Die kapitalistischen Gesellschaften haben mir die Möglichkeit verbaut, eine Identität zu finden, die meinen Lebensbedürfnissen entsprochen hätte. Meine Biographie ist die Geschichte der Zerstörung meiner ursprünglichen Identität und des Versuchs, im Verlaufe meines Handelns und Denkens eine neue zu finden, wobei die zweite selber noch abhängig von der ersten ist.

Für mich sind Nationalität oder Religion niemals in der klassischen Weise zum Problem geworden. In dieser Hinsicht war ich bereits definiert: ich bin der Sohn von Emigranten, Bastard, weder Franzose noch Deutscher, weder Jude noch Nicht-Jude. In Frankreich bin ich zur Grundschule gegangen, in Deutschland auf das Gymnasium. Sowohl in Frankreich als auch zeitweilig in Deutschland habe ich die Universität besucht. So kann ich mich unmöglich auf eine Nationalität hin definieren – und zwar nicht in jenem

ideologischen Sinne, daß ich gegen nationale Einheiten bin, gegen den Nationalismus, sondern weil es in meiner Vergangenheit keinen Anlaß zur nationalen Identifikation gegeben hat. Ich stamme aus einer liberalen jüdischen Familie – mein Vater war nicht gläubig, meine Mutter linkszionistisch – und ich habe während meiner Kindheit ständig mit einem jüdischen Milieu zu tun gehabt. Zwar bin ich niemals religiös gewesen, habe aber als kleiner Junge einen jüdischen Kindergarten besucht. Meine Mutter arbeitete in einer jüdischen Schule, dort habe ich meine schulfreien Tage verbracht. Ein- oder zweimal habe ich sogar einen jüdischen Religionsunterricht besucht. Eines abends – ich war damals etwa acht Jahre alt – kommt meine Mutter, umarmt mich und sagt, ich solle schlafen. Ich sitze im Bett und antworte:

„Jaja, gute Nacht ..."

Eine Stunde später kommt sie wieder, ich sitze immer noch steif im Bett.

„Aber was ist denn? Was machst Du denn da? "

„Ich mag nicht schlafen."

„Also geh' jetzt schlafen, es ist schon nach neun."

„Nein, heute nacht schlafe ich nicht."

Eine halbe Stunde später kommt meine Mutter abermals zurück. Ich sitze immer noch ebenso steif in meinem Bett. Als sie fragt, was ich habe, erkläre ich ihr, der Rabbi habe heute während des Unterrichts erzählt, daß Gott den Menschen nachts die Seelen fortnehme, um sie ihnen am folgenden Morgen wieder zurückzugeben. Ich glaubte zwar nicht, daß Gott böse sei, aber es könnte doch geschehen, zumal es soviele Menschen auf der Erde gibt, daß er jemanden vergäße; und das wäre doch sehr schlimm, weil dieser dann am nächsten Morgen nicht mehr aufwachen könnte. Wenn er nun mich vergäße ... Deswegen hätte ich große Angst und hätte beschlossen, nicht mehr zu schlafen, dann könnte mir nichts passieren.

Daraufhin habe ich diesen Religionsunterricht nicht mehr besucht, und das sollte auch meine einzige Erfahrung mit religiöser Erziehung bleiben.

Zwei oder drei Ereignisse haben mich als Juden betroffen. Da war zum Beispiel der Rosenberg-Prozeß: Meine Mutter sagte kein Wort, mein Bruder war schweigsam, alle gingen in der Wohnung auf und ab. Als ich fragte, was los sei, erzählten sie mir die Geschichte der Rosenbergs (1). Das zweite Ereignis: meine Israel-Reise im Alter von fünfzehn Jahren. In Israel habe ich in einem Kibbutz gearbeitet. Das war sehr schön. Wir lebten in einer Gemeinschaft, wo die Leute einander halfen, in Solidarität, Gleichheit usw. So mußte ich unwillkürlich eine linkszionistische Einstellung bekommen. Als Sohn einer jüdischen Familie habe ich die Existenzberechtigung eines israelischen Staates nie in Frage gestellt. Für die Juden, besonders aber für die deutschen Juden, ist der Staat Israel die logische und notwendige Kon-

sequenz der antisemitischen Barbarei. Nicht daß ich selbst das Bedürfnis gehabt hätte, in Israel zu leben, aber ich fand es völlig normal, daß Menschen, nach allem, was vorgefallen war, dort leben wollten.
Im Jahre 1967 hat dann der Sechs-Tage-Krieg eine ganze Reihe von Problemen für mich aufgeworfen. Vielen aktiven Genossen ging es übrigens ebenso. Ich war gerade in Nanterre als der Sechs-Tage-Krieg ausbrach. Während der ersten vierundzwanzig Stunden verteidigten alle das Existenzrecht des ‚kleinen unterdrückten Volkes'. Bis dahin waren wir uns des Israel-Problems nicht wirklich bewußt gewesen. Wir standen noch unter dem Einfluß der zionistischen Ideologie, die wir jahrelang nicht in Frage gestellt hatten. Gefühlsmäßig identifizierten wir uns mit der israelischen Linken, nicht einmal mit der extremen Linken. Wir waren gegen die Rechte, gegen die israelischen Faschisten, denn wir wußten, daß sie wirlich alles getan hatten, um die Palestinenser zu vertreiben. Sonst wußte ich nicht sehr viel über Israel. Später habe ich den Zionismus kritisiert, aber während des Sechs-Tage-Krieges waren wir alle unsicher. Wir hörten den ganzen Tag Nachrichten.
Ich ging auf eine pro-israelische Versammlung in der Mutualité: es war fürchterlich, lauter chauvinistische und nationalistische Juden. Da bekam ich zum ersten Mal den jüdischen Rassismus zu spüren: genauso ziehen die Deutschen über die Türken her oder die Franzosen über die Nordafrikaner. Als ich zu erklären versuchte, daß die Israel-Frage kein Problem der nationalen Einheit sei, wurde mir fast der Schädel eingeschlagen. Keiner war in der Lage, die Sache wirklich zu diskutieren. Meine Identität als Jude ging in die Brüche.
Für sehr viele politisch aktive Juden in Frankreich oder in Amerika zum Beispiel ist es bezeichnend, daß sie eben als Juden, als Mitglieder einer nationalen oder unterdrückten Minderheit, linken oder extrem-linken Gruppen angehören. 80 % der Genossen, die im Zusammenhang mit der Bürgerrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten in den Süden marschierten, waren jüdischer Abstammung.
Bei den Juden gibt es zweierlei Arten von Auflehnung: erstens die humanistische, die Revolte gegen den Rassismus und zweitens die intellektuelle Rache, die ihren Ausdruck in den revolutionären Bewegungen findet. Diejenigen unter ihnen, die sehr frühzeitig lesen und schreiben gelernt haben – und in jüdischen Familien wird sehr viel gelesen – werden leicht zu ‚Ungeheuern' der revolutionären Bewegungen, zu Trotzkis, Radeks usw. Für mich verkörpert Trotzki den leibhaftigen, kleinen talmudistischen Juden, der hinter seinem Schreibtisch sitzt und schafft und schafft und schafft ... Die Majorität jüdischer Intellektueller ist für die revolutionären Bewegungen ein großes Problem. In Deutschland allerdings weniger, weil es dort keine mehr gibt ... In Frankreich könnten sich die ZKs der linksextremen

Gruppen auf jiddisch verständigen, selbst wenn sie sich sonst nicht einig wären. Nur eine einzige Bewegung, die anarchistsiche, hat dem wirklich ‚widerstanden': sie verkörpert jenen volkstümlichen Antisemitismus, der sich gegen die Geldsäcke richtet.
Wenn Intellektuelle sich politisieren, neigen sie zu Ideologien, die ihnen, wie der Bolschewismus, noch eine gewisse Macht garantieren. Die meisten Juden sind in bolschewistischen Organisationen, in den anarchistischen dagegen gar keine. Marx gegen Bakunin. Der Marxismus entspricht der jüdischen Sozialgeschichte in Europa besser. In Südafrika sind die Juden die kolonialistischen Siedler. Im einen wie im andern Falle ist ihre Position Ausdruck einer elitären Einstellung gegenüber den Massen.

Überall und nirgends

Ich konnte mich mit keiner Nationalität identifizieren und neigte deswegen dem Internationalismus zu. So konnte ich verschiedene Bewegungen auf mich einwirken lassen. Die französiche Bewegung wird kaum von der italienischen oder deutschen Studentenbewegung beieinflußt. Relativ spät erst wurde Marcuse in Frankreich eingeführt. Vor dem Mai waren ganze vierzig Exemplare von „Triebstruktur und Gesellschaft" verkauft worden. Alle Bewegungen sind in dem Sinne extrem nationalistisch, daß sie ausschließlich ihre eigenen Erfahrungen diskutieren und verwerten. Die Verständigung der Intellektuellen findet im nationalen Rahmen statt.
Meine Ideologie ist eine seltsame Mischung, da ich nirgends verwurzelt und deswegen besonders empfänglich für alle Erfahrungen bin. Die deutsche Bewegung hat mich ebenso geprägt wie die französische. Inzwischen beziehe ich mich außerdem auch auf die amerikanische, italienische Bewegung usw.
In diesem Zusammenhang spielt auch die Sprache eine wichtige Rolle. Ein Revolutionär müßte vier oder fünf Sprachen sprechen. Dadurch ließen sich viel ausgedehntere Erfahrungen machen, als man das in einem einzelnen Land jemals kann. In einem Lande zu reisen, ohne dessen Sprache zu verstehen, bringt überhaupt nichts ein. Und wenn ich sage ‚verstehen', so meine ich auch ‚fühlen'. Wenn es stimmt, daß das Denken durch die Sprache, durch ihre Struktur und ihre besonderen Ausdrucksmöglichkeiten geprägt wird, so ist mein Denken das eines Bastards, weil meine Sprache die eines Bastards ist. Ich spreche und schreibe keine einzige Sprache perfekt, zugleich spreche ich viele Sprachen. Ich erinnere mich an Versammlungen mit Emigranten, wo ich ins Spanische übersetzte, ohne Spanisch zu können, indem ich mich des Italienischen bediente. Und sowohl die Deutschen als

auch die Spanier konnten mich verstehen, obwohl sie kein Italienisch konnten. Was das Schreiben anbetrifft, so liegt die Sache sehr einfach: ich schreibe nur selten. (2)
Auch die Erziehung drückt sich in der Sprache aus. Deswegen habe ich oben betont, daß ich als Jude niemals eine nationale Erziehung erhalten habe. Eine nationale Erziehung prägt das Denken, das Verhalten und auch das politische Handeln. Es ist darum gar kein Zufall, daß man gerade in der Internationalen viele Juden trifft. Ebensowenig ist es zufällig, daß die verschiedenen Bewegungen in der jeweiligen nationalen Geschichte verwurzelt sind. Zwar gibt es eine internationalistische Ideologie, die bewirkt, daß alle revolutionären Gruppen antiimperialistisch sind, aber die Schwierigkeit besteht eben darin, daß man in seinem Verhalten trotzdem Nationalist bleibt. Man müßte seine eigenen gefühlsmäßigen Bindungen an die nationale Vergangenheit überwinden. Das Erlernen einer anderen Sprache, wie einer anderen Küche übrigens, ist ein wichtiger Schritt in dieser Richtung.

Matzpen rettet die „Ehre" der Juden

Mein zweiter Aufenthalt in Israel im Frühjahr 69 bedeutete für mich den wirklichen Bruch mit meinem unbewußten Judentum, diesem im Grunde naiven Zionismus. Früher war es mir nie so recht gelungen, mich in Bezug auf die Israelis zu definieren. Sie waren für mich immer das arme, geschlagene und isolierte Volk gewesen, verfolgt und mit Zerstörung bedroht vom Antisemitismus auf der ganzen Welt. Die Studenten der Universität von Jerusalem hatten ein großes Kolloquium über den Frieden geplant. Die Studentenorganisationen da unten sind alle rechts oder rechtsradikal. Sie hatten zwar alle möglichen bekannten Leute wie Sartre, Marcuse, Cohn-Bendit usw. angekündigt, aber schließlich doch keinen von ihnen eingeladen. Da haben mich die Genossen von Matzpen (3) angerufen und gefragt, ob ich bereit sei, zu kommen. Ich sagte zu, und da die Organisationen angekündigt hatten, daß ich käme, konnten sie mich nicht wieder ausladen. Das war an einem Freitag, ich sollte am Sonntag abreisen und brauchte ein Visum. Ich telefonierte also mit dem israelischen Konsulat in Bonn, um es zu beantragen. Sie baten mich, eine Stunde später wieder anzurufen, und nachdem sie sich in Tel-Aviv Instruktionen geholt hatten, hieß es: „Es ist alles in Ordnung. Sie erhalten Ihr Visum bei der Ankunft auf dem Flughafen." Bei meiner Ankunft in Tel-Aviv werde ich bereits am Flughafen erwartet. Ich werde vor allen andern abgefertigt, bekomme mein Visum und der Zollbeamte bittet mich um ein Autogramm. Die gesamte Pres-

se ist da. *Maariv* schreibt: „Er kommt, es ist unsere Aufgabe, ihn zu überzeugen, daß er hier bleibt." Und weiter unten im gleichen Artikel: „Falls das nicht gelingen sollte, kann man ihn immer noch ausweisen." Am meisten aber hat mich diese Reaktion der Israelis überrascht: Wer ist denn überhaupt dieser Cohn-Bendit? – Der kleine Jude, der de Gaulle gestürzt hat. Und wer ist de Gaulle? Das ist der, der das Embargo gegen uns verhängt hat." Keine Rede davon, daß ich ein Linksradikaler sei, ein wildgewordener Extremist. Im Gegenteil, jeder wollte mich sprechen, mich überzeugen, während gleichzeitig die Genossen von der Matzpen verfolgt wurden: als fünfte Kolonne – Dolchstoßlegende. Die Sympathien der Israelis mir gegenüber wurden durch ihre antigaullistischen Gefühle bestimmt: „Nicht die Franzosen haben de Gaulle zittern lassen, sondern der kleine rothaarige Jude." Wie ich später von arabischen Genossen erfuhr, wurde dieser Gedanke auf der andern Seite, von den Ägyptern aufgegriffen. Am Abend meiner Ankunft in Israel kommentierte Radio Kairo: „Der zionistische Agent Cohn-Bendit ist in Tel-Aviv eingetroffen. Damit hat er sich selbst entlarvt. Bereits in Frankreich hatte er alle zionistischen Bewegungen unterstützt. Usw. usw. ..." Diese Verdrehung war eher lustig.

Vom ersten Tage an diskutierte ich mit den Freunden von der Matzpen, und wir beschlossen, daß ich mich auf alle Fälle weigern würde, die besetzten Gebiete zu besuchen. Für mich endete Israel an den Grenzen von vor dem Sechs-Tage-Krieg. Unverzüglich besucht mich der Vorsitzende des Studentenverbandes: „Du hast natürlich Deine eigene Meinung über Israel. Wir haben die unsrige. Das beste man überzeugt sich mit eigenen Augen. Die Armee stellt uns ein Flugzeug zur Verfügung und Du fliegst dahin, wo sie die Kinder umgebracht haben." Ich war zwei Tage nach einem Überfall von Palestinensern auf einen Schulbus angekommen. Nun saß ich wirklich in der Klemme. Ich sagte, daß ich mir das ansehen werde, daß ich mich aber erst auf das Kolloquium vorbereiten müsse.

Die Genossen von der Matzpen und ich hatten beschlossen, daß ich die traditionelle internationalistische Position vertreten sollte: „Ich bin gegen den jüdischen Staat, gegen die arabischen Staaten, ich bin für einen sozialistischen und freien Nahen Osten, offen für alle, die in einer Gesellschaft leben wollen, die von Arbeiter- und Bauernräten regiert wird." Die übliche Show, daß alle sich lieben und so. In Bezug auf den Frieden gab es für mich nur eine Lösung: Da die Juden nun einmal hier sind (ob zu Recht oder zu Unrecht, möchte ich nicht diskutieren – jedenfalls sind sie hier) und da die Palestinenser vertrieben worden sind, müssen die einen wie die andern hier leben. Wenn Israel sich weigert, die Palestinenser anzuerkennen, oder wenn die Palestinenser sich weigern, die Juden anzuerkennen, wird es Krieg geben. Nach Ablauf einer gewissen Zeit sollten beide das Recht haben, über

ihre Zukunft selbst zu entscheiden. Es wäre übrigens durchaus denkbar, daß sie sich dazu entschieden, zwei Staaten zu gründen.
Während des Kolloquiums kamen alle zu Wort, von der extremen Rechten bis zur extremen Linken. Es gab aber keinen interessanten Beitrag außer dem von der Matzpen, die in Israel nicht sprechen dürfen und die niemand hören will. Alle ihre Zeitungen werden von einer Militärkommission zensiert. Sie ist der innere Feind, auf den sich der ganze Haß richtet. Als ich in Jerusalem war, weigerte sich eine Schulklasse geschlossen, den Militärdienst zu machen. Die Schüler schickten einen gemeinsamen Brief an Golda Meir: „Man sagt uns, wir sollten zu den Waffen greifen, wir sind bereit dazu, aber erst soll man uns die Folgen des Krieges von 67 erklären, von dem es hieß, daß er der letzte sein würde." Innerhalb der israelischen Gesellschaft zeigten sich also schon die ersten Risse. Mit den Angriffen auf die Matzpen versuchte man diese Entwicklung aufzuhalten. Die Matzpen versuchte zu erklären, wer die Palestinenser seien. Einmal druckten sie in ihrer Zeitschrift einen Text von Hawatmeh (4) ab, in dem dieser ausdrücklich das Recht der Juden anerkannte, in einem demokratischen Staat in Palestina zu leben – er sprach zwar nicht von politischer aber von religiöser und kultureller Autonomie. Dieser Text ist zensiert worden.
Im Laufe des Kolloquiums begann nun ein Genosse der Matzpen zu erklären, daß er den Frieden wolle und daß man dafür über die andern etwas wissen müsse. Dann begann er den zensierten Text zu verlesen. Die Versammlung reagierte hysterisch. Man mußte schon verdammt viel Mut haben, um in Israel von den Palestinensern zu reden. Daß der Text ziemlich gut war, machte sie noch wütender.
Danach sollte ich reden. Es kehrte wieder Ruhe ein. Dann hielt ich eine ziemlich opportunistische Rede auf englisch, wobei ich sämtliche Register zog: „Ich fühle mich als Jude und deswegen verpflichtet, die Wahrheit zu sagen." Ich machte noch einige Witze, und der Saal applaudierte sogar. Am Nachmittag ergriff dann ein Pazifist das Wort: „Ich weigere mich, in der israelischen Armee zu dienen", (dabei muß man bedenken, daß das ganze Land sich völlig mit der Armee identifiziert, sie ist eine Volksarmee) „sie ist eine Armee von Mördern wie alle Armeen." Eine Woge des Hasses brandete auf, und ein ungeheures Spektakel setzte ein. Lautes Gebrüll aus allen Ecken. Da erhob sich ein rechtsradikaler Parlamentsabgeordneter: „Diese Universität ist von den Amerikanern errichtet worden, unsere Bibliothek von Springer, unsere Waffen sind amerikanische Waffen. Das ist die Realität und das sind unsere Verbündeten. Man muß wählen, auf welcher Seite man steht. Dieser Mann hier und der, den Sie heute morgen gehört haben, versuchen uns in dieselbe Situation zu bringen, die unsere Eltern in Auschwitz erlebt haben. Es gibt nur die beiden Alternativen: entweder wir ver-

nichten sie oder sie vernichten uns. Da darf es nicht bei Worten bleiben, es müssen Taten folgen, und zwar nicht morgen oder übermorgen, sondern heute." Hysterisches Geschrei und Beifall.
Ein Mann steigt humpelnd aufs Podium. Augenblicklich tritt Ruhe ein; man erklärt mir, dies sei einer der Helden des Sechs-Tage-Krieges. „Wie Sie wissen", sagt er, „war ich im Krieg. Nun, ich stelle mir die gleiche Frage wie der Pazifist. Ich verstehe nicht, wofür ich verwundet worden bin, warum ich gekämpft habe. Die Situation ist die gleiche wie zuvor." Der Saal bleibt ruhig – einen Kriegshelden kann man nicht auspfeifen.
Am nächsten Morgen kam es zu einem Kuhhandel mit dem Vorsitzenden des Studentenverbandes. Man hatte mir meine Reisekosten noch nicht zurückerstattet. Er sagte: „Wir zahlen Dir die Reise nur, wenn Du unser Gast bist. In diesem Falle hast Du dahin zu gehen, wo wir Dich hinbringen." Er versuchte, mich in die Altstadt von Jerusalem zu bringen. Ich lehnte ab – sie haben mir die Reise nicht bezahlt.
Mit der Matzpen bin ich dann noch in ein arabisches Dorf gefahren. Mein erster Eindruck war, daß die meisten Araber Nasser-Anhänger waren. Ihrer Meinung nach unterstützte Nasser auch die Sache der Palestinenser, indem er den Arabern ein neues Selbstbewußtsein vermittelte. Auch bei den Studenten entdeckte ich kein kämpferisches, palestinensisches sondern eher ein arabisches Selbstbewußtsein. In diesem Dorf fällt mir zuerst auf, daß es keine Elektrizität gibt. Im Dorfzentrum und auf den Feldern stehen zwar einige Leitungsmasten, aber die Leitungen dazwischen fehlen. Als ich nach dem Grund frage, erfahre ich, daß die Israelis die Masten vor den Wahlen aufgestellt und den Dorfbewohnern erklärt hatten, die Leitungen würden verlegt, nachdem sie gewählt hätten. Wählen sollten sie, nur wählen – die arabischen Kommunisten oder irgendeine andere Partei, das war gleichgültig. Es kam ihnen nur darauf an, daß die Araber, indem sie wählten, Israel anerkannten und die Israelis so dem Vorwurf des Rassismus entgingen. Die Dorfbewohner haben gewählt, trotzdem gab es sechs Monate danach immer noch keine Elektrizität. Im Büro der kommunistischen Partei, der Rakkach, haben wir dann mit Jugendlichen aus dem Dorf diskutiert. Ein Thema tauchte dabei immer wieder auf: warum unterstützten die Linksradikalen der andern Länder nicht Nasser und die Araber? Auch diese Jugendlichen schienen weniger durch ein palestinensisches Selbstbewußtsein geprägt zu sein, als durch das Gefühl, im jüdischen Staat Menschen zweiter Klasse zu sein.
Danach habe ich mit Leuten von der Siah (5) gesprochen. Sie vertraten ungefähr die Position des Linkszionisten Bochorow. Hier begegnete ich auch einigen alten Emigranten aus Deutschland, die mich immer wieder fragten: „Was hättest Du denn 45 gemacht? Hättest Du damals etwa in Deutsch-

land leben können? " Es war immer sehr schwierig, ihnen dann begreiflich zu machen, daß es nicht darum ginge, sondern um den Staat Israel. Für sie bedeutete die Existenz eines israelischen Staates, daß sie nie wieder in ein Konzentrationslager mußten, bloß weil sie Juden waren. Sie konnten nicht einsehen, daß die logische Konsequenz der Gründung eines israelischen Staates darin bestand, die Araber und Palestinenser zu unterdrücken und zu versklaven. Dabei waren sie immer der Meinung, daß es einen bedeutenden Einfluß auf die radikale europäische Linke hätte, wenn sie mich überzeugen würden.

Die öffentlichen Versammlungen der Matzpen wurden gewöhnlich von dreißig bis vierzig Leuten besucht. Als ich kam, waren mindestens vierhundert da. Alle politischen Richtungen, inklusive Faschisten waren vertreten. Diese versuchten ständig, die Veranstaltung durch Geschrei und Zwischenrufe zu stören. Als dann ein Mann sich erhob, leichenblaß, und zeigte seine eintätowierte KZ-Nummer vor, indem er sagte: „Solche Zwischenrufe erinnern mich an das Benehmen der Hitlerjugend 1933 in Berlin" wurde die handvoll Faschisten schließlich aus dem Saal geworfen.

Die Atmosphäre solcher leidenschaftlichen und ausweglosen Diskussionen hat einen traumatischen Eindruck auf mich hinterlassen. Aktuelle, historische und zukünftige Legitimitätsansprüche standen sich schroff gegenüber. In Wirklichkeit bestand dieses Recht auf Leben, das gestern von den Nazis und heute vom Staat Israel mit Füßen getreten wurde, für niemanden. Das wurde mir schließlich einfach zu viel. Ich hätte eigentlich länger bleiben sollen, aber schon nach vierzehn Tagen bin ich, völlig geschlaucht, wieder abgereist. Ich hatte eine Lektion über elitäres Verhalten und Rassismus erhalten. So erzählte mir zum Beispiel der Vorsitzende des Studentenverbandes, wie er persönlich die Jerusalem-Frage sehe: er könne keinen Hehl daraus machen, daß er diese Araber für unfähig halte, einen Staat zu lenken, die Wüste fruchtbar zu machen. Es ist manchmal schwierig, sich die Nazi-Ideologie von der Herrenrasse vorzustellen – hier in Israel ist sie ständig und überall gegenwärtig und greifbar. Eine ganze Generation von Jugendlichen hält sich für die Herrenrasse. Die Israelis als Herrenrasse und die Palestinenser als irrende Juden. Das hat mich so stark beeindruckt, daß ich schließlich keine Reden mehr halten konnte und wollte.

Fast hätte ich die letzte Episode dieser Reise vergessen. Vor meiner Abreise werde ich von einem Journalisten über meinen Aufenthalt interviewt. Als ich die Themen der Diskussionen zusammenfasse, an denen ich mich während der 14 Tage beteiligt hatte, meint er plötzlich:

- Hören Sie, die Palestinenser haben Kinder umgebracht, dazu müssen Sie Stellung nehmen!

– Ich bin gegen den Krieg! Ich will den Frieden. Und Frieden wird es erst

geben, wenn die Israelis den Palestinensern das Recht zugestehen, als Volk in Palestina zu leben.
Er nimmt einen neuen Anlauf:
– Sie müssen Stellung beziehen! Dieser Mord an den Kindern! Sind Sie dafür oder dagegen?
– Auf eine falsch gestellte Frage antworte ich nicht.
– Sind Sie nun dafür oder dagegen?
– Ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich gegen den Krieg bin. Und da ist es mir vollkommen gleichgültig, ob es Jugendliche sind, Zwanzigjährige, die mit dem Gewehr in der Hand sterben, oder dreizehnjährige Kinder, die noch keine Gelegenheit hatten, ein Gewehr in die Hand zu nehmen, oder Kranke in einem Krankenhaus – das macht überhaupt keinen Unterschied. Ich bin gegen den Krieg, und das einzige Mittel gegen den Krieg ist der Sozialismus. Wenn Sie so wollen, bin ich natürlich dagegen, daß Kinder sterben, ob das nun Juden sind oder Palestinenser. Wenn die Israelis die Lager der Palestinenser bombardieren und dabei Frauen und Kinder sterben, bin ich auch dagegen.
– Sind Sie dafür oder dagegen?
So ging das weiter. Und obwohl ich ihn darauf aufmerkam machte, daß ich ihm bereits geantwortet hatte, beharrt er:
– Ich will eine Antwort!
Schließlich beginnt er sich zu erregen. Der Ton wird schärfer. Dann fängt er an, eine Rede zu halten. Jetzt ist er nicht mehr Journalist, sondern spielt sich als Vertreter Israels auf, der mir vorhält:
– Hören Sie mal gut zu, mein Kleiner, Sie sind ein Garnichts, ein kleiner Wicht! Sie sind noch nie im Krieg gewesen, Sie wissen nicht über was Sie reden, und ausgerechnet Sie wollen der Welt klarmachen, was der Frieden ist!?
Dann unterbricht er sich plötzlich und fährt mich an:
– Lassen Sie sich nie wieder in Israel blicken!
Das war schon beinahe hysterisch. Unglaublich: irgendein hergelaufener Reporter spielt sich als Vertreter des ganzen Israels auf und vertritt diese ganze Ideologie. Wenn da nicht andere Leute gewesen wären, die ihn gebremst hätten, hätte er mir sicherlich noch eins in die Fresse geschlagen. Der israelische Rundfunk hat dieses Interview später gekürzt gesendet und mit Kommentaren versehen wie: „Cohn-Bendit weigerte sich unter dem Einfluß seiner palestinensischen Freunde zu antworten ..." Da die charmante Tour nicht gezogen hatte, war ich nun eben der ‚Palestinenser'. Es war Zeit, zu verschwinden.
Diese Reise hat für mich einen Bruch bedeutet. Von dem Augenblick an, da ich die faschistoiden Tendenzen der israelischen Gesellschaft erlebt ha-

be, da ich gesehen habe, wie man den Genossen von der Matzpen auf offener Straße ins Gesicht spuckt, waren die Israelis für mich nicht mehr das arme Volk. Es war Südafrika. Der Rassismus ist überall. Das Verhältnis der europäischen Juden zu den Juden Nordafrikas enthält im Keim den Rassismus der Juden gegen die Araber.
Seit dem Yom-Kippur-Krieg im Oktober 73 befindet Israel sich in einer Krise, und es beginnt sich abzuzeichnen, daß es hier keine zionistische Lösung geben wird. Es gibt auch keine palestinische Lösung. Zum ersten Male haben die Israelis Angst bekommen. Sie wissen nun, daß eine Niederlage möglich ist. Auf lange Sicht wird diese Krise in Isreal eine Antikriegsbewegung hervorbringen, weil der Krieg für Israel keine Perspektive bietet. Und nach diesem sehr harten Konflikt beginnen die Leute sich darüber klarzuwerden. Wenn man sich in 30 oder 40 Jahren mit der Isreal-Frage beschäftigt, so wird es für die sich politisierende Jugend äußerst wichtig sein, sich mit der Matzpen identifizieren zu können. Die Matzpen rettet die Ehre der Juden. Nicht nur politisch, sondern auch moralisch, für ihr Über-Ich. Vielleicht ist es blödsinnig so etwas zu sagen. aber etwas anderes fällt mir dazu nicht ein. Das ist eine moralische Position. Wir, das heißt: die nichtreligiösen Juden erleben folgenden Widerspruch: Die Judenfrage ist ein gesellschaftliches Problem. Bis 1945 identifizieren wir uns mit dieser unterdrückten Minderheit. Gleichzeitig entdecken wir den Imperialismus des Staates Israel. Für die amerikanischen Schwarzen bestand die Möglichkeit, in der Identifikation mit der Black Panther Bewegung ihre Identität wiederzugewinnen. Bei den Juden liegt das anders. Ich bin zum Beispiel niemals persönlich und unmittelbar unterdrückt worden. Die Tatsache, daß meine Eltern Deutschland verlassen mußten, habe ich verdrängt. Als ich aber aus Frankreich ausgewiesen wurde, lautete die spontane Parole in einer Stellungnahme gegenüber *‚Minute'* (6): „Wir sind alle deutsche Juden!" Die Wirkung dieser Parole macht deutlich, daß mich in Frankreich sehr viele Menschen in dieser Weise wahrgenommen haben. Auf der gaullistischen Demonstration hieß es dann eben ganz deutlich: „Cohn-Bendit nach Dachau!"

Ohne Pauken und Trompeten

Bisher habe ich vor allem von der Zerstörung meiner ursprünglichen Identität gesprochen. Seitdem ich Linksradikaler bin, versuche ich mir eine neue Identität aufzubauen. Diese hängt entscheidend vom Schicksal der Bewegung ab. Linksradikal zu sein, heißt, das Individuum immer wieder in Frage zu stellen. Die Lebensformen, die Organisationsstrukturen, ein gewisser emotionaler Zusammenhang zwingen mich, mich zu verändern. Eine anti-

autoritäre Identität zu haben, bedeutet, alle Normen zurückzuweisen und zu versuchen, die Lust in das Alltagsleben zu integrieren aber auch – soweit wie möglich – in die Politik. Das ist umso wichtiger, als die traditionelle Politik der modernen Gesellschaften mit ihrem morbiden Charakter noch lange Zeit die Szene beherrschen wird.
Wie läßt sich die Repression ertragen, der wir ausgesetzt sind? Schwer zu sagen. Was mich betrifft, so habe ich versucht, das Spiel in mein alltägliches Verhalten zu integrieren. Das läuft schon beinahe mechanisch. Im Restaurant zum Beispiel ziehe ich öfters diese Nummer ab: vom Teller irgendeines unbekannten Gastes angele ich mir ein Salatblatt; oder, wenn ich Auto fahre, frotzle ich mit anderen Fahrern. Ich weiß, daß das auf die Dauer vielleicht nicht besonders witzig ist, aber was solls ...
Ein fester Bestandteil meines Charakters ist die ‚rutzpe', wie man auf Jiddisch sagt: in einer beliebigen Situation genau das sagen, was man denkt. Schon als kleiner Junge habe ich in der Schule immer die Rolle des kleinen, lustigen, netten Jungen gehabt, niemals die des Bösewichts. Das fällt mir ein, weil später der ‚SPIEGEL'-Herausgeber R. Augstein meinte, daß Hans-Jürgen Krahl in der Studentenbewegung der Böse sei, der Eiferer, während ich deren Sunnyboy sei. Ich will damit sagen, daß ich immer die opportunistische Tendenz habe, meine Fähigkeit, spontan zu reagieren, der Situation, in der ich bin und den Leuten, mit denen ich jeweils zu tun habe, anzupassen. Unmittelbar nach dem Mai sind mir daraus große Schwierigkeiten entstanden, weil ich in Bezug auf die Leute, mit denen ich zu tun hatte, kaum noch differenzieren konnte. Das ist die unehrenhafte Seite meines Charakters: Du weißt, daß so etwas wie Offenheit den Leuten gefällt, daß sie Dir etwas einbringt, also benutzt Du sie. Ich spreche offen von meinem Narzißmus, weil ich weiß, daß er auf der politischen Ebene gefährlich werden kann. Ich habe nicht nur die Funktion eines Wortführers, diese Funktion verschafft mir auch soziale und emotionale Gratifikationen in meinen Beziehungen zu Freunden und Freundinnen. Wie soll ich darüber ohne Koketterie reden? Vor dem Mai hatte ich starke Schwierigkeiten in meinen Beziehungen zu Frauen bzw. Genossinnen. Nach dem Mai sehr viel weniger. Das ist für ein Individuum eine entscheidende Erfahrung. Da die Sexualität in der kapitalistischen Gesellschaft ein ungelöstes Problem bleibt, bin ich auf diese Gratifikationen angewiesen. Und wenn ich es manchmal wage, bestimmte Situationen theoretisch zu erklären, dann nur, weil mir im persönlichen Bereich dieser emotionale Ausgleich gewährt wird. Diese Anerkennung, ist sie Liebe? – erlaubt mir auch, hier zu sprechen. Aber ein Buch hat keinen Körper, und deswegen könnte man es in Frage stellen. Denn meine Art, mich auszudrücken, meine Beziehung zu den Leuten, ist alles andere als traditionell, theoretisch vermittelt. Man hat mich nie für

einen Theoretiker gehalten, trotzdem habe ich auch etwas theoretisches mitzuteilen. Man sieht meine Stärke vor allem darin, wie ich im entscheidenden Augenblick interveniere. Und ein Buch ist davon genau das Gegenteil.
Bin ich ein Führer? Eine Persönlichkeit? Eine Autorität? Die Antwort fällt mir schwer. Auf der politischen Szene spiele ich noch oft die Rolle des Führers. Aber im alltäglichen Zusammenleben bin ich ein Genosse unter anderen. Da in unserer Bewegung Politik und Alltagsleben nicht getrennt werden, zerbröckelt meine Autoritätsrolle. Mein Leben in der Gemeinschaft, ja sogar meine materielle Existenz hängen von der Stärke der Bewegung ab. Alles, was ich sein kann, bin ich durch sie, und ohne sie bin ich nichts mehr. Da mein ganzes Leben so eng mit der Bewegung verquickt ist, halte ich mich oft für ihr genaues Spiegelbild. Die Bewegung wird sozusagen mein neues Über-Ich. Vielleicht klammere ich mich deswegen so stark an etwas, das mir eine neue Identität verspricht, weil ich als Jude so stark unter dem Mangel an Bindungen gelitten habe.
Ich verabscheue jegliche Art von Macker, habe aber doch ein diebisches Vergnügen daran, selber Macker zu sein. Auf politischen Versammlungen rutsche ich oft in die Rolle des Wortführers derjenigen, die sich auflehnen, weil ich selbst instinktiv gegen die Macker politischer Organisationen aufbegehre. Ich werde dann zum ‚antiautoritären Macker'. Das Spontimilieu, das Organisationsformen und -strukturen ablehnt, bringt eine Reihe von Persönlichkeiten hervor, die die Rolle informeller Autoritäten spielen. Einer von diesen bin ich auch. Das macht mich zuweilen unempfänglich für Veränderungen und schließt mich von bestimmten Dingen aus. Umgekehrt halte ich mich auch selber aus manchen Dingen raus, um meine Stellung innerhalb der Hierarchie zu behalten. Das ist mir nicht immer bewußt. Nach meinem Selbstverständnis kann es ohne mich keinen Linksradikalismus geben. Vom politischen Star zur politischen Institution führt eine Geschichte, die ich versuchen werde zu erzählen.

2. Es war einmal

Außer dem Geld gab es noch andere Gründe, weswegen ich mich bereit erklärt habe, dieses Buch zu machen. Einer besteht in der Möglichkeit, auf gewisse Ereignisse zurückzukommen, um mit bestimmten politischen und privaten Gerüchten Schluß zu machen. Im ersten Buch über den Mai 68, das ich zusammen mit meinem Bruder geschrieben habe (7), versuchten wir, alle Gedanken darzustellen, die uns damals bewegt haben. Dreiviertel dieses Buches sind aus Zeitschriften abgeschrieben. Leider nicht offen genug! Ich hatte tatsächlich nicht den Mut, den Mai so zu beschreiben, wie ich ihn erlebt hatte. Da wir ein paar Ideen hatten und die Gelegenheit, ein Buch zu schreiben, dachte ich, man müßte das ausnutzen, um bestimmte Dinge über die Sowjetunion, die KP, den Anarchismus zu schreiben. Dieses Unternehmen hatte große Schwächen: schließlich war sehr viel Bluff bei der Sache. Und zwar nicht nur in Bezug auf die Person des kleinen Dikken mit den roten Haaren – damals war ich noch nicht ganz so dick wie heute – von dem dort überhaupt nicht die Rede war. Ja, es war sogar ein wenig lächerlich: widerspricht doch dieses Buch über den Mai 68 völlig der Art und Weise, wie ich mich damals wirklich verhalten habe. Kann jemand sich vorstellen, daß ich damals im Radio solch einen Exkurs über Kronstadt 1917 gemacht hätte? Ich möchte heute noch einmal versuchen, vom Mai 68 zu sprechen.

Die Wildgewordenen – Außenseiter der Politik

Ich erinnere mich an einen Vorfall, der das Verhältnis der anarchistischen Gruppe von Nanterre zur geschlossenen Gesellschaft der etablierten politischen Welt von U.N.E.F. (8) und linken Grüppchen ziemlich gut illustriert. Dieser Vorfall ereignete sich 1967 auf einer Nationalversammlung der U.N.E.F., wo Nanterre aus irgendwelchen bürokratischen Gründen nicht vertreten war. Trotzdem bin ich mit einem Freund hingegangen, weil es in Nanterre seit einem Jahr ständig zu heftigen Auseinandersetzungen mit den Faschisten gekommen war, mit denen wir uns alle gemeinsam im Rahmen der U.N.E.F. geprügelt hatten. Also das war wirklich ganz große Klas-

se! Ich weiß nicht, ob Ihr Euch so eine U.N.E.F.-Versammlung vorstellen könnt. Zehn Minuten lang spricht da irgendein Delegierter, dann tritt Stille ein und es passiert ungefähr eine Stunde lang gar nichts. Die Leute unterhalten sich über ich weiß nicht was. Dann redet wieder einer eine viertel Stunde, und es kehrt wieder eine Stunde Ruhe ein. Aber ehrlich: eine ganze Stunde! Dann plötzlich Gemurmel: „Jetzt kommt Peninou dran." Es wird noch ruhiger. Er tritt auf, er redet, er entwickelt etwas, es vergeht eine halbe Stunde, eine dreiviertel Stunde und danach ist Schluß. Kein Mensch diskutiert mehr. Stimmen müssen gezählt werden – wer unterstützt was usw. Es war eine wichtige Rede, niemand hat sie verstanden, und wichtig war sie nur, weil sie eine bestimmte Tendenz vertrat. Typisch für diese hermetisch verriegelte Welt, die nichts wirklich repräsentierte. Das Ganze war im Grunde nur ein Kraftakt, um Vorsitzender des Verbandes zu werden. In dieser Situation erhebt sich nun ein Individuum, jemand, den niemand kennt, der nicht mal richtig französisch kann und sagt: „Ich will sprechen." Der Vorsitzende:

– Wer bist Du denn überhaupt?

– Ich bin aus Nanterre, ich möchte etwas sagen.

– Du hast hier kein Rederecht, Du bist nicht in der U.N.E.F.

– Hör' mal, seit einem Jahr schlagen wir uns in Nanterre mit den Faschisten herum, ich möchte jetzt sprechen, ich habe etwas zu sagen.

– Darfste aber nicht.

Na gut, beim ersten Mal setze ich mich etwas verschüchtert wieder hin. Jetzt redet jemand zehn Minutenlang. Dann wieder Schweigen. Es sagt wirklich keiner was. Ich erhebe mich also wieder:

– Da ja keiner spricht, kann es ja nicht stören, wenn ich nun rede.

– Nein, Du bist kein Delegierter. Du hast hier gar nichts zu sagen.

So ging das zwei Stunden lang. Dann – ich habe lange gebraucht, um darauf zu kommen – bin ich plötzlich einfach nach vorn gegangen und habe gesprochen. Und da ich ziemlich gut brüllen kann, brauche ich kein Mikrofon. Ich habe gesagt: „Alles, was ihr hier labert ist doch völlig lächerlich, das interessiert doch keinen Studenten. Man muß die Probleme der Studenten artikulieren, warum sie das Studium satt haben, warum sie anders lernen wollen." Ich weiß nicht mehr genau, wie ich das damals formuliert habe, daß die Studenten in allen Bereichen ihres Alltagslebens unterdrückt werden. Jedenfalls starrten mich alle an wie einen Idioten. Es gab ein völliges Chaos. Zuletzt sprach ich von der Besetzung der Wohnheime im Studentenviertel als Protest gegen die sexuelle Unterdrückung. Und in dem Augenblick, als ich meinte, die sexuellen Probleme müßten auf die Tagesordnung gesetzt werden, gab es einen Moment staunenden Schweigens. Als ich aber zum Abschluß sagte: „Ihr werdet es erleben, in einem Jahr werden wir in Nanterre

die Gebäude besetzen, und wenn die Bullen uns rausschmeißen sollten, werden wir die ganze Fakultät besetzen ...!", brachen alle in schallendes Gelächter aus. Das war 67.
Selbst in Nanterre galt die Anarchistische Gruppe nicht als politische Avantgarde. Wir hatten ein anderes Image als die J.C.R. (9) oder die U.N.E.F., die ein politisches Programm vorweisen konnten. Wir wurden mit dem identifiziert, was wir zu einem bestimmten Augenblick sagten oder nicht sagten. Darin lag am Anfang unsere Stärke, denn wir trauten uns, über bestimmte Dinge zu sprechen. Aber sonst waren wir völlige Außenseiter, in einer Situation, in der die politische Bewegung, selbst die U.N.E.F. und die anderen Gruppen an der Uni nur ein sehr peripheres Dasein fristeten. Die Mehrheit der Studenten war weder dafür noch dagegen, es interessierte sie überhaupt nicht.
Da gab es also dieses etablierte politische Milieu und innerhalb dieses Milieus einige Außenseiter, die dieses Universum der Berufspolitiker radikal kritisierten, weil es keinerlei Bezug zu irgendjemandem hatte. Wir waren zwar selbst ein Teil davon, aber in den Vorlesungen und Seminaren vertraten wir die Bedürfnisse der Studenten, die diese Politik ebenfalls kritisierten. Denn anders als die Militanten der Gruppen gingen wir häufig in die Vorlesungen. Nicht um etwas zu lernen, sondern weil wir Interesse hatten zu diskutieren: Soziologievorlesungen waren 68 ein Medium der Diskussion. Wir verbrachten unsere Zeit damit, in den Vorlesungen auf den Gängen und den großen Hörsälen zu reden. Es gab damals schon eine gewisse Bewegung – ein Streik, zwei Streiks – und weil wir, d.h. vier, fünf, sechs Genossen dabei waren, wurden wir zu einer Art interner Avantgarde. Als politische Gruppe waren wir nicht anerkannt, umso mehr jedoch als Studenten, die mehr oder weniger gute Ideen hatten. Wir wollten einen anderen Verlauf der Vorlesungen, hatten bestimmte repressive Zusammenhänge satt und artikulierten spontan das Bedürfnis der Studenten nach einer Studienreform. Dabei benutzten wir immer häufiger die Waffe der Provokation.
Auch die Entstehung der *Bewegung des 22. März* aus der Anarchistischen Gruppe hat noch einmal unsere Außenseiterposition bestätigt. Wir setzten den Dialog zwar fort, aber in Wirklichkeit haben wir damals bereits den Bruch gesucht. Wir bedienten uns dabei der Waffe der Provokation und entwickelten unter dem Einfluß der ‚Situationisten' eine bestimmte Haltung, die uns später bei der Presse den Namen der ‚Enragés', der Wildgewordenen, einbrachte. Dekan Grapin zum Beispiel, ein ehrenwerter Linker, ehemaliger Deportierter und Gegner des Algerienkriegs, wurde eines unserer Opfer – nicht als Mensch, sondern als Dekan. Als wir ihn lächerlich machten, konnte er sich, gefangen in seiner sozialen Rolle, nur dadurch wehren,

daß er zu seinem Schutz die Polizei holte, seine Polizei. Die Wildgewordenen verunsicherten die Mechanismen des universitären und politischen Systems, indem sie sie bloßstellten. Ein Satz, ein Flugblatt, eine Wandzeitung, eine Aktion genügten, und die Repression setzte ein und enthüllte vor aller Augen ihren dummen und vulgären Charakter. Wir brauchten nur die Fotos von Zivilbullen öffentlich auszuhängen, die innerhalb der Uni gegen politische Plakataktionen eingesetzt waren, um die Polizei zum offenen Eingreifen auf dem Campus zu bringen. Unter dem Steinhagel von ca. tausend Studenten mußten sie wieder abziehen. Diese Studenten waren innerhalb einer viertel Stunde „wild geworden'. Das war am 27. Januar 1967.
Zum Zeitpunkt als sich eine Bewegung herausbildete, waren unsere Beziehungen zu den Leuten so real und unmittelbar wie nur möglich. In dieser Art von Beziehung lag die Stärke des SDS in Deutschland und der Bewegung des 22. März in Frankreich. Wenn ich in Nanterre etwas getan habe, dann war ich davon auch überzeugt. Ich bin keine taktischen Beziehungen eingegangen. Den Begriff der internen Avantgarde habe ich immer genau in diesem Sinne verstanden: nicht als politische Avantgarde, die im Besitz einer Strategie ist, sondern als eine, die wirklich die Bedürfnisse der Menschen artikuliert, die kämpfen. Die Stärke der Bewegung des 22. März und damit auch die Wirkung, die ich hatte, bestand eben darin, zuweilen den richtigen Ton zu finden. Es gab keine taktischen Hintergedanken wie zum Beispiel bei der Parole „Geismar-Arafat" der ‚Gauche Prolétarienne'. Diese Kampagne sollte Geismar unterstützen, der im Gefängnis mit den Maoisten in den Hungerstreik getreten war. Auch hier wurde versucht, einen Führer ins Spiel zu bringen, aber die ganze Sache klang doch sehr hohl. Ich will zwar nicht behaupten, daß Alain aus taktischen Gründen im Knast saß, aber man fühlte doch, daß dahinter ein politischer Plan steckte: man wollte jemanden in den Vordergrund spielen. Ganz im Gegensatz dazu hat es in Nanterre immer eine Identität von Bedürfnissen der internen Avantgarde und der kämpfenden Studenten gegeben. Und diese Frage müssen wir uns immer wieder stellen: besteht diese Identität oder nicht. Ich will damit nicht sagen, daß immer alles spontan ablaufen muß, oder daß eine Gruppe keine interne Avantgarde darstellt, wenn sie an einem Ort eingreift, wo diese Identität nicht besteht, aber es stellt sich immer ein falsches Verhältnis zwischen den durch die Aktion betroffenen Leute und der Gruppe bzw. der Organisation her, sobald diese Beziehung taktisch wird. Ich glaube, daß sich nur daraus wirklich die Stärke der Bewegung des 22. März oder der Hausbesetzungen durch Randgruppen und Mietstreiks von Emigranten in Deutschland erklären läßt: zahlenmäßig waren die Besetzer zwar in der Minderheit, aber ihre Situation wurde als reales Problem verstanden — Leute, die in bestimmten Häusern wohnen, wollen dort wohnen bleiben, und

Jugendliche, die ein Haus besetzen, wollen ein Jugendhaus organisieren. Darin liegt die Wirkung einer Bewegung. Warum haben sich so viele französische Arbeiter mit LIP identifiziert? Nicht, weil sie das gleiche machen wollten – in der Automobilindustrie zum Beispiel ginge das gar nicht – sondern weil hier zum ersten Mal der Typ einer Bewegung entstanden war, die den richtigen Ton trifft.
Piaget gehörte zur Avantgarde, nicht weil er in der PSU (10) war, sondern weil er wirklich zu LIP gehörte, diesen Kampf wirklich im eigenen Interesse führte und dafür, daß niemand entlassen wird. Wenn dagegen irgendeine Organisation auf einen Streik hinarbeitet, so oft mit dem Hintergedanken: das Streikziel ist uns scheißegal; wir wollen, daß die Leute lernen, die Revolution zu machen oder links zu wählen. Die tausend Francs Lohnerhöhung sind uns wurscht; uns interessiert die Abschaffung der Lohnarbeit oder daß Mitterrand Präsident wird. Durch ein solch taktisches Verhältnis zu den Leuten kommt jedenfalls keine wirkliche, revolutionäre Bewegung in Gang.

Bernstein

In Nanterre bin auch ich in einer Gruppe und für die Leute bin ich ein Genosse der Anarchistischen Gruppe von Nanterre. Linksradikale Organisationen hatten bereits verschiedentlich versucht, sich meine Gewohnheit, die Bedürfnisse der Leute zu artikulieren und meine zentristischen Fähigkeiten zunutze zu machen. Das bedarf einer Erklärung: in einer Bewegung nehme ich in dem Sinne eine zentristische Position ein, als ich versuche, verschiedene widersprüchliche Momente zu integrieren. Bestimmte anarchistische Genossen waren zum Beispiel der Meinung: „Die Studenten sind Kleinbürger, die uns nicht interessieren; uns interessiert eine Minderheit innerhalb der Studentenbewegung, die die Uni satt hat, die harte Aktionen unterstützt, um die Bewegung bis zu einem bestimmten Maß von Militanz voranzutreiben und den vollständigen Bruch mit der Universität zu provozieren." Die Reform der Universität interessierte sie einen Dreck. Ich dagegen bewegte mich auf einer mittleren Position zwischen der Tendenz des radikalen Bruches und der des radikalen Reformismus, die die Diskussion über die Universität weiterführen wollte. Darin, glaube ich, lag die Stärke der Bewegung.
Man muß immer wieder berücksichtigen, daß jede Studentenbewegung einen zwiespältigen Charakter hat. Sie sucht häufig ihr Selbstverständnis zwischen der radikalen Ablehnung der Universität – als Ausdruck des gesellschaftlichen und intellektuellen Überdrusses („Nieder mit der bürgerlichen

Wissenschaft!") – und einem praktischen Reformismus, der der Kritik von Formen und Inhalten des Lehrbetriebs ebenso Rechnung trägt wie dem Bedürfnis nach einer anderen Wissenschaft („Kritische Universität, „Aktiver Streik", „Diskussion", „Arbeitsgruppen"). Das Ziel der Studentenbewegung besteht darin, einen Rahmen zu finden, in dem man ohne Druck seine Ansichten und Interessen entfalten kann, in dem die Gesellschaftskritik artikuliert und in die Tat umgesetzt werden kann. Die radikale und unnachgiebige Opposition gegen das System und das Bedürfnis nach wirklicher praktischer Veränderung müssen in derselben Bewegung integriert werden. Nur wenn es gelingt, diese zerbrechliche Einheit erfolgreich zu erhalten, wird die Bewegung eine breite Wirkung haben. Auf der politischen Ebene bedeutet diese etwas naive zentristische Position, sich dafür einzusetzen, daß alle politischen Organisationen sich an einer Aktion beteiligen! Trotzkisten, Maoisten usw. So wollten zum Beispiel nach dem Mordversuch an Rudi Dutschke zwar alle Organisationen eine Demonstration machen, aber sie waren unfähig, zu beschließen, gemeinsam zu demonstrieren. Schließlich haben wir, die Bewegung des 22. März, im Namen aller zu dieser Demonstration aufgerufen. An diesem typischen Beispiel habe ich aber auch gemerkt, wie die politischen Organisationen mich und mein Auftreten zu benutzen versuchten, um ihre eigene Unfähigkeit zu kaschieren.
Die gleiche Erfahrung habe ich im Mai 68 immer wieder machen können. Politisch wurde ich nicht ernst genommen. Was ich sagte, war nicht besonders wichtig. Da sich aber viele Leute darin wiedererkannten, versuchten die politischen Gruppen die Wirkung des 22. März und besonders auch meinen Einfluß auszunutzen.
So etwa habe ich das Übergreifen der Bewegung von Nanterre auf Paris erlebt. Inzwischen hatte jeder gemerkt, daß in Nanterre etwas geschehen war. Lefébre war der Meinung, „die Unruhen in Nanterre hätte ihren Höhepunkt erreicht". Wer die Bewegung wirklich weitertreiben wollte, mußte versuchen, zu verstehen, was in Nanterre geschehen war. Stattdessen versuchten die alten Säcke von der U.N.E.F. (11) sich einen zweiten Frühling zu verschaffen – Verzeihung, ich meine die M.A.U. (12) gründeten. Die trotzkistische J.C.R., die als politische Gruppe ein gewisses Image hatte, beteiligte sich an der Bewegung des 22. März, während die maoistische U.J.C.M.L. das zwar ablehnte, aber doch Delegierte entsandte – als U-Boote, versteht sich.

Die ersten Verhaftungen – „Schade, daß du nicht in Auschwitz verreckt bist"

Eines morgens bin ich um sieben Uhr zu *France-Inter* bestellt, um im Radio zu sprechen. Wir hatten beschlossen, zu zweit hinzugehen. Ich war zwar damals noch kein Presse-Star, galt aber wegen der Affäre Missoffe (13) als Führer. Der Typ, der die Sendung macht, hatte Angst, daß ich nicht käme. Er hatte mir eine Stunde Sendezeit reserviert, und ich hatte ihn beruhigt: „Machen Sie sich keine Sorgen, ich werde um sieben da sein." Um sieben Uhr beginnt die Sendung – ich bin nicht da. Der Typ sagt: „Die Anrachisten verspäten sich, das ist normal ..." Ein bißchen Musik – ich bin immer noch nicht da. „Das ist typisch, Anarchisten können nichts ernst nehmen. Jetzt können Sie sich ein Bild von der Bewegung in Nanterre machen." Nach einer halben Stunde wird er wütend und greift mich frontal an: „Das ist doch wirklich eine Unverschämtheit. Da können Sie mal sehen, liebe Hörer, wie Sie von denen behandelt werden." Wir waren zwar rechtzeitig zu Hause fortgegangen, aber als wir die Wohnung verließen, wurden wir von ein paar Typen überfallen. Wir fanden uns schließlich in einem Lieferwagen wieder. Der Wagen fährt an, und einer der Typen zeigt uns seine Dienstmarke: „Polizei!" Zwei-, dreimal werden wir von einem Kommissariat zum andern gebracht, und wir bewegen uns immer weit außerhalb von Paris durch die Vororte der Stadt. Auf meine Frage, was diese Spazierfahrt zu bedeuten habe, sagt einer: „Nachher stürmen eure Freunde noch das Kommissariat!" Der Polizei schwebte also bereits die Möglichkeit einer Revolte vor Augen. Man warf mir vor, den Überfall auf einen Faschisten in Nanterre organisiert und ihm gedroht zu haben, ihn totzuschlagen. In Puteaux wurde ich von einem Kommissar verhört. Gegen elf – die ganze Aktion sollte eigentlich geheim bleiben – bringt ein Bulle *France-Soir* herein: „Führer der 'Wildgewordenen' von der Polizei festgenommen!" Offensichtlich hatte es irgendwo eine undichte Stelle gegeben und jemand hat sich damit ein schönes Trinkgeld verdient. Er hätte übrigens ruhig mit uns teilen können! Außerdem beschuldigte man mich wegen eines Flugblattes der Bewegung des 22. März. Nach der Besetzung des Verwaltungsgebäudes von Nanterre war damals gerade die Holztür des Gebäudes durch eine Stahltür ersetzt worden. In dem fraglichen Flugblatt hatte es dann geheißen: „Gegen Stahltüren helfen nur Molotow-Cocktails". Dann folgte ein Rezept für diesen Cocktail. Die Bullen suchten die Verantwortlichen. Sie durchsuchten meine Wohnung, eine Zweizimmerwohnung, in der ich immer gelebt hatte und die früher meiner Mutter gehörte. Unten im Eingang sehe ich, wie sie einen alten Freund meines Bruders in Handschellen abführen, und so kann ich gerade noch jemanden benachrichtigen. Ich bitte ihn,

meinen Bruder, Gaby, anzurufen. Es wurde alles durchsucht. Sie waren fassungslos über das viele Zeugs, das da herumlag. Sie verboten mir, den Hörer abzunehmen. Das Telefon klingelte pausenlos, weil mein Bruder inzwischen Bescheid wußte.
Dann wurde die Lage ernster. Ich wurde ins Untersuchungsgefängnis am Quai des Orfévres gebracht und von einem jungen Typen verhört: „Wissen Sie, Herr Cohn-Bendit, ich persönlich habe nichts gegen Sie, aber wir müssen einige Dinge überprüfen ..." Dieser Mann hatte offensichtlich wirklich nicht viel gegen mich, aber er versuchte, mich einzuschüchtern. Das war nun wirklich an den Haaren herbeigezogen, ich hatte mit dieser Angelegenheit nichts zu tun. Ich glaube, es ging um eine Gegenüberstellung mit den Aussagen dieses Faschisten, denn der Inspektor telefonierte ständig mit einem Untersuchungsrichter. Dabei wurde er immer nervöser, weil die U.N.E.F. auf das Drängen der Genossen hin eine ziemlich scharfe Erklärung veröffentlicht hatte. Sogar Sarda, ein Rechtsanwalt der U.N.E.F., Christ und Linksgaullist, hatte sich eingeschaltet, wie damals, bei meinem ersten Relegationsverfahren, als er sich bereits einmal für mich eingesetzt hatte. Die Bullen versuchten, sich die Isolierung der ‚Wildgewordenen' von Nanterre zunutze zu machen, denn bis zu diesem Zeitpunkt waren wir von den Studentenorganisationen nicht ernstgenommen worden: Sauvageot machte sich über Nanterre lustig. Gerade an diesem Abend sollte nun eine gemeinsame Versammlung der diversen Gruppen stattfinden. Kurz vorher wurde ich von den Bullen freigelassen, offensichtlich, weil sie davon gehört hatten. Nach meiner Freilassung war ich überrascht: alle waren zur Versammlung erschienen. Mein Bruder war von Saint-Nazaire gekommen. An diesem Tage hat die große Presse das Wort vom „Roten Dany" aufgebracht. Wenn man bedenkt, daß ich Anarchist war ...
Als Nanterre zum zweiten Mal geschlossen wurde, zogen wir ins Quartier Latin, um unsere Aktionen in der Sorbonne fortzusetzen. Obwohl wir da nur eine lächerliche Versammlung von kaum sechshundert Leuten zustande brachten, gerieten die anderen darüber in Panik: erst jetzt wurde ich mir der Wirkung von Nanterre wirklich bewußt. Sie hatten sicher Angst, wir würden die Sorbonne besetzen: sobald jemand versuchte, uns irgendetwas zu verbieten, antworteten wir mit einer Besetzung. Also wurden wir am 3. Mai alle festgenommen. Da waren wir nun wirklich Waisenknaben gegen. Wir fühlten uns derartig überrumpelt, daß wir sogar daran dachten, über die Dächer abzuhauen, während andere noch verhandelten. Dann wurden wir alle verhaftet: sechshundert Leute.
Auf dem Kommissariat haben sie zwei Typen rausgegriffen: Rousset und mich. Wir sind nicht nach Beaujon gekommen. Auf dem Polizeikommissariat wurde die Luft immer dicker und die Bullen wurden immer wütender.

Irgendetwas mußte im Gange sein! (14) Gegen zwei Uhr morgens begann mir das zu stinken. Ein Bulle pflanzt sich vor mir auf und sagt: „Das wirst Du bezahlen, mein Kleiner. Schade, daß Du nicht mit Deiner Sippschaft in Auschwitz verreckt bist, dann brauchten wir es heute nicht zu tun." Ich beginne zu begreifen, daß es ziemlich harte Zusammenstöße gegeben haben mußte. Ein anderer Bulle kommt und erzählt, daß einer von ihnen tot sei: „Auge um Auge, Zahn um Zahn." Die ganze Nacht hindurch verbreiten sie im Kommissariat das Gerücht, daß ein Bulle einen Pflasterstein in die Fresse bekommen habe und gestorben sei. Immer wenn ich etwas fragen wollte, habe ich Prügel riskiert. Gegen fünf oder sechs Uhr morgens falle ich ausgerechnet demselben Polizisten in die Hände, der mich eine Woche zuvor verhört hatte. Er sagt: „Sie sind für diesen Aufstand verantwortlich, das werden Sie bezahlen!" Ich antworte: „Das ist doch lächerlich, der Aufstand hat doch erst nach meiner Verhaftung begonnen. Das ist doch Unsinn, was Sie da erzählen!" Im Morgengrauen haben sie mich dann schließlich wortlos freigelassen. Aber diese Nacht im Kommissariat habe ich sehr, sehr große Angst gehabt.

Im Rampenlicht

In Nanterre war ich nicht nur ein Sprachrohr der Bewegung des 22. März, sondern ich war auch wirklich in die Gruppenstruktur einbezogen. Als der 22. März dann aber im Quartier Latin Fuß faßte und sich weigerte, die notwendigen Konsequenzen daraus zu ziehen, d.h. seine Organisationsstruktur den neuen Gegebenheiten anzupassen, kam es zu einem Riß – zwar keinem politischen aber einem praktischen: ich habe mich von der Gruppe isolieren lassen. Ich ging zwar noch hin, aber nebenbei fing ich an, eine Art Nachrichtenpolitik zu betreiben, bei der ich mich der Massenmedien in einer Weise bediente, die eher intuitiv bestimmt als rational begründet war. Was ich da im Alleingang tat, hätte man auch bewußt und kollektiv betreiben und so wesentlich besser unter Kontrolle behalten können. Ich merkte immer deutlicher, daß ich mit den Massenmedien umgehen konnte. Ich betrachtete mich selbst zwar als Sprachrohr der Bewegung, verlor aber immer mehr den direkten Kontakt zu ihr. So begann ich, mich immer mehr auf meine eigenen Eingebungen zu verlassen. Meine Rolle als Sprachrohr der Bewegung ist niemals wirklich problematisiert worden.
Eines Tages wollte *Paris-Match* einen Bericht über Nanterre machen. Wir diskutieren darüber und sagen zu – wegen der Kohlen. Die Angelegenheit war schnell geregelt: ich sollte mich darum kümmern. In Wirklichkeit habe ich mich von Paris-Match einwickeln lassen: es ist so eine Star-Geschich-

te daraus geworden, eine richtige show. Und da ich mit den andern nicht mehr viel zu tun hatte, da es keinerlei Kontrolle mehr gab, ist mir das alles mehr und mehr aus der Hand geglitten.
Bis Ende Mai ist mir so meine ganze Persönlichkeit entglitten. Es war eine Flucht nach vorn. Bald wurde daraus ein richtiger high-life. Zwar gab es noch einen 22. März, aber aus mir war inzwischen eine unabhängige Persönlichkeit geworden. Organisationen wie die J.C.R. nutzten das aus. Ihre Taktik, um eine Bewegung für sich einzuspannen, bestand darin, zunächst bekannte Persönlichkeiten zu gewinnen. Mandel, ein führender Trotzkist, hat mich am Abend vor der Barrikadennacht mit Che Guevara verglichen: „Ein Revolutionär hat keine Heimat!". Phantastisch! Daraufhin habe ich eine Rede gehalten, die stark eingeschlagen hat, ohne daß ich etwas besonders Bedeutsames gesagt hätte. Es war eine Rede gegen das sektiererische Verhalten der Maoisten der U.J.C.M.L. „Wenn die Trotzkisten, die Maoisten und meine Großmutter auf die Straße gehen, dann werden wir eine Einheit sein. Andernfalls sollen sie bleiben, wo der Pfeffer wächst! Ich bin bereit, mit jedermann zu diskutieren, aber jetzt ist nicht der Augenblick zu labern, wir wollen die Demokratie auf die Straße bringen. Unsere Bewegung des 22. März ist gegen jegliche Hegemonie." Das ist eine typisch zentristische Rede, ein Versuch, die Differenzen linksradikaler Grüppchen durch eine noch radikalere Argumentation zu relativieren und zu überwinden. Dabei ging ich aus von der These: die radikale Linke existiert nur als Einheit, und diese Einheit ist eine Kraft. Die Einheit der Organisationen ist mehr als ihre Summe. Darauf hatten sehr viele Leute gewartet. Je weiter man von Nanterre entfernt war, desto mehr wurde der 22. März mit Dany identifiziert. In Nanterre kannten die Studenten den 22. März noch unabhängig von mir, später nicht mehr. Ich habe auch persönliche Vorteile aus der politischen Stärke des 22. März gezogen. Warum? Weil mir die Rolle des Wortführers, des Stars ja auch gefallen hat, insofern sie nämlich meinen narzißtischen, schauspielerischen Neigungen entgegenkam. Ich selbst identifizierte mich völlig mit dem 22. März und glaubte, diese Gruppe wirklich zu repräsentieren. Als die etablierten Organisationen nach dem 3. Mai versuchten, die Bewegung wieder unter Kontrolle zu bekommen, setzten die Genossen alles auf mich, um dieser Tendenz entgegenzuwirken. Fand zum Beispiel irgendwo eine Pressekonferenz statt, so war ich dabei und wurde genauso häufig interviewt wie die U.N.E.F. Aber während die Bewegung des 22. März mich auf die Massenmedien ansetzte, konnte ich an den großen Demonstrationen, die nach unserer Verhaftung in der Sorbonne und unserem Auftritt vor dem Disziplinarausschuß der Universität stattfanden, nicht mehr teilnehmen. Das hatten wir so beschlossen, weil bestimmte Gerüchte darauf hinausliefen, daß es mir ziemlich dreckig gehen

würde, falls die Bullen mich erwischen wollten. Besonders am Anfang konnten nämlich alle Demonstrationen mit einer Straßenschlacht enden. Auch dadurch wurde ich von der Bewegung isoliert. Ich blieb im Büro der S.N.E. Sup., verlor einen Teil meiner politischen Kraft und wurde bürokratisch. Ich war sogar so blöd, selbst an der großen Demonstration auf den Champs-Elysées nicht teilzunehmen, dabei machen mir Demonstrationen eigentlich am meisten Spaß. Das war die Geschichte, wo die Anarchisten die ewige Flamme am Triumphbogen auspinkeln wollten und von den Trotzkisten daran gehindert wurden. Die französischen Trikoloren auf den Champs-Elysées wurden systematisch heruntergerissen und in rote Fahnen verwandelt – das war der Vorwand, unter dem ich später ausgewiesen worden bin. Ich hatte nämlich in Amsterdam erklärt: „Die französische Fahne muß zerrissen und in eine rote Fahne verwandelt werden." Am Trimphbogen angekommen, wußten die Demonstranten nicht mehr, wohin sie jetzt gehen sollten. Also gingen sie zurück ins Quartier Latin. In dieser Situation hat sich Geismar, der damals Sekretär der S.N.E.Sup. war, sehr gut verhalten. Da die Polizeipräfektur verboten hatte, ins Quartier Latin zurückzumarschieren, rief er bei der Polizei an und sagte: „Laßt sie in Quartier Latin herein, oder es gibt ein Massaker. Die Leute warten nur darauf" usw. Er versuchte zu bluffen. Trotzdem hat es nicht geklappt und es gab einige Zusammenstöße. Ich hielt es nicht mehr aus und bin auch auf die Straße gegangen. Ich erzähle das, weil ich an diesem Abend sehr frustriert war. Es waren unheimlich viele Leute auf der Straße, aber immer wo ich war, passierte gerade nichts. Dann traf ich Roland Castro – auch er konnte nicht auf die Demo gehen: seine Organisation, die U.J.C.M.L. war dagegen. Er machte „Psst!" und sagte immer wieder: „unglaublich, was da passiert, das ist ja unglaublich!" Auch er war heruntergekommen, um zuzusehen!

Die Bank wird gesprengt

Nach der Festnahme der Genossen am 3. Mai im Hof der Sorbonne und nachdem am folgenden Wochenende viele Demonstranten verurteilt worden waren, breitete sich die Bewegung mit großer Geschwindigkeit aus. Während die Staatsmacht versuchte, die Bewegung des 22. März einzuschüchtern, indem sie sieben Genossen – unter anderen auch mich – vor den Disziplinarausschuß der Universität zitierte, hatten wir dazu aufgerufen, sich um die Sorbonne herum zu versammeln, um uns zu unterstützen und die Ernennung der Professoren, die am selben Tag stattfinden sollte, zu verhindern. Dieser Aufruf fand ein weites Echo, und so verwandelte sich das Einschüchterungsmanöver zu einer Kraftprobe von wesentlich größerer Trag-

weite: entweder es würde gelingen, den Kampf auszuweiten oder er würde zusammenbrechen.
Am Freitag, den 3. Mai kamen 3 000 Demonstranten, montags um neun waren es 5 000, gegen Ende des Nachmittags zehntausende. Auf der Demonstration am Arc de Triomphe am Dienstag waren es bereits 50 000. Die Bewegung hatte sich auf der Straße durchgesetzt, aber ihr Inhalt war noch nicht klar formuliert. Sie befand sich in einer Phase, in der sich die kollektiven Motive langsam herauskristallisierten. Es gab eine Welle von Sympathien bei der Pariser Bevölkerung und die Staatsgewalt war praktisch isoliert. In dieser Situation gab es innerhalb der linksradikalen Gruppen Bestrebungen, die von den Loyalitätsappellen der C.G.T. noch verstärkt wurden, einen Kompromißkurs zu steuern, um die Bewegung zu stabilisieren und Kapital aus ihren Erfolgen zu schlagen. An der Börse des Linksradikalismus wurde auf Baisse spekuliert, da wir aber keine linke Aktiengesellschaft waren, konnten wir die Kurse in die Höhe treiben. Ich erinnere mich noch genau an jenen Dienstag, den 8. Mai, als Geismar morgens im Radio erklärt hatte: „Heute stürmen wir die Sorbonne." Als sie den Bullen dann gegenüberstanden, verkündeten Chisseray und die Trotzkisten im Namen der U.N.E.F.: „Genossen, wir werden schöne und glückliche Tage erleben, denn die Zukunft wird uns gehören ..." – um die Demonstration aufzulösen. Ich war zu diesem Zeitpunkt gerade mit Fernsehaufnahmen für eine Sendung des BBC beschäftigt. Als ich zurückkehrte, traf ich auf der Straße viele Leute, die weinten. Erst dachte ich, es hätte Putz gegeben. Dann wurde mir klar, daß die U.N.E.F. die Parole ausgegeben hatte, „jetzt gehen wir alle nach Hause." Tausende von Leuten fühlten sich betrogen. Geismar, Sauvageot und andere mehr hatten sich hinter ihrem Rücken abgesprochen. Am selben Abend noch erschien Geismar auf einer Versammlung des 22. März; unter Tränen leistete er Selbstkritik. Wir beschlossen dann, Konfrontationen künftig nicht mehr zu verhindern, weil die Leute die Machtprobe offensichtlich wollten, um diesen status quo endlich zu überwinden. Diese Mitgliederversammlung des 22. März in der Nacht vom 8. Mai war meiner Meinung nach der entscheidende Durchbruch für die Bewegung. Endlich erkannte der 22. März seine Bedeutung für die Bewegung und war bereit, Verantwortung für sie zu übernehmen. Es ging nicht um ein festumrissenes politisches Ziel, sondern darum, eine Wette zu gewinnen. Die Wette um die Kraft der Autonomie der Bewegung. Die freie Artikulation von Bedürfnissen und Interessen sollte mit Hilfe von Aktionskommitees und Diskussionsversammlungen gefördert werden; gleichzeitig sollte die Parole der Bewegung: „Befreit die inhaftierten Genossen und die Sorbonne!" wirklich eingelöst werden. Die Selbstkritik von Alain Geismar bedeutete, daß jeder Kompromiß damit endgültig abgelehnt war. Die Spannung dieser

Versammlung läßt sich nur schwer beschreiben. Am Rande der physischen Erschöpfung, waren wir doch psychisch sehr aufgekratzt, weil viel auf dem Spiel stand, weil wir alles auf eine Karte setzten, die bürokratische Führung der Bewegung abzuschaffen. Die Versammlung dauerte bis in die frühen Morgenstunden. Bereits um acht Uhr war ich im Büro der Lehrer-Gewerkschaft, wo eine Koordinationssitzung verschiedener Gruppen stattfand. Von Anfang an stellte ich klar, was gespielt wird: Freitagnachmittag Demonstration, die Flugblätter sind schon gedruckt (reiner Bluff), eine Pressekonferenz ist einberufen. Ihr könnt mitmachen oder nicht. Geismar war dafür, Sauvageot zögerte, die C.L.E.R. (Trotzkisten der Lambert-Richtung) dagegen, die J.C.R. (Trotzkisten der Franck-Richtung) dafür, die U.J.C.M.L. (Maoisten/Stalinisten) waren nicht anwesend, würden aber in den roten Außenbezirken sicherlich zur Stelle sein. Parallel zu den Vorbereitungen der Demonstraion am Freitag haben wir verstärkt versucht, Diskussionen in Gang zu bringen. Die J.C.R. erklärte sich bereit, ihre Versammlung am Donnerstag in der Mutualité zu einer Versammlung der Bewegung umzufunktionieren.[1] Unsere ganze Stärke haben wir dem Umstand zu verdanken, daß wir alles daran setzten, Diskussionen zu initiieren, eine linke Öffentlichkeit herzustellen. Diese bestand bis dahin fast ausschließlich in Zeitungen. Ich erinnere mich an eine Begebenheit am Donnerstag den 9. Mai: Die Sorbonne war geschlossen, und wir hatten erfahren, daß drei- bis vierhundert Typen sich vor den Bullen auf dem Boulevard Saint Michel versammeln. Wir wußten nicht, was wir tun sollten. Ich ging hin, und wir fingen an, zu diskutieren: Warum ist die Sorbonne geschlossen worden?, die Studenten müssen das Recht haben, in der Sorbonne politisch zu diskutieren usw. usw. ... Plötzlich taucht Aragon auf – die berühmte Geschichte ... Das war vor der Barrikadennacht. Politische Diskussion mit den Neo-Leninisten. Heftige Angriffe auf Aragon, aber in der gleichen Art, wie Trotzkisten und Marxisten-Leninisten die *Kommunistische Partei* schon immer angegriffen haben. Es ging nicht gegen Aragon, sondern *ihre* Organisation kritisierte die KP: Warum habt ihr uns verraten? , Warum unterstützt ihr uns nicht? usw. Falsch daran war, daß sie, genau wie die KP, Aragon nicht als Person zu Wort kommen ließen. Da sagte ich zu ihm: „Wenn Du unserer Meinung bist, dann erkläre hier öffentlich, daß Du Dich von der Humanité (Französische Tageszeitung, Zentralorgan der KPF) distanziert, die uns als Provokateure bezeichnet hat." Von diesem Augenblick an war die Diskussion für alle interessant.

Später hat es dann auch Diskussionen über die KP gegeben. Darüber, welche Politik sie heute macht und warum. Die Mehrheit der anwesenden Studenten hatte aufgrund ihrer Erfahrungen das Bedürfnis, über die KP zu diskutieren. Aber selbst wenn da nach historischen Beispielen gesucht wurde,

ging es eigentlich nicht mehr darum, zu beweisen, daß diese oder jene Analyse richtiger war als eine andere. Es ging überhaupt nicht mehr darum, recht zu haben. Genau hier zeigt sich, ob eine politische Organisation ein richtiges oder falsches Verhältnis zur Bewegung hat. Man kann eine revolutionäre Organisation nicht kritisieren, weil sie eine bestimmte politische Analyse hat, sondern weil sie, um diese Analyse durchzusetzen, nicht mehr in der Lage ist, die anstehenden Probleme zu spüren und aufzugreifen. Die Leute auf der Straße hatten ein autoritäres Verhältnis zu Aragon, und wenn sie ein Problem mit ihm hatten, dann nicht so sehr mit dem Mitglied des Zentralkomitees der KP als mit dem Schriftsteller.

Die Bewegung des 22. März hatte also ein anderes Verhältnis zur Politik als die politischen Grüppchen. Dieser Unterschied war bereits in der Studentenbewegung zu Tage getreten. Für die Demonstration am Freitag hatten wir vor allem beschlossen, daß wir, zum ersten Mal seit dem 1. Mai, mit Transparenten an der Spitze des Zuges marschieren würden. Dadurch, daß die Gruppen sich bisher die Demonstrationsspitze immer vorbehalten hatten, war es ihnen auch jeweils gelungen, die Demonstrationen zu kontrollieren oder, wie am Mittwoch, sogar aufzulösen. Es ging also darum, alle Möglichkeiten offen zu halten. Bei Denfert hatten sich 20 000 Leute versammelt, ich kletterte mit dem Megaphon auf den Löwen und machte den Vorschlag, über die Demonstrationsroute zu diskutieren. Als ob man das mit 20 000 Leuten diskutieren könnte! Wir wollten bei der Santé vorbeimarschieren, wo einige Genossen im Knast saßen. Wir hatten beschlossen, daß es keinen Ordnungsdienst geben sollte, und natürlich hatte die U.N.E.F. versucht, doch einen durchzusetzen. An der Kreuzung Boulevard Saint-Michel stellte ich mich mit dem Megaphon auf eine Bank: „Es gibt keinen Ordnungsdienst. Jede Reihe ist für sich selbst verantwortlich. Ihr seid euer eigener Ordnungsdienst." Das hatte es noch nicht gegeben! Die Leute fühlten, daß bei der Sorbonne etwas passieren würde. Und dann kam die Geschichte mit den Barrikaden ... Unversehens war mir auf dieser Demonstration eine organisierende Rolle zugefallen.

Es gab keine Organisation mehr. Auch der 22. März war als Organisation nicht mehr in der Lage, die Situation zu beherrschen. Es gab viele Einzelinitiativen. Die Leute fingen an, Barrikaden zu bauen, während ich die Parole ausgab: „Wir umzingeln die Bullen!" Unter Protest gegen diese Kindereien zog die U.E.C. (15) mit tausend Anhängern ab. Jeder machte irgendetwas, ohne genau zu wissen, was. In der Rue Gay-Lussac standen plötzlich 10 Barrikaden hintereinander! Militärisch gesehen hatte das überhaupt keinen Sinn, aber alle hatten Lust, Barrikaden zu bauen ...

Auf eine sehr komische Weise spielte ich die Rolle des Koordinators. Die Leute kamen auf mich zu und fragten: „Was sollen wir tun? " Ein Typ

brachte sogar einen Plan mit und meinte: „Hier steht jetzt eine Barrikade, hier stehen welche und dort." Ihm sagte ich: „Paß vor allem auf, daß wir den Rücken frei haben." Am häufigsten aber war ich auf den Barrikaden bei der Sorbonne, gegenüber den Bullen und diskutierte. In der Rue le Goff waren vor allem Zuhälter aus der Rue Saint-Denis, die unheimlich scharf auf Prügel waren. Ich ging oft zu ihnen rüber, um sie zu beruhigen, denn ich hatte ehrlich gesagt keine Lust, daß es Putz gibt.
Die Stimmung war geteilt. Die einen wollten den Putz, die andern nicht. Ich war dagegen, die Sorbonne anzugreifen. Offen gesagt, hatte ich große Angst. Das roch nach einer Eskalation. Die Bullen zu umzingeln bedeutete für mich nur eine Machtdemonstration, die lächerliche Situation zu schaffen, daß die Bullen in der Sorbonne eingeschlossen waren und wir sie belagerten – ein Cowboy- und Indianer-Spiel. Die ganze Nacht bin ich mit meinem Megaphon unterwegs gewesen und habe diskutiert.
Ich klapperte alle Barrikaden ab, das dauerte etwa eine Stunde, und sagte zu den Leuten: „Paßt auf, daß zwischen den Barrikaden nie mehr als zwei- bis dreihundert Leute sind; wenn die Bullen angreifen, und ihr müßt euch zurückziehen, gibt es sonst ein Massaker." Es dauerte ziemlich lange, bis man eine Barrikade erklettert hatte. Auch die Bullen haben sehr lange gebraucht. Meine Rolle: die Leute verteilen und beruhigen. Schon jetzt war unser Verhältnis zur Bevölkerung sehr klar: alle Leute hingen aus den Fenstern und aus den Geschäften wurde uns Verpflegung gereicht. Es war ein großes Fest, und es herrschte totale Ausgelassenheit. Ich fühlte mich wohl.
Die Stimmung auf den Barrikaden wird für mich immer ein unvergeßliches Erlebnis bleiben. Das gemeinsame Handeln materialisierte sich im Aureißen des Straßenpflasters und im Bau der Barrikaden. Hier wurden die Grundlagen für das Entstehen neuer emotionaler Beziehungen gelegt. Diese Barrikadengemeinschaft verkörperte den großen Einbruch der Zukunft in die Gegenwart. Diese Nacht hat viele Psychoanalytiker arbeitslos gemacht. Tausende von Leuten spürten die Lust, miteinander zu reden und zu lieben. Seht Euch die Fotos dieser Nacht an und Ihr werdet bei vielen das Erstaunen darüber bemerken, dort zu sein. In dieser Nacht wurde mein Optimismus in Bezug auf die Geschichte geboren. Nachdem ich diese Stunden erlebt habe, werde ich nie mehr sagen: es ist unmöglich!
Irgendwann sind drei Zuhälter zu mir gekommen und haben gesagt: „Wir beschützen Dich." Und sie haben mich den ganzen Abend nicht mehr verlassen, meine Leibwachen. Immer, wenn jemand mich anpflaumte, tönten sie: „Laß den in Ruhe, er hat etwas wichtiges zu tun." Das war ein Spaß!
Gegen Mitternacht haben Geismar und Sauvageot unsere drei Forderungen über den Rundfunk wiederholt. Alle fühlten, daß irgendetwas passieren würde. So konnte das nicht weitergehen. Da traf ich Touraine auf der Stra-

ße. Seltsames Verhältnis: er verhandelte sehr leidenschaftlich mit der Regierung, aber ich war von ihm beeindruckt; warum, weiß ich nicht. Er war ein Taktiker, aber ehrlich. Man konnte mit ihm reden. Als ich ihn jetzt auf der Straße traf, fragte er: „Was wollt Ihr? " Ich antwortete: „Sie haben Beziehungen zu Fouchet, die Bullen sollen abziehen, dann wird nichts passieren. „Glauben Sie? ", meinte er.
Es gelingt ihm, mit dem Rektor Kontakt aufzunehmen, und es kommt zu einem Verhandlungsangebot. Touraine fordert mich auf, zu verhandeln, ich akzeptiere. Tourain, ein weiterer Lehrender und ich kommen zusammen. Ich war an diesem Abend der einzige der verhandeln konnte, ohne daß alle ‚Verrat'! schrien. Ich repräsentierte den linken Flügel der Bewegung. Geismar und Sauvageot wollten nicht, wegen Mittwoch. Touraine sagt:„Ich komme mit einem Studenten", ohne zu erwähnen, daß ich das bin. Wir gehen hinein und die Bullen haben Befehl, uns durchzulassen. Niemals hatte ich so haßerfüllte Gesichter gesehen, wie ihre, als sie mich erkannten. Sie wußten, daß jemand durchgelassen würde, aber nicht wer. Unwilliges Murren war zu hören. Ich glaube, ihr Haß beruhte auf Angst, großer Angst. Seit Stunden konnten sie hören, daß wir dabei waren, um sie herum Barrikaden zu errichten, und sie mußten überzeugt sein, daß wir sie überrennen würden, sobald wir die Sorbonne angriffen. Diese unhaltbare Situation hat sich immerhin fünf bis sechs Stunden lang hingezogen. Als mich der Rektor sah, fragte er:
– Was fordern Sie von uns? Was soll ich tun?
– Ganz einfach, Sie lassen die Bullen abziehen und öffnen die Sorbonne; ich werde drei, vier Bands organisieren und es gibt eine fete. Weiter wird nichts geschehen. Die Leute werden tanzen, trinken und glücklich sein.
Er zuckte zusammen und wußte nicht, was er erwidern sollte. Da wurde er ans Telefon gerufen. Er ging raus, kam wieder herein, ging noch einmal fort und kam ganz traurig wieder zurück und sagte: „Es ist unmöglich, ich habe eben mit dem Minister gesprochen, ich kann nicht." Der Grund war, daß einige Journalisten mich beim Betreten der Sorbonne erkannt hatten. So waren Fouchet und Jox davon unterrichtet, daß verhandelt wurde und daß ich die Studenten vertrat. Sie hatten den Rektor angerufen. Dieser hatte gesagt: „Cohn-Bendit? , ich glaube nicht." „Ist da nicht ein Rothaariger in Ihrem Büro? " Daraufhin ist er zurückgekommen, um sich zu überzeugen, hat es bestätigt, und alles war aus. Da sind wir wieder fortgegangen, und ich habe das Angebot über den Rundfunkt wiederholt.
Dann fingen die Bullen an, ein, zwei Stunden lang Tränengasgranaten herüberzuschießen. Ich ging mit dem Megaphon nach vorn, aber länger als drei Minuten konnte ich es nicht aushalten. Einmal bin ich auf einen Balkon geklettert: da gab es Typen, die mit dem Taschentuch vor dem Ge-

sicht seit fast zwei Stunden Widerstand leisteten – Pflastersteine begannen zu fliegen ...
Es gab auch lustige Situationen. Ich bin ein Sport-Fan und zum ersten Mal bekam ich Fernand Choisel zu Gesicht, den Sport-Reporter von *Europe Nr. 1*, der, als ich noch klein war, immer die Reportagen über die Tour de France gemacht hatte. Er stand mit seinem Wagen mitten in der Rue Gay-Lussac und kommentierte die Ereignisse wie eine Sportveranstaltung: „Die Polizisten rücken vor, sie weichen zurück, vor meinen Augen werden Granaten in die Wohnungen geschossen." Paoli schaltete sich ein: „Aber beruhigen Sie sich doch, beruhigen Sie sich. Fangen Sie nicht an, zu dichten. Beschreiben Sie bitte nur, was Sie selbst sehen." „Was ich sehe? Ich kann ja kaum noch sehen, ich habe das Zeug voll ins Gesicht gekriegt!"
Daraufhin hatte Paoli die Verbindung unterbrochen. Zu diesem Zeitpunkt haben sich wirklich alle Anwohner und alle, die sonst noch dort waren, mit der Bewegung solidarisiert. Es war etwas sehr Mitreißendes geschehen, und alle hatten das gespürt. Selbst ein Journalist. Und das war wichtig, denn auf diese Weise haben alle Leute über den Rundfunk erfahren können, was in dieser Nacht passiert war. Die Bewegung benutzte das Radio und das Radio die Bewegung. Ich kann die Bedeutung dessen, was ich in dieser Nacht getan habe, nicht abschätzen. Alles war Selbstorganisation. Offiziell hatte die U.J.C.M.L. keine Stellung bezogen, aber als die Repression einsetzte, veranlaßten sie, daß die Ecole Normale Supérieure, dicht außerhalb der Polizeistellungen, geöffnet und zur Sanitätsstelle und Zufluchtsstätte gemacht wurde. Eine nach der andern wurden die Barrikaden erobert. Gegen fünf Uhr morgens habe ich einen Genossen von der Zeitung *Action* (16) getroffen und bin zu ihm gegangen. Ich war wirklich erschlagen, und ich glaubte, daß es aufrichtig ist, wenn ich sage, daß ich diese Auseinandersetzung nicht gewollt habe. Das Ende war ziemlich schlimm, ich habe einige brutale Szenen mitbekommen und mir war klar, daß ich mich an diesem Tag nicht erwischen lassen durfte. Ich hätte wohl ziemliche Dresche bekommen.
Ich wollte etwas tun. Da habe ich beim Radio angerufen und gesagt, daß nach allem, was heute vorgefallen war, die Gewerkschaften den Generalstreik ausrufen müßten, wenn sie noch auf der Seite derjenigen stünden, die sich ... Das war ein ernstgemeinter Appell. Ich sprach im Radio, weil ich glaubte, daß ich als Wortführer der Bewegung, der den Generalstreik ansprach, Diskussionen in Gang bringen konnte. Dann haben wir eine Pressekonferenz gegeben und bei dieser Gelegenheit ist das eigentliche Trio Geismar, Sauvageot, Cohn-Bendit entstanden.

Von Anfang an hatten wir zusammen mit der U.N.E.F. darum gekämpft, am 13. Mai eine Demonstration zu machen. Die C.G.T. hatte Angst – sie wollte am 14. Mai demonstrieren, weil der 13. der zehnte Jahrestag von de Gaulles Machtergreifung war: eine Demonstration wäre eine Herausforderung gewesen. Man hätte nicht einmal eine Demonstration für die Altersversorgung machen können – kein Mensch hätte einem das abgenommen. Nach der Barrikadennacht hat die C.G.T. schließlich nachgegeben. Der Generalstreik hat stattgefunden. Die Linksradikalen wollten zusammen mit der C.G.T. in allen Außenbezirken der Stadt Volksversammlungen organisieren und dann eine zentrale Demonstration durchführen. Die C.G.T. lehnte das ab. Um der C.G.T. eins auszuwischen, hatte die F.E.N. (17) darauf insistiert, eine gemischte Demonstrationsspitze zu bilden, die aus Studenten, Lehrenden und Arbeitern – alle vereint – bestand. Geismar und Sauvageot hatten auf der Beteiligung aller Gewerkschaften bestanden, einschließlich U.N.E.F. und S.N.E.Sup. Sofort tauchte die Frage auf: und der 22. März? Die C.G.T. wollte davon nichts hören, mußte sich aber schließlich der Beharrlichkeit der S.N.E.Sup. beugen. Die Demonstration sollte an der ‚Rėpublique' (18) beginnen, und die Linksradikalen riefen zu einer Versammlung am Ost-Bahnhof auf, um von dort gemeinsam zur Rėpublique zu marschieren. Auf der Versammlung am Ostbahnhof kamen alle zu Wort. Ich glaube, daß ich bei dieser Gelegenheit den Gedanken aufbrachte, den Rücktritt der Regierung zu fordern, vor allem aber derjenigen Regierungsmitglieder, die für die Ereignisse dieser Nacht verantwortlich waren. Hier muß man sich den 1. Mai 1968 ins Gedächtnis zurückrufen. Zum ersten Mal seit Jahren hatte an diesem Tag eine große C.G.T.-Demonstration stattgefunden. Die linksradikalen Gruppen hatten beschlossen, sich daran zu beteiligen. Dann hatte es noch einen großen Zirkus mit der U.J.C.M.L. gegeben, die uns drängte, als 22. März teilzunehmen, während die Trotzkisten nur individuell teilnehmen wollten. Wir dachten, daß es uns niemals gelingen würde, uns da hineinzudrängen, aber die U.J. meinte, daß es in der C.G.T. einen Verband gebe, der von ihr kontrolliert werde, und daß sie uns helfen würden, hineinzukommen. Es gab heftige Diskussionen mit der U.J. über die Frage, ob wir schwarze Fahnen dabei haben sollten. Sie vertraten dabei genau den stalinistischen Standpunkt gegenüber den Anarchisten, widerlich, ekelhaft. Ich war angewidert, gleichzeitig war mir die schwarze Fahne völlig wurscht. Ich war für ein Transparent ‚22. März', ein weiterer Beweis meiner zentristischen Position. Meine Position war schlicht: diese Haltung gegenüber den Anarchisten enthüllt den faschistoiden Charakter dieser Organisation. Das sollte sich am 1. Mai bestätigen.

Wir hatten uns also mit einem Transparent ‚22. März' aufgestellt. Natürlich war die ganze Geschichte mit den Verbündeten, die uns reinlassen wollten, frei erfunden. Gewaltsam verschafften wir uns Zutritt zur Demonstration. etwas weiter waren Anarchisten mit schwarzen Fahnen und die ganze Demonstration wurde eine einzige Auseinandersetzung mit der C.G.T. wegen dieser Fahne. Die C.G.T. hielt einen Zipfel fest, die Anarchisten schwenkten das andere Ende. Widerlich. Die Diskussion über den 22. März, die am Schluß der Demonstration geplant war, fiel aus diesem Grunde ins Wasser. Es wurde über den Anarchismus gesprochen, über Kronstadt. Und ich erinnere mich: „Seht mal, da ist der Cohn-Bendit." Die Beziehung zu den Genossen der C.G.T., die keine Funktionäre waren, waren sehr ambivalent. Es hieß nicht etwa: „Habt ihr ihn gesehen – den Arsch? " sondern eher: „ach so sieht der also aus!"
Doch zurück zum 13. Mai. Vorne waren Geismar, Sauvageot, ich, Vigier, Motchane usw., dahinter zwei- bis dreihundert Typen als Ordnungsdienst, wahrscheinlich von Vigier organisiert, möglicherweise Leute von der J.C.R. Sie sollten dafür sorgen, daß wir vor der C.G.T. marschieren konnten. Es hat lange gedauert, bis wir an der République in der ersten Reihe standen. Dann der Skandal: die C.G.T. wollte nicht losmarschieren. Geismar und Sauvageot sagten: „Ohne Cohn-Bendit gehen wir auch nicht los." Schließlich fanden wir uns alle vorne wieder: links die C.G.T., in der Mitte die F.E.N. und wir rechts. Gut war, daß hinter uns fünfhundert Linksradikale liefen, vor dem Transparent und vor allem auch vor der C.G.T. und ihrem Ordnungsdienst. Kaum hatten wir uns in Bewegung gesetzt, fängt hinten auch schon das Geschrei an. Ich drehe mich um und sehe einige Typen mit einer schwarzen Fahne und die C.G.T., die auf sie losgeht. Ich halte an, also halten Geismar und Sauvageot auch an, also halten alle an. Das war endlich die Rache für den ersten Mai. Ich gehe nach hinten und sage zur C.G.T.: „Ist das Eure Vorstellung von Einheit? " Und zum ersten Mal in Frankreich seit sehr, sehr langer Zeit war die C.G.T. gezwungen, die schwarze Fahne zu tolerieren. Ich fand das sehr wichtig, denn ich erinnere mich an eine 1. Mai-Demonstration, wo Maurice Joyeux von der F.C. eingeladen war, eine Rede zu halten. Ich meine die gemeinsame Demo aller Gewerkschaften. Einige Genossen wollten damals die *‚Monde Libertaire* (19) verkaufen, und die C.G.T. hatte versucht, ihre Zeitungen zu zerreißen. Mein Bruder, der zwar nicht bei den Anarchisten organisiert, aber bei den Gewerkschaftlern gut bekannt war, hatte einen Stapel Zeitungen genommen und sie weiterverkauft. Einige Genossen von der C.F.T.C. (20), die vom Verhalten der C.G.T. angewidert waren, hatten daraufhin demonstrativ diese Zeitungen gekauft. Gerade den Anarchisten gelingt es oft, den Stalinismus einer Organisation zu entlarven. Doch zurück zum Mai 68. Die De-

mo marschierte also mit schwarzen Fahnen in ihrer Mitte los. Hinter uns die Linksradikalen, die unaufhörlich brüllten: „Rom!, Berlin!, Budapest!, der gleiche Kampf! usw." Séguy hat während der ganzen Demonstration den Mund nicht aufgekriegt. Immer wenn die KP etwas zu skandieren versuchte, stimmten die 500 Typen dahinter etwas anderes an. Wir zwangen die KP, alle linksradikalen Parolen anzuhören: „Wir sind alle 'Wildgewordene'!", „Wir sind eine kleine, radikale Minderheit!" ... Es war ein Kampf mit Symbolen. Als wir vor der Rue Gay-Lussac ankamen, haben wir Séguy und die anderen gezwungen, die Internatioanle zu singen. Es war ein Tag der Rache und eine Demonstration der kleinen Gehässigkeiten, auf der unser Haß auf die Apparate sich artikulieren konnte.

Was die Zahl der Teilnehmer anbetrifft, so wurde verschiedentlich von einer Million geredet. Die Geschichte dieser Million ist sehr einfach: ein Reporter fragte uns, wie hoch wir die Zahl der Teilnehmer schützten. Geismar und ich antworteten gleichzeitig: „Eine Million". Seitdem waren es eine Million. Daran konnte ich gut erkennen, wie die Presse arbeitet. Sie fragen die Polizei oder die Veranstalter, wieviel Leute da seien. Als wenn man an der Spitze einer Demonstration sehen könnte, wieviel Demonstranten noch hinter uns sind. Als wir bei Denfert ankamen, wußten wir, daß an der République immer noch Leute standen, aber ausrechnen, wieviel wir im ganzen waren, das ist lächerlich. Die Demonstration war riesig, mehr kann man nicht sagen. Die Polizei hatte verlauten lassen, es seien 117 500 Personen! Daß diese Zahl auch in den Abendnachrichten des Fernsehens genannt wurde, war einer der Anlässe, weswegen die Redakteure zu protestieren begannen. Der Beginn der Krise des O.R.T.F.

Für die C.G.T. war der 13. Mai eine Protestdemonstration und damit Schluß. Sie hatte Angst vor dem Aufschwung der Bewegung und vor den Massen, die diese Bewegung weiterzutreiben suchten. Tatsächlich wußte an diesem Abend jeder, daß nichts gelöst war und daß man sich entschließen müsse, die Sorbonne zurückzuerobern. Indem sie die Demonstration auflöste, wollte die KP die Bewegung stoppen. Deswegen wollten wir ein Forum am Eiffelturm organisieren. Die C.G.T. hatte angeordnet, alles abzusperren, sich aber auf keinen Fall mit mir anzulegen. Jedesmal, wenn ich mit einer Gruppe ankam, öffneten sie ihre Absperrungen und schlossen sie hinter mir wieder. Dabei gaben sie die Parole aus, sich zu zerstreuen. Also schleuste ich eine Gruppe durch, ging zurück, und sobald eine Gruppe kam, die weitermachen wollte, setzte ich mich an ihre Spitze. Die Sperrketten der Gewerkschaften öffneten sich, ich passierte mit der Gruppe und kehrte wieder um. Wie ein Paternoster. Ich war wütend. Wir beschlossen, in einem Demonstrationszug vom Eiffelturm zur Sorbonne zu marschieren, die noch leer war. Während ein Zug von 10 000 Leuten in die

Sorbonne eindringt, wo kein Bulle mehr ist, begebe ich mich auf eine Versammlung der P.S.U. Erschöpft und angewidert zugleich schildere ich: „Ich bin glücklich, heute mit stalinistischem Gesindel im Schlepptau einen Umzug gemacht zu haben ..." Es gibt Augenblicke, in denen die Wahrheit stärker ist als die Vernunft. Diese Demo vom 13. Mai, dieser Tag der Rache für jene Demo vom 1. Mai, zeigt übrigens deutlich, wo man mit der Parole des Bündnisses mit der Arbeiterklasse vorsichtig sein muß.

Alle sprachen von Einheit. Aber so, als müsse diese Einheit mit der Arbeiterklasse, mit der C.G.T. bereits vor jedem Kampf bestehen. Das ist grundfalsch: die Erfahrung hat gerade gezeigt, daß die Möglichkeit der Einheit sich in dem Augenblick anbahnt, wo die Bewegung einen gewissen Grad von Radikalität erreicht hat. Eine Bewegung, die intuitiv mit einer derart radikalen Kritik an der Universität begonnen hat, kann keine Einheit mit einer so bürokratischen Organisation wie der C.G.T. erwarten. Sie kann sich aber auf der Straße mit den jungen Arbeitern verbünden, die Lust haben, sich zu prügeln. Sie kann sich mit Arbeitern verbünden, die eine Fabrik besetzen. Linhards (21) Vorschlag, in die Bevölkerung zu gehen, – einfach so – ist ein Vorschlag, diese Bewegung abzuwürgen. Als wir sagten: „Die Sorbonne den Studenten", antwortete die U.J.C.M.L.: „Die Bullen sind in der Sorbonne, warum schließlich auch nicht! Besetzen wir eine Kaserne der C.R.S. in Clignancourt, um zu diskutieren. Gehen wir zur Bevölkerung." Dagegen drückte die Parole „die Sorbonne den Studenten" zu diesem Zeitpunkt die Logik der Bewegung aus. Die Kritik an der Universität war grundsätzlich politischer Natur, denn in ihrer Radikalität stellte sie die ganze Gesellschaft in Frage: eine Universität, wie die Studenten sie wollten, konnte in einer kapitalistischen Gesellschaft nicht realisiert werden. In einer kapitalistischen Gesellschaft gibt es keine abstrakte Einheit, und es ist falsch, zu behaupten, daß die Arbeiterklasse – die Jungen, die Alten, die Emigranten, die Frauen – objektiv die gleichen Interessen hätten. Ein großes Maß an Autonomie der verschiedenen Bewegungen untereinander ist notwendig, um zu den gleichen Interessen zu gelangen, und wir vertraten die Autonomie der Studentenbewegung. Gerade in unserer Radikalität hat sich ein Teil der Jugendlichen wiedererkannt, die in den Fabriken die Bewegung des des Mai auslösten. Und zwar nicht nur in der Radikalität der Straßenschlachten.

Die Dynamik einer Bewegung erwächst aus ihrer Radikalität, und aus dieser Dynamik erst entsteht die Möglichkeit eines Bündnisses mit anderen Bewegungen, eines Bündnisses durch den Kampf. Aber Bündnis bedeutet auch, daß alle taktischen Beziehungen, jede Manipulation verschwinden

müssen. Die Bewegung muß radikal sein, ihre Wahrheit artikulieren, damit das Bündnis einen authentischen Inhalt hat oder sich als unmöglich erweist. Nach dem 13. Mai hat es keine gemeinsamen Demonstrationen mit der C.G.T. mehr gegeben. Aus diesem doppelten Grund, daß nämlich die Radikalität die Möglichkeit der Ausbreitung der Bewegung enthält und weil sie außerdem klarstellt, unter welchem Einsatz dieses Bündnis zustandegekommen ist, ist es falsch, die Radikalität einer sozialen Bewegung zu unterdrücken, im Namen der taktischen Notwendigkeit von Bündnissen mit anderen sozialen Bewegungen oder gar etablierten politischen Apparaten. Diese bürokratische und schematische Vorstellung von Einheit ist im Grunde ein Traditionalismus, der auf verschiedenen Ebenen wieder auftaucht: Emigranten – nationale Arbeiterklasse, Frauen – Typen usw. Es ist falsch, von einer Bewegung zu verlangen, ihre eigene logische Entwicklung zu unterbrechen, um sich mit einer andern zu verbünden unter dem Vorwand, daß die Analyse der Gesellschaft zeige, die Arbeiterklasse sei das revolutionäre Subjekt.

Außer Atem

Am 14. Mai sind wir wieder nach Nanterre zurückgekommen: das war eine kalte Dusche. Die Reaktion war etwas klüger geworden: sie hatte sich ausgedacht, daß man den revolutionären Flügel der Bewegung von der Masse der Studenten isolieren müsse. Dazu muß man wissen, daß wir nach dem 13. Mai ziemlich außer Atem gekommen waren – wir hatten noch nicht einmal recht verstanden, was eigentlich geschehen war. Alles konzentrierte sich nun auf die Frage der Examen. Wir sagten: wir müssen nachdenken. Wir hatten den Vorschlag kollektiver Examen gemacht. Das Problem bestand darin, Zeit zu gewinnen, sich nicht von dieser Art von Problemen ersticken zu lassen. „Warum sollten wir schließlich innerhalb von drei Tagen begreifen, was andere fünfzehn Jahre lang nicht verstanden haben? " Wir schlugen vor, daß jeder sein Examen bekommen sollte, weil dies ein Jahr des Bruchs war und das System den Beweis seiner Unfähigkeit geliefert hatte. Aber die Diskussionen in Nanterre waren sehr hart. Wir waren zwar nicht in der Minderheit, aber die Angst und die Pressekampagne hatten einen starken Einfluß. Ich erinnere mich, daß Touraine auf einer Vollversammlung erschien, um die Examen zu verteidigen. Ein riesiger Typ pflanzt sich vor ihm auf und, vor dem Podium stehend, verdeckt er Tourain fast, er beginnt in die Hände zu klatschen und singt: tscha-ba-da-ba-da, tscha-ba-da-ba-da!, und Touraine sagt nichts mehr, Hohn und Spott. Wir konnten nur intervenieren, indem wir diese

Diskussion vollständig abbrachen. Das war völlig richtig in diesem Augenblick, denn, die Diskussion zu verweigern, bedeutete, den Gegner nicht das Terrain des Kampfes bestimmen zu lassen: Examen, Wiederaufnahme des Universitätsbetriebs. Zu dieser Zeit waren ständig teams von Europe Nr. 1 und Radio Luxemburg in Nanterre, und einer der Journalisten sagte plötzlich zu mir: „Sud-Aviation wird besetzt." Wir wußten zwar nicht genau, wie wir das beurteilen sollten, aber wir hatten doch gut lachen: das Examen saß in der Falle. Heute glaube ich, daß es kein Zufall war, wenn eine Fabrik die Bewegung ausgelöst hat, in der Trotzkisten arbeiteten. Die C.C.I. (22) leitete die Betriebsgruppe der F.O., ihre Genossen haben in dieser Fabrik wahrscheinlich die Rolle einer revolutionären Avantgarde gespielt.

Im siebenten Himmel

Die Besetzung des Werks Billancourt durch die Renault-Arbeiter am Donnerstag wurde vom Fernsehen direkt übertragen. Zum ersten Mal konnte die Bewegung sich artikulieren. Als wir ins Funkhaus kamen, haben Geismar, Sauvageot und ich sofort gespürt, welche Sympathien die Techniker und die andern uns entgegenbrachten. Wir sollten so eine Sendung am runden Tisch mit Journalisten machen, wie es sie schon lange gab. An diesem Tag – die Sendung war von Gewerkschaften bzw. vom Aktionskomitee des O.R.T.F. mehr oder weniger durchgedrückt worden – leitete der Vizepräsident des Fernsehens selbst die Diskussion. Anwesend waren ein junger Typ vom Figaro, gerade aus Kambodscha zurück, hatte folglich den Mai nicht erlebt und war geschickt worden, weil er der jüngste war, außerdem Charpa von *Paris Presse* und Ferniot.
Ich wollte die Konfrontation: über alles reden. Sud-Aviation war am Dienstag besetzt worden, Cléon am Mittwoch, am Donnerstag Flins, Billancourt und Sandouville. Die Diskussion sollte eine Stunde dauern. Wir hatten beschlossen, die Frage der Examen höchstens zehn Minuten zu behandeln, während die drei Journalisten ausschließlich darüber reden wollten. „Wir stellen Ihnen einige Fragen", sagten sie, „die alle Papas und alle Mamas von allen Studenten sich stellen." Auf die erste Frage antwortet Professor Geismar. „Wir sind gegen die Selektion, denn wir verstehen die Angst der Papas und Mamas, daß ihre Kinder im Studium scheitern. Wir sind gegen die soziale Selektion: die Kinder der Bourgeoisie machen die besten Examen." Dann sind wir von der Universität abgekommen und haben über die Schule gesprochen. Reihum wurden Fragen gestellt, immer über das Examen. Und dann sagte ich plötzlich: „So

jetzt reden wir mal nicht mehr über Examen, wir haben genug davon." Wir haben dann auf Fragen nicht mehr geantwortet, sondern fingen nach einer kurzen Unterbrechung an, zu erzählen, und sie stellten ihre Fragen je nachdem, was wir erzählten. Forniot zu Geismar: „Aber sind Sie sich denn darüber im klaren, daß sie den Bürgerkrieg riskieren!? " Geismar antwortet lakonisch: „Dies Risiko nehmen wir auf uns", und fährt kaltblütig in seiner Erzählung fort. Ein genialer Satz. Wir fühlten uns immer stärker. Der einzige, der seine Rolle weiterspielte, war der junge Typ vom *Figaro*. Charpy trommelte mit den Fingern auf den Tisch, bis ich ihn anfuhr: „Hören Sie Charpy, das reicht jetzt. Sie machen immer das gleiche: wenn Ihnen irgendetwas nicht paßt, machen Sie solch einen Lärm, daß niemand ein Wort verstehen kann. Also entweder Sie gehen jetzt, oder Sie hören damit auf." Und das life! „Wir wollen hier ernsthaft mit unseren Zuhörern reden!" Die Techniker hinter uns hättet Ihr sehen sollen, wie die sich vor Lachen gebogen haben. Je länger die Sendung dauerte, desto großartiger wurden wir, und die drei Journalisten waren wirklich eingeschüchtert. Nach der Sendung waren wir wirklich sehr, sehr zufrieden: wir hatten eine ganze Menge sagen können und gleichzeitig den Eindruck von seriösen Leuten gemacht, die nachdenken können. In der Schule habe ich sehr viel Theater gespielt: das macht mein Verhalten im Mai 68 besser verständlich. Ich war immer das Rumpelstilzchen: „Ach, wie gut, daß niemand weiß ..." Das ist für mich ein großes Erlebnis gewesen: ich hatte die ganze Bühne für mich, durfte herumspringen und schreien. Das hat mir ungeheuer gut gefallen. Deswegen habe ich niemals Angst gehabt, vor vielen Leuten zu reden. Und das Fernsehen war ein Theater ohne Drehbuch. Ich hatte das Privileg, mich selbst in großer Aufmachung zu spielen: im Fernsehen, im Radio, in der Zeitung. Auf Versammlungen erwartet man von mir eher einen Einfall, eine Intervention, die eine neue Wendung bringt als eine ausgefeilte Rede. Deswegen gibt es von mir nur Zitate, keine Reden. Wenn ich rede, ist mir aufgefallen, ist der Anfang immer nicht schlecht, in der Mitte verfranse ich mich in meinen Gedanken und am Schluß ist es dann meist wieder sehr gut: ich weiß, worauf ich hinaus will.

Nach uns kam eine Rede von Pompidou, aber er hatte seinen Fernsehauftritt bereits eine Stunde vor uns auf Band aufgenommen, in der Erwartung, daß wir zu Gewalttätigkeiten aufrufen würden oder so. Seine Rede war darauf abgestimmt. „Gruppen von 'Wildgewordenen' – einige haben wir ihnen gerade vorgestellt – empfehlen sich damit, überall Unordnung zu säen, zugegebenermaßen mit dem Ziel, die Nation und die Grundlagen unserer freiheitlichen Gesellschaft zu zerstören ..." Das war nun absolut lächerlich, denn alle Welt hatte einen anderen Eindruck be-

kommen: die Suche nach Freiheit. Von da an waren wir im siebenten Himmel. Mai 68 bedeutet für mich, die Verwirklichung einer ganzen Reihe von Träumen. Wer träumt nicht davon, von Sartre interviewt zu werden? Ich will nicht behaupten, daß ich Existentialist war – ich habe nie genau kapiert, was das eigentlich ist – aber als ich in Deutschland lebte, war ich stark von ihm beeinflußt. Wir haben damals ein Stück von Sartre spielen wollen. Ich frage mich, was dieses Interview für Sartre bedeutete. Ich war nervös, er sehr aufgeregt, angestrengt, setzte sich hin, stand wieder auf. Das Interview kreiste hauptsächlich um den Gedanken, daß das Ziel der Bewegung der Sturz der Regierung geworden war. Ich glaube, in diesem Punkt gab es eine politische Differenz zwischen ihm und dem 22. März. Ich werde mir immer sicherer. Die politische Idee des Regierungssturzes muß in den Vordergrund gestellt werden. Die Wahlen nicht akzeptieren und selber zum Motor eines Regierungswechsels werden, und sei es mit Hilfe einer Volksfront. Die Möglichkeit, den Gaullismus erfolgreich durch eine Volksbewegung zu stürzen, bedeutet die Stärke der Bewegung unter Beweis zu stellen und gleichzeitig der Zukunft eine Tür zu öffnen. Wenn die Bewegung die Bildung einer Volksfrontregierung veranlassen könnte, zu einem Zeitpunkt, da die traditionellen Kräfte zur Regierungsbildung nicht in der Lage sind, würde das auch bedeuten, daß, wenn dieser Typ von Regierung die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht wirklich verändern kann, die Hoffnungen der Menschen sich auf die extreme Linke polarisieren würden. Diese Entwicklung hat ihre eigene Dynamik. Die ganze Argumentation zum Thema ‚eine Volksregierung wird nichts ändern' war politisch falsch. Das lag sicher daran, daß wir von einem gewissen Zeitpunkt ab von der Situation überrollt worden waren. Hier zeigt sich die Schwäche des 22. März, ausgehend von dieser Position zu einem gewissen organisatorischen Niveau zu gelangen. Nach dem Beginn des Generalstreiks ist es uns nicht mehr gelungen, eine politische Debatte herbeizuführen, eine neue Linie zu finden. Meine Idee war damals, und das ist ein zentristischer Gedanke, daß sich nach den Barrikaden der Sieg der Bewegung materialisieren müßte. Es durfte nicht bei einer Hoffnung bleiben, es mußte einen wirklichen Umschwung geben. Die Bewegung muß auf der politischen Ebene, selbst auf der traditionellen, ihre Fähigkeit unter Beweis stellen. Aus dieser Erfahrung ziehe ich den Schluß, daß die linksradikalen Bewegungen sich die Machtfrage auf einer anderen Ebene neu stellen müssen, und zwar im Gegensatz zur anarchistischen oder linksradikalen Theorie. Von einem bestimmten Augenblick an muß man es ablehnen, weiterhin in der Außenseiterposition stecken zu bleiben, nur ein richtungsweisendes Moment zu sein, um eine bestimmte Bewegung zum Ziel zu bringen, und die notwendigen

Etappen zu realisieren. Indem wir es aufgaben, dem Generalstreik ein politisches Ziel zu geben, haben wir die Fähigkeit der Bewegung aufgegeben, zu intervenieren. Man sagt, daß die linksradikale Bewegung bis zum Generalstreik in der Offensive gewesen sei; nachdem die festgefahrene Situation aber aufgebrochen war, habe es keinen qualitativen Sprung gegeben, habe die Bewegung nichts mehr zu sagen gehabt. Erst da haben die traditionellen Organisationen ihren Einfluß zurückgewonnen.

3. Jet Set

Höhenrausch

Nach meinem Interview bei Sartre mußte ich nach Saint-Nazaire, um eine Versammlung zu leiten. Auf dem Bahnhof von Montparnasse spricht mich eine Frau an: „Ich habe Sie gestern im Fernsehen gesehen ..." und gibt mir 10 Francs für den 22. März. Im Zug treffe ich einige Freunde. In Saint-Nazaire hatten wir eine Versammlung mit einer kleinen anarchistischen Gruppe. Eigentlich war geplant, auf die Werften zu gehen, aber die Genossen aus Saint-Nazaire meinten, daß die C.G.T. versuchen werde, das zu verhindern, sodaß wir diesen Plan fallen ließen. Stattdessen organisierten wir am nächsten Tag am Strand, wo alle Werftarbeiter auf ihrem Weg zu Arbeit vorbeikamen, eine Diskussion. So kam es in Saint-Nazaire zu einer Neuauflage von Nanterre: Arbeitsgruppen am Strand, Diskussionen usw. Schließlich streikten auch die Eisenbahner! Ein Journalist von *Paris Match* taucht auf und will um jeden Preis Bilder von mir machen. Er duzt mich, lädt mich ins Restaurant ein und so. Wegen des Streiks sitze ich in Saint-Nazaire fest. Einige Tage zuvor hatte ich zugesagt, in Berlin zu reden. Warum nach Berlin in dieser Situation? Das ist eben der Höhenrausch. Früher war in ziemlich oft nach Deutschland gefahren, vor allem nach Frankfurt, wo ich sehr viel von der deutschen Bewegung gelernt hatte. Die erste große Demonstration, die ich mitgemacht hatte, war die Viet-Nam-Demonstration 1968 in Berlin. Seite an Seite mit den Genossen von der J.C.R. hatten wir uns dort mit Faschisten geprügelt, die eine amerikanische Flagge trugen. Die Vorstellung, nun als ‚Führer' nach Berlin zurückzukehren und in der Uni zu sprechen, faszinierte mich stark. Es war etwas Eitelkeit dabei, aber auch ein Fluchtmotiv, denn ich wußte absolut nicht mehr, wie ich weitermachen sollte; ich hatte Schwierigkeiten, die Ereignisse der letzten Tage so schnell zu verarbeiten: Ich war zum Motor der Bewegung geworden, die schließlich zum Generalstreik geführt hatte ... Bereits in Nanterre waren wir auf Schwierigkeiten gestoßen und seit dem Generalstreik hatte die Situation uns überholt. Durch meine Flucht wollte ich etwas zur Ruhe kommen. Die Bedeutung des Augenblicks war mir nicht klar. In dieser Situation schlägt mir der Paris-Match vor: „Du kriegst ein Auto, wenn

wir mit nach Berlin dürfen." Da bin ich mit dem Fotografen nach Paris zurückgefahren. Bei Paris-Match ging dann der ganze Starrummel los. Lange Diskussionen um das Auto – offiziell durften wir nichts davon sagen. Schließlich sind wir mit einer D.S. losgefahren. Der Typ knipste die ganze Zeit. Ich ging auf alles ein: Schnappschuß in Berlin, mit einem Koffer vor dem Brandenburger Tor. Völliger Schwachsinn, sich darauf einzulassen, vier Tage lang mit einem Journalisten zusammenzusein, um Fahrtkosten zu sparen. Wenn man einmal in der Mühle drin ist, ist jede persönliche Beziehung wichtig.

Genossen aus Amsterdam rufen an, und schon bin ich unterwegs nach Amsterdam. Auf den Versammlungen dort waren immer unheimlich viele Leute. In Amsterdam habe ich auch den Spruch losgelassen: „Die Bewegung muß die alte Welt hinwegfegen und eine neue Welt errichten", und „die französische Trikolore ist dazu da, zerrissen und in eine rote Fahne verwandelt zu werden!" Diese Geschichte mit der Fahne, eigentlich nichts weiter als die Wiedergabe der Parole von der Demonstration am Triumphbogen, wurde dann zum Vorwand: ich erfuhr, daß mir meine Aufenthaltsgenehmigung für Frankreich entzogen worden war. Alle Rundfunkstationen wollten Sendungen mit mir machen. Das BBC wolle eine life-Sendung im Fernsehen. Ich war unentschlossen. Sie hatten eine Journalistin geschickt, die darauf insistierte, und da sie hübsch war, habe ich zugestimmt. Inzwischen hatten französische Genossen Kontakt zu mir aufgenommen und baten mich, zurückzukommen. Lust hatte ich schon. Ich fahre also nach Saarbrücken. Die Straßburger Genossen reagierten sehr geschickt und verkündeten: „Er wird bei Kehl über die Grenze kommen." Daraufhin riegelten die Bullen die gesamte Grenze zwischen Kehl und Saarbrücken ab. Ganze Regimenter der C.R.S. waren aufmarschiert, um die Brücke von Kehl zu sperren. Sowohl in Kehl als auch in Saarbrücken fanden an diesem Tag Demonstrationen statt. Indessen kümmerte ich mich um die Fernsehsendung für das BBC.

Meine gesamten Aktivitäten beschränkten sich damals darauf, öffentlich und im Fernsehen aufzutreten, und meine Beziehungen zu den Genossen wurden immer mehr instrumentalisiert. In Saarbrücken marschierten wir in einem Demonstrationszug bis zur Grenze. Von dort wurde ich zum Rathaus nach Forbach gebracht, wo man mir mein Aufenthaltsverbot aushändigte und mich zum Grenzposten zurückbrachte. An der Grenze gab es noch ein kleines Gerangel mit der C.R.S. als wir zu dritt versuchten, die Grenze wieder zu überschreiten. Dabei hatten wir Blumen in der Hand, um die Lächerlichkeit dieses riesigen C.R.S.-Aufgebots zu demonstrieren. Schließlich bin ich mit der Journalistin nach Frankfurt zurückgefahren. Es war zwar kein Rolls Royce, wie verschiedentlich behauptet wurde, aber

immerhin ein Mercedes Diesel. Nach der Sendung habe ich mich dann mit dem Mädchen verdrückt. Die Genossen in Paris wollten, daß ich möglichst schnell nach Frankreich zurückkehre, aber mir kam es auf einen Tag nicht an. Wir haben uns angeschrien. Ich fing langsam an, durchzudrehen. Ich verlor jeglichen Sinn für die Realität, selbst für meine eigene Person. Ich wurde ein Star mit allem, was das im showbusiness bedeutet.
Meine Rückkehr nach Paris sollte vor allem demonstrieren, daß die Regierung noch nicht wieder Herr der Lage war. Mein Aufenthaltsverbot wurde nicht als Versuch interpretiert, die Bewegung zu zerschlagen, sondern als bloßer Racheakt der Regierung, während die Bewegung versuchte, dem Generalstreik eine Perspektive zu geben. Das war die Zeit der Verträge von *Grenelle*, als die traditionellen Organisationen die Zügel der Bewegung wieder in die Hand nahmen. Es war offensichtlich, daß dem revolutionären Flügel die Puste ausgegangen war, nachdem er zuvor der Bewegung die entscheidende Bresche geschlagen hatte. Die Demonstration von *Charléty* (1) war zwar zahlenmäßig sehr groß, aber keinerlei Antwort auf die Probleme, die durch die Verträge von Grenelle entstanden waren: weder war es eine offene Demonstration für Mendès-France, noch ergab sich daraus eine Fortsetzung des Streiks. Es war eher eine demobilisierende Aktion. Ich hatte zwar Lust, nach Frankreich zurückzukehren, aber ich wußte nicht, woher ich zum zweiten Mal die Puste nehmen sollte. Aber am Tag nach der Demonstration von Charléty bin ich dann doch nach Frankreich zurückgekehrt. Überflüssig, zu erwähnen, wie. Den größten Teil der Reise machte ich im Auto. Wir hielten sogar an, um einen zu trinken. Ich war so gut getarnt, daß mich niemand erkannte: schwarze Haare, Brille mit Rauchgläsern, völlig verändert!
Wieder in Paris, verhielt ich mich sehr zögernd. Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Wir waren schließlich auf den einfachen Gedanken gekommen, meine Rückkehr in der Sorbonne anzukündigen. Niemand wußte, daß ich wieder da war. Ein Teil der Sorbonne diente als Krankenhaus. Ich versuche durch den Hintereingang ins Audimax zu gehen. Ich werde nicht durchgelassen. Ich rufe einen Arzt und sage ihm flüsternd: „Ich bin Cohn-Bendit". Der fühlt sich verarscht, bis ich ihm meinen Paß zeige. Endlich gelange ich auf die Empore. Es läuft gerade eine Diskussion über die Einheitsfront und darüber, wie man die KP zwingen könne, einen Regierungswechsel herbeizuführen. Ein Typ von der M.A.U. hat die Diskussionsleitung. Die Leute um mich herum halten mich alle für einen Spanier. Ich winke den Diskussionsleiter heran, sage ihm, wer ich bin und daß ich reden wolle. Er schaut mich an und weiß zunächst nicht, was er tun soll. Dann geht er ans Mikrophon: „Es sind zwar noch andere Namen auf der Rednerliste, aber hier ist jemand, der etwas sagen möchte und der die festgefahrene Dis-

kussion vielleicht wieder in Gang bringen kann." Ich trete vor und dreißig Sekunden lang gibt es überhaupt keine Reaktion. Ich nehme meine Brille ab, und ein wahrer Freudentaumel bricht los. Fünf Minuten lang brüllt und applaudiert der ganze Saal: „Wir haben eine Wette gewonnen!", „Wir scheißen auf die Grenzen!" Ich hatte Tränen in den Augen.
Das war auch die Parole der Demo vom 24. Mai an der Gare de Lyon gewesen, am Tag nach jener Ansprache, auf der de Gaulle allen möglichen Unsinn geredet hatte. Auch an jenem Abend hatte es Barrikaden gegeben, aber man hatte genau gespürt, daß man in der Defensive war. Am Tag meiner Rückkehr dagegen verspürte man einen neuen Enthusiasmus: „Noch sind wir in der Lage, den Staat zu ohrfeigen." Es herrschte große Ausgelassenheit. Ich glaube, es ging deswegen so spektakulär zu, weil die Leute im Saal wieder Hoffnung schöpften. Aber in Wirklichkeit wußte ich gar nicht, was ich sagen sollte. Der Witz bestand darin, daß ich überhaupt nach Paris zurückgekommen war, und vielleicht hätte ich lieber schweigen sollen oder einfach sagen, daß ich es dufte finde, wieder da zu sein. Stattdessen habe ich eine lange Rede gehalten und gesagt, daß die Regierung zerschlagen werden müsse. Der Rundfunk unterbrach seine Sendungen, um die Nachricht zu melden, und innerhalb einer Stunde war der Hof der Sorbonne brechend voll.
Unterdessen hatte ich mit den Genossen gesprochen und wir hatten uns darauf geeinigt, daß ich eine Pressekonferenz abhalten sollte. Ich sollte aber nichts weiter sagen als: „Hier bin ich also wieder, ich bin wieder zurück..." Fragen sollte ich unbeantwortet lassen und stattdessen für den kommenden Tag eine weitere öffentliche Pressekonferenz in der Sorbonne über den weiteren Verlauf der Bewegung ankündigen. Abends sah sich der 22. März einer regelrechten Vollversammlung gegenüber, und ich mußte nicht nur eine sondern zwei Pressekonferenzen abhalten, weil wir nicht genügend Plätze für alle Journalisten hatten. Ich spazierte zwischen den beiden Konferenzen hin und her und beantwortete alle Fragen äußerst vage:
– Wie sind Sie hergekommen?
– Zu Fuß ...
– Was werden Sie jetzt tun?
– Ich weiß nicht ...
Im Grunde wollten sie auch nur Fotos und ein, zwei Sätze. Die Tatsache meiner Rückkehr hatte für sich selber gesprochen. Der Rest war nicht so wichtig. Als ich dann wieder mit den Genossen vom 22. März zusammen war, beschlossen wir, daß die zweite Pressekonferenz am nächsten Tag ohne mich stattfinden sollte. Die andern sollten sagen: „Cohn-Bendit das sind wir alle."
Im Gegensatz zu unserer Ankündigung verbrachte ich die Nacht nicht in

der Sorbonne, sondern ich setzte mir einen Helm auf und gab mich zusammen mit einigen Genossen als Mitglied einer Gruppe vom Ordnungsdienst aus, die die Sorbonne verläßt. Ich bin dann noch drei, vier Tage in Paris geblieben und habe u.a. an der Demonstration unter der Parole „Wahlen! Idiotenfalle" teilgenommen, die von der U.N.E.F. und allen anderen Gruppen gemeinsam organisiert worden war. Ich lief durch den Demonstrationszug, erreichte vorne Geismar und Sauvageot. Klick, klick, wir wurden fotografiert, ... dann bin ich wieder zurückgegangen. Alle schauten auf mich, und immer, wenn mich jemand erkannte, lächelten wir. Die Leute waren zufrieden und zwinkerten komplizenhaft mit den Augen, alle ließen mich durch. Dann verließ ich die Demonstration und ging wieder in die Sorbonne. Dort fand eine Organisationsdebatte statt. Die verschiedenen Aktionskomitees sollten vereinheitlicht werden, geplant war eine Art satzungsgebende Versammlung der Aktionskomitees. Die Pressekonferenz hatte den Charakter einer politischen Diskussion. Einmal habe ich eingegriffen, um die Parole „Cohn-Bendit das sind wir alle" zu erläutern, indem ich erklärte, daß eine Versammlung der Bewegung des 22. März die Situation diskutiert habe und daß diese Pressekonferenz das Resultat dieser Diskussion sei. Es war das letzte Mal, daß ich als Sprecher des 22. März aufgetreten bin.
Mein Aufenthalt in Paris beschränkte sich auf solche Auftritte. Anschließend bin ich in mein Versteck zurückgekrochen. Am folgenden Tag fand die gaullistische Demonstration statt. Ich tat gar nichts, ich konnte nicht raus, und da ich zur völligen Untätigkeit gezwungen war, beschlossen wir schließlich, daß es besser sei, wenn ich nach Deutschland zurückginge. Der Bruch war da. Meine Rückkehr nach Paris hatte zwar einen starken Eindruck gemacht, war aber ohne inhaltliche Bedeutung. Ich hatte meine Fähigkeit verloren, politisch zu intervenieren.
Die Entscheidung, wieder nach Frankfurt zu gehen, sollte dem Starkult ein Ende machen. Schon als die Genossen mich aufgefordert hatten, die erste Pressekonferenz nicht abzuhalten, wollten sie mir klarmachen, daß ich nicht Brigitte Bardot bin. Das war inzwischen notwendig. Ich konnte damals die Rolle, die ich früher einmal gehabt hatte, nicht mehr ausfüllen, weil ich praktisch keine Möglichkeit mehr hatte, mich wieder in die Gruppe zu integrieren, was der einzige Weg gewesen wäre. Also bin ich fortgegangen. Diesmal war es wirklich eine Flucht.
Wir hatten beschlossen, meine Rückkehr klandestin zu organisieren. Eine Schauspielerin, die mit der Bewegung sympathisierte, wollte mich hinbringen. Diese Geschichte ist später von der Presse, vor allem von der KP-Presse groß herausgebracht worden. Ich beschloß also nach Frankfurt zurückzukehren, die Grenze wollte ich zu Fuß überqueren.
Ich hatte völlig die Orientierung verloren.

Nachdem ich so auf klandestinem Wege nach Frankfurt gekommen war, setzten die deutschen Genossen große Erwartungen in mich. Als Gruppe reagierten sie gleichzeitig mißtrauisch gegenüber dem Führer. Sie fürchteten die Konkurrenz. Meine Identität verdankte ich einerseits der anarchistischen Gruppe der Jahre 1967/68, andererseits dem Star-Rummel um meine Person. Als ich in Deutschland ankam, war ich leer, ich hatte keine Wurzeln mehr. Andererseits war ich der Star. Dieses Problem ist sofort deutlich geworden und zwar sowohl in Bezug auf meine Beziehungen zu den Genossen als auch auf der ideologischen Ebene.
Das Verhältnis zu den Genossen war ausgesprochen schwierig, weil sie mich so gut wie gar nicht kannten. Sie sahen mich im Zusammenhang mit Frankreich, mit den Ereignissen vom Mai 68. Der Bruch mit den Genossen vom 22. März war sehr hart gewesen. Ich fühle mich als Emigrant und verhielt mich sehr unsicher.
So bin ich eines Tages nach England gefahren, um eine Sendung über die Studentenbewegung zu machen. Bei der Einreise hatte ich große Schwierigkeiten: zuerst erhielt ich ein Visum für drei Tage, das wurde dann noch einmal auf fünf Tage verlängert. In England ging dann der gleiche Zirkus wieder los. Ich ließ mich am Grab von Karl Marx aufnehmen. Die Sendung selbst war lächerlich: 15 Leute waren eingeladen worden und jeder durfte zwei Minuten lang sprechen. Gleich danach habe ich an einer anderen Sendung teilgenommen. Das hatte überhaupt keinen Sinn. Ich war ein Bürokrat geworden. Ich hatte ein persönliches Interesse daran, ein Star zu bleiben, ein materielles Interesse; das high-life gefiel mir. Mit dem Flugzeug nach London, mit dem nächsten nach Italien, dann Amsterdam, Berlin: der Duft der großen weiten Welt. Hier zahlte das Fernsehen, dort ein Verleger, hier eine Einladung von einer Gruppe, dort von einem Verband. Alles, was wir früher an den Bürokraten der U.N.E.F. kritisiert hatten, die sich auf internationalen Kongressen tummelten, erlebte ich jetzt selbst, ohne jeden institutionellen Zusammenhang. Jet Set – Spazierfahrt durch Europa.
Am 18. Juni nahm ich an einer Versammlung in der London School of Economics teil. Von dort, also von London aus, richtete ich einen Apell an die Franzosen. So schwankte ich zwischen dem Narren und dem Jet Set. Ich war ja von der ganzen Bewegung, von Flins, von Sochaux völlig abgeschnitten und hatte nichts mehr zu sagen.
Als Krönung des ganzen bietet mir der Rowohlt Verlag 15 Millionen alte Francs für ein Buch, das ich zusammen mit meinem Bruder schreiben soll. Früher hatte ich von 500 Francs gelebt. Der Verleger mietet uns ein Ap-

partement in einem bayerischen Hotel, und innerhalb von sechs Wochen basteln wir ein Buch zusammen. Genau an dem Tage, als ich dem Verleger den Text nach Hamburg bringe, marschieren die Russen in der Tschechoslowakei ein. Man bittet mich auf einer Versammlung zu sprechen. Außer der KP waren in Deutschland alle gegen die Invasion. Man mußte diese Invasion verurteilen und, ohne in das gleiche Horn zu stoßen wie die Rechten, habe ich die Position vertreten: „Wer nicht über Viet-Nam spricht, hat kein Recht, über Prag zu sprechen." Die Ansichten waren sehr geteilt. Eine ganze Reihe von Sozialdemokraten im Saal begann zu pfeifen. Unter den Linksradikalen war bereits eine Diskussion über die Frage im Gange, ob Dubcek nicht ein Konterrevolutionär sei. Die Bewegung in Deutschland war sehr schwach, und die gesamte Rechte so einmütig gegen die Intervention, daß die Linksradikalen recht unsicher und gehemmt reagierten. Dem äußersten linken Flügel innerhalb des SDS war es schließlich zu verdanken, daß die Verurteilung der Invasion durchgesetzt wurde. Bereits hier wurde deutlich, was aus dem SDS später werden sollte: die Auflösung in stalinistische, marxistisch-leninistische Organisationen. Nach meinen Erlebnissen vom Mai war dies für mich eine schockierende Erfahrung.

Ich erinnere mich an eine Veranstaltung in Frankfurt, auf der ich ein bißchen von den Ereignissen des Pariser Mai erzählte, von der KP, von den Wahlen, Sochaux und Flins, Plötzlich erhebt sich ein KP-Genosse und versucht die Position der K.P.F. zu erläutern. Ich unterbreche ihn, beschimpfe ihn fürchterlich und erzähle in allen Einzelheiten, wie sich die KPF im Mai verhalten hatte; dabei schrei ich mich richtig in Wut. Niemand verstand, was ich eigentlich sagen wollte. Im Saal herschte eine latente ideologische Sympathie für die KP. In dieser Diskussion über die Entwicklung der UDSSR wurde deutlich, daß den Leuten die Erfahrung in der Auseinandersetzung mit der KP fehlte.

Ungefähr zu jener Zeit fand auch eine SDS-Delegiertenkonferenz statt, an der ich als Zuschauer teilnahm. Kurz zuvor war ein Bundesvorsitzender des SDS in Sofia während der Weltjugendfestspiele zusammengeschlagen worden, weil er versucht hatte, eine Vietnam-Demonstration zu organisieren. Einige traditionalistische SDS-Typen hatten mit den Bulgaren zusammen an der Prügelei teilgenommen. Sollte man sie ausschließen? Die ganze Diskussion drehte sich um diese Frage. Heftig griff ich in die Diskussion ein und sagte, daß es doch andere Mittel gebe, sich mit der KP auseinanderzusetzen, nämlich eine grundlegende Kritik am Zustand dieser Partei. Die Geschichte des Stalinismus ist ja doch die Geschichte der Zerschlagung der revolutionären Arbeiterbewegung. Nach den Ereignissen vom Mai kann man genau sagen, warum eine revolutionäre Organisation keine pro-sowjetischen Tendenzen in ihren Reihen dulden kann: diese beiden Strömungen

sind unvereinbar, und man braucht nicht erst Fußtritte, um sich davon zu überzeugen. Meine Intervention wurde mir sehr übel genommen. Ich war völlig verwirrt darüber, wie lahm die Stalinisten angegriffen wurden. Natürlich habe ich auch nur mit einem Ohr hingehört.
In Deutschland zögerte ich, in Diskussionen einzugreifen. Ich hatte den Eindruck, man stehe immer unter dem Zwang, eine zusammenhängende, politische Rede halten und ein hohes theoretisches Niveau einhalten zu müssen. Von mir wenigstens verlangte man das. Ich konnte nicht mehr frei sprechen, selbst vom Mai nicht. Ich wurde eine kraftlose Sprechmaschine. In Deutschland galt ich als der Witzbold in akademischen Debatten und mein Stil hat sich niemals durchgesetzt.
Zwischendurch nahm ich einige Tage am Anarchisten-Kongreß in Carrara teil, um ein paar Genossen vom 22. März wiederzusehen. Aber auch da gab es einen Bruch: zwischen den alten Anarchisten und uns. Innerhalb des 22. März hatte es eine Fraktion von traditionellen Anarchisten gegeben, die aber durch die Entwicklung praktisch überholt war. Der Bruch zwischen den Alten und den Jungen war aber dadurch umso stärker geworden: wir waren allergisch gegen diesen alten Kram, diese Pamphlete gegen die Vergangenheit und so. Scharf kritisierten wir die Spanier, die sich während des spanischen Bürgerkrieges an der republikanischen Regierung beteiligt hatten. Die Spanier, die die Revolution gemacht hatten, diskutierten nicht mehr. Wir lebten am Strand, amüsierten uns und übten Gruppenleben. Den großen Skandal gab es dann im Zusammenhang mit einem kubanischen Delegierten, der in Miami lebte. Er war pro-amerikanisch und gegen Castro. Wir haben ihn angeschrien und beschimpft, weil wir es kategorisch ablehnten, uns zwischen dem stalinistischen und dem amerikanischen Lager zu entscheiden. Wir waren für die dritte Kraft, die autonome revolutionäre Kraft. Daraufhin war es zum Bruch gekommen, die gesamte Presse hat darüber berichtet, aber im Grunde war der Kongreß von Carrara eine bedeutungs- und inhalslose Spielerei.
Zu dieser Zeit war ich politisch nicht mehr aktiv. Gleich von Carrara aus bin ich mit jener Schauspielerin, die mir bei meiner Rückkehr nach Frankfurt geholfen hatte, nach Sardinien gefahren. Zwei Wochen lang lebten wir dort in einem teuren Hotel, was ich heute unter keinen Umständen mehr machen würde. Es war dasselbe Hotel, in dem Willy Brandt im Sommer zuvor abgestiegen war. Überall folgten uns die Bullen. Gingen wir baden, waren sie am Strand, machten wir einen Spaziergang, folgten sie uns im Auto. Anarchistische Genossen aus Sardienien besuchten mich, aber ich war unfähig, mit ihnen zu reden. Ich weiß übrigens, daß sie mich jetzt hassen; das kann ich gut verstehen: Ich hatte vom Mai 68 profitiert; Starallüren, bürokratisches Gebaren, obwohl doch gerade der Mai einen bestimmten Gesell-

schaftstyp kritisiert hatte. Ich war wieder eingefangen, integriert. Bis 69 verhielt ich mich wirklich wie ein Bürokrat, der sich aufgrund seines Namens ein angenehmes und unnützes Leben leisten kann.
Mein Buch erschien. Auf der Frankfurter Buchmesse war ich der junge Star. Gleichzeitig passierte diese Geschichte mit der Friedenspreisverleihung an Senghor. Eine Protestdemonstration wurde beschlossen und die Genossen vom SDS baten mich, „als Spezialist" an der Organisation mitzuarbeiten. Ich ging also auf die Demo und – es war verrückt, aber ich erinnere mich noch genau daran – ich hielt mich tatsächlich für denjenigen, für den die andern mich hielten. Die Demo verlief ziemlich hart, und ich wurde von den Bullen verhaftet. Sogleich engagierte mein Verleger einen bekannten Linksanwalt. Da ich keinen festen Wohnsitz hatte, saß ich sechzig Kilometer von Frankfurt entfernt im Knast. Das war wirklich ein Schock für mich, wieder im Knast zu sein. Morgens schob mir jemand zusammen mit dem Brot einige Zeitungsausschnitte in die Zelle und die Gefangenen riefen: „Cohn-Bendit, mach doch mal hier was!" Der Gefängnisdirektor verhielt sich sehr korrekt: „Wir haben nichts gegen Sie; lassen Sie uns in Ruhe, dann lassen wir Sie in Ruhe." Aber ich hatte fürchterliche Angst. Teufel hatte zum Beispiel acht Monate in Vorbeugehaft gesessen, bevor er schließlich freigesprochen wurde. Nach zwei, drei Tagen sah ich mich schon ein halbes Jahr im Knast sitzen. Ich lag auf meinem Bett, konnte nicht schlafen und mußte ständig weinen. Das schlimmte am Knast ist, daß man nicht weiß, warum man dort sitzt: eine sinnlose Handlung – ein noch sinnloseres Gefängnis ... Ich bekam einen Prozeß im Schnellverfahren und wurde zu neun Monaten mit Bewährung verurteilt. Die Emigration fing ja gut an! Als ich wieder aus dem Gefängnis heraus war, verlebte ich einen ziemlich schlimmen Winter. Ich konnte keine Wohnung finden und wohnte bei alten Klassenkameraden. Ich war verliebt in ein Mädchen in Paris, wir sahen uns alle 14 Tage. Vor allem war es eine Zeit völliger politischer Leere, sowohl in meinem Kopf wie in der Praxis. Während des ganzen Winters 1968/69 habe ich überhaupt nichts getan. Trotzdem versuchte ich, mich zu integrieren, indem ich an einem sehr harten Streik an der Universität teilnahm. Doch obwohl ich viele Kontakte zu SDS-Genossen hatte, blieb ich während dieser ganzen Zeit politisch isoliert. Ich konnte mich nicht in die Tradition der deutschen Bewegung integrieren, und die deutschen Genossen kapierten nicht, was eine revolutionäre Bewegung in einem Land mit einer aktiven Arbeiterklasse ist.
Ich hatte also große Lust, die Genossen vom 22. März wiederzusehen. Da kam ich auf die fixe Idee, mit Godard einen Film, einen Western zu drehen. Das war ein Vorwand, um in Italien mit Genossen zusammenzutreffen. Wir waren ein Haufen, der vom Kino keine Ahnung hatte. Wir wollten

uns amüsieren. Godard gegenüber war das eine ziemliche Sauerei. Er hatte erwartet, daß es wenigstens zu Diskussionen, zu einem Meinungsaustausch käme, wir waren unfähig dazu. Wir verlebten das Geld vom Film wie verwöhnte Kinder reicher Eltern.
Das Geld für den Film und das Buch habe ich verschiedenen Gruppen gegeben. Ich habe vielleicht etwas mehr als eine Million alter Francs für mich behalten.
Diese ganze Zeit bedeutete für mich zugleich Exil und parasitäres Leben. Ich lebte auf den Wellen der Ideen, die ich einmal repräsentiert und für die ich einmal gekämpft hatte.

4. Johnny Weissmüller

Nach den Ereignissen im Mai 68 konnte ich mir plötzlich eine Reihe von Träumen erfüllen, wie sie die meisten Menschen haben. Zum Beispiel einen Film zu machen – davon träumt jeder. Man muß dazu wissen, daß ich keinerlei Ahnung vom Kino hatte. Meine Idee war: einen Western zu drehen. Godard seinerseits war in dieser Beziehung an einem wichtigen Punkt angelangt – nicht nur weil er sich mit der Filmemacherei und dem Kino beschäftigte, sondern auch weil er das traditionelle Kino radikal kritisiert hatte. Er war dabei, mit dem Kino zu brechen. Wir haben ihm erzählt, daß wir einen Western machen wollten. Ich glaube, er hat jedes Wort, das gesagt wurde, anders verstanden als wir.

Spiel mir das Lied vom Revolutionär

Ich wollte einen linken Western machen. Ich dachte dabei so an revoltierende Minenarbeiter, die die Waffen gegen ihre Aufseher richten; der Unternehmer greift die Arbeiter mit seiner Schlägertruppe an; die Arbeiter besetzen die Mine ... usw. An einer bestimmten Stelle sollte es ein Duell geben. In Rom haben wir versucht, diesen Film zu drehen, aber es hat überhaupt nicht geklappt. Godard hatte seine eigenen Ideen; da hatten wir und die Genossen vom 22. März nichts mehr zu melden. Wir haben den Schwanz eingezogen. Der Film ist niemals fertig geworden. Wir haben uns nur noch darauf beschränkt, den Vertrag einzuhalten. Schließlich hatten wir Geld dafür bekommen, einen Film zu machen, und das war an einige Bedingungen geknüpft: zum Beispiel brauchte man einen Cowboy. Also sagten wir, gut, einverstanden, nehmen wir den Typ, der dafür engagiert war und drehen wir zehn Minuten. Anne Wiazemsky sollte mitspielen – also hat man sie zehn Minuten lang gefilmt. Dasselbe noch einmal in einer Szene mit Pistole und Pferd. Schließlich haben wir so eineinhalb Stunden lang nacheinander alles abgedreht, was wir zur Erfüllung des Vertrages machen mußten. Es war alles ziemlich kindisch. Natürlich war nicht daran zu denken, daß dabei irgendetwas Brauchbares herauskommen könnte. Für mich war in Rom nicht so sehr meine Filmerfahrung bedeutsam, sondern die Erfahrung,

daß meine Beziehungen zu den anderen – den Genossen vom 22. März – sich unter den Verhältnissen nach dem Mai auflösten: das machte mich unfähig, Erfahrungen mit der Filme-Macherei aufzunehmen.
Für Godard ist das Hollywood-Kino eindeutig die Waffe des Faschismus. Eine bestimmte Art von Filmen, ein traditioneller Western genauso wie ‚Z', ist in dem Sinne faschistisch, als es sich um ein reines Spektakel handelt, in dem man auf die Emotionen abzielt und versucht wird, den Zuschauer mit hineinzuziehen. Je mehr er darauf reinfällt, um so besser ist es. In dieser Art Kino gibt es nicht den kleinsten Versuch, etwas anderes zu machen. Godard jedoch suchte nach einem Weg, wie man sich das Kino im politischen Kampf nutzbar machen kann. Für mich dagegen stellte sich diese Frage überhaupt nicht. Ich wollte einen Western machen. Es ist erstaunlich, wie Filme von Genossen wahrgenommen werden: je reaktionärer sie sind, umso mehr gefallen sie ihnen. Die Western basieren praktisch alle auf einem super-männlichen Hintergrund, sie repräsentieren die sadistischen Sexualbeziehungen zu den anderen, zu Frauen und zu Männern. Im Western wird wahrlich alles dafür getan, daß alle Homos nicht homosexuell werden: der Gebrauch von Revolvern, die Schlägereien – solche Szenen geben den menschlichen Beziehungen einen so betont männlichen Charakter, daß schon im Keim die Möglichkeit völlig zerstört wird, daß Männer untereinander andere Beziehungen haben könnten. Deswegen glaube ich, daß es ein zentrales politisches Problem ist, wenn einem diese Western gefallen: denn das zeugt von einem radikalen Bruch zwischen unserer Politik und unserem Alltagsleben. Auch in unserer Gruppe, wo wir die Trennung Politik-Alltagsleben politisch zu begreifen versuchen, gibt es immer einen Restbestand unbewältigter Probleme, die man in dem offiziellen Rummel auslebt, vor allem im Kino. Ich lebe hier unter Genossen, die sich antiautoritär nennen, aber die meisten sehen die Italo-Western, die französischen Krimis à la Melville oder auch Costa-Gavras ‚Z' oder ‚Der lautlose Aufstand' etwa – recht gerne. Sie mögen diese Filme, in denen es nicht nur nichts Neues gibt, sondern in denen darüber hinaus eine ganz traditionelle Identifikation mit der Handlung und den Personen im Film stattfindet. Demgegenüber besteht eine Unfähigkeit, mit Filmen etwas anfangen zu können, in denen jemand etwas Neues formuliert: Godard, Faßbinder (z.B. „Angst essen Seele auf"). Die Cineasten, die diese Filme machen, sind Individualisten, sie sind mehr oder weniger links, sie sind sehr sensibel für das, was sie zeigen wollen – aber sie verfolgen eine Logik, die uns völlig fremd ist, denn sie versuchen, sich vom traditionellen Kino abzugrenzen. Deswegen sind wir enttäuscht, wenn wir ihre Filme sehen: dort gibt es keine Action. Zudem stellt Faßbinder zum Beispiel die Liebe zwischen dem Emigranten und der alten Frau als eine sehr individuelle Sache dar: tatsächlich fehlt diesem

Film jegliche politische Dimension im posiviten Sinne des Wortes. Er zeigt zwei Personen, die sich in einer völlig blockierten Situation befinden und Opfer aller Vorurteile dieser Gesellschaft sind. Natürlich könnte man auch sagen: Faßbinder sollte diese Sensibilität, die er besitzt, in den Dienst eines sehr viel allgemeineren politischen Kampfes stellen. Ali könnte ein Emigrant sein, der kämpft – denn es gibt immerhin tausende Emigranten in der BRD, die an einer Kampfbewegung teilgenommen haben.
Richtig ist, daß die revolutionäre Bewegung von heute unfähig ist, das Kino in ihre Praxis zu integrieren. Meines Wissens hat das bisher keine Gruppe wirklich geschafft. Und ich glaube, daß eine Gruppe einen wichtigen qualitativen Sprung machen wird, wenn sie sich nicht mehr darauf beschränkt, am Problem einer nationalen Zeitung, von Flugblättern und Broschüren zu arbeiten, sondern wenn sie das Kino für den alltäglichen Kampf nutzbar macht. Man kann heute über den Imperialismus genauso gut einen Film statt einer Broschüre machen. Möglicherweise gibt es in Paris Gruppen, die Filme machen, aber ungeheuer isoliert von den politisch aktiven Gruppen und Organisationen. Und in den Organisationen macht man zum Beispiel Zeitungen für Jugendliche, ohne sich zu fragen, welches Verhältnis die Jugendlichen zum Lesen haben. Bei den Emigranten zumindest ist das klar: du kannst bestenfalls ein Flugblatt in der Landessprache machen, aber die Mehrheit kann nicht lesen, wie die Türken, die aus dem hintersten Anatolien kommen. Und die Jugendlichen haben keine Lust, lange Abhandlungen zu lesen: man könnte vielleicht Comics machen. Es muß nicht gerade das Kino sein – es geht nur darum, ein anderes Ausdrucksmittel für das zu finden, was man sagen will, und dadurch auch das zu verändern, was man sagen will.
Ich erinnere mich an Versuche, mit Jugendlichen über Imperialismus zu sprechen. Das ist äußerst schwierig: die Umschreibungen und Beispiele sind immer irgendwie schief. Aber wenn man sich an einem Film orientiert, geht das viel besser – es gibt einige ganz interessante Filme, wie zum Beispiel „Queimada" mit Marlon Brando. Die Handlung spielt auf irgendeiner Karibischen Insel im 19. Jahrhundert, auf der sich die schwarze Bevölkerung erst von der spanischen Kolonialmacht und dann von den Engländern zu befreien versucht. Der Film lief drei oder vier Tage in Frankfurt und ich habe ihn gemeinsam mit Lehrlingen angesehen, danach gab es eine fantastische Diskussion über Imperialismus und Freiheit. Marlon Brando spielt einen Technokraten, der als englischer Geheimagent die Befreiungsbewegung gegen die spanische Kolonialmacht schüren soll, um England neue Handelsbeziehungen zu eröffnen. Er begreift sehr gut, daß ein Bedürfnis nach Freiheit vorhanden ist – also versucht er, eine nationale Bourgeoisie zu fördern und gleichzeitig, den Führer der schwarzen Befreiungsbewegung damit

zu kaufen, daß er ihm die Freiheit schenkt. Doch da antwortet dieser ihm: „Die Freiheit wird einem nicht gegeben, die muß man sich nehmen." Über solche Sätze und über die Solidarität mit der Befreiungsbewegung der Schwarzen, mit der sie sich identifizieren konnten, ließ sich gut diskutieren. Die Lehrlinge kamen dabei auch auf Vietnam zu sprechen und sie diskutierten über das Verhältnis zu ihren Meistern. Man spürte deutlich, daß sie über dieses direkte Verhältnis mit dem Film verstanden hatten, was Imperialismus ist. Deswegen glaube ich auch, daß man nicht unbedingt militante Filme machen muß, die bloße Dokumentation sind. Es ist ebensogut, eine Handlung zu erzählen, weil sich hierbei dieses Element der direkten und persönlichen Identifikation mit einer Person einstellt. Die politischen Zentren müßten das Medium Film oder Video benutzen – und zwar nicht nur zur Agitation nach außen, sondern auch, um uns selbst zu beobachten. Und das ist nur möglich, wenn wir fähig werden, unsere Vorliebe für bestimmte Filme radikal zu kritisieren. Ohne diese Kritik wird es uns genauso gehen, wie jenem Cineasten, der Kameras an Arbeiter verteilt hatte: sie filmten sich gegenseitig, wie sie gerade ‚Tele-Dimanche' mit Mireille Mathieu im Fernsehen anschauten. Ohne diese radikale Kritik wird man Filme wie ‚Spiel mir das Lied vom Tode' drehen wollen.

Wir hatten auch daran gedacht, einen Western mit großen Filmstars wie zum Beispiel Bronson, zu drehen und diese nach drei Minuten von der Bildfläche verschwinden zu lassen. Der Film sollte nach dem klassischen Schema anfangen: eine Bande terrorisiert die Stadt und nach wenigen Minuten findet ein Duell statt, bei dem der Sheriff – der Filmstar – von den Bösen getötet wird. Jetzt sollte der Film eigentlich erst richtig beginnen. Bronson verschwindet und man sieht ihn nicht mehr wieder. Dann sollte das Problem entwickelt werden, wie eine Stadt versucht, zu kämpfen und sich gegen die Bösen zu verteidigen. Diese Idee ist jedoch immer noch eine bloße Umkehrung des traditionellen Kinos und ich glaube nicht, daß dies ausreicht. Einer der besten Filme, die ich in der letzten Zeit gesehen habe, ist ‚Little Big man'. Es ist einer der ersten Filme, der vom Standpunkt der Indianer selber aus gedreht wurde. Aber obwohl er sich radikal auf die Seite der Indianer stellt, hat man dennoch wegen seines Hollywood-Stils den Eindruck, daß dieser Film ein ‚weißer' Film ist – vielleicht auch, weil Arthur Penn kein Indianer ist. Es gelingt ihm nicht, zum Ausdruck zu bringen, wie die Indianer die Kolonisierung Amerikas durch die Weißen in ihrem Alltagsleben empfunden haben, wie das Alltagsleben durch die Kolonisierung zerstört wurde. Ich glaube, ein solcher Film könnte nur von einem Indianer gedreht werden. Deswegen bin ich der Ansicht, daß wir fähig wären, einen Film über russische Revolution zu drehen, weil dies ein Problem beinhaltet, das uns sehr intensiv beschäftigt: die wirklich grundlegende Aus-

einandersetzung über die revolutionäre Subjektivität und Objektivität.

Kronstadt in 70 mm Superscope

Noch heute träume ich davon, einen Monumentalfilm über die Geschichte von Kronstadt mit zwei Hauptrollen, einem bolschewistischen Matrosen und einer Anarchistin aus Kronstadt zu machen. Das ist die Geschichte einer Stadt, die eine Avantgarde der revolutionären Bewegung war und in der die bolschewistische Partei die autonomen Initiativen abgewürgt hat, indem sie alles unter ihre Regie zwang. Als die Leute nichts mehr zu essen hatten und merkten, daß sie in dieser Revolution auch immer weniger zu sagen hatten, fingen sie an zu revoltieren. Sie revoltierten im Namen der Revolution, die sie gemacht hatten, gegen die Bolschewiki. Auf der anderen Seite müßte man die Partei der Bolschewiki zeigen, wie sie 1917 wirklich war: redliche Revolutionäre, die ungeheuer viel diskutierten, die sich aber vor dem immer größer werdenden Berg von Problemen mehr und mehr dazu entschlossen, die Führung und die führende Rolle der Partei zu verstärken. Ihre Analyse besagte, daß keine andere Kraft in der Lage sei, die Revolution und den Kampf gegen die Weißen zu führen. Und die Diskussion über dieses Problem, das real vorhanden ist, müßte im Zusammenhang dieser Liebesgeschichte zwischen dem bolschewistischen Matrosen und der Anarchistin geführt werden. Damit würde das Problem zwischen Männern und Frauen neu gestellt. Diese Identifikation von Frauen mit den Anarchisten ist für mich immer sehr witzig: das entspricht ihrer Art, ganz direkt an politische Probleme heranzugehen. „Wir haben nichts zu essen, wir wollen entscheiden! Was soll das ganze Gerede: die russische Revolution wird von der Partei der Bolschewiki verkörpert? Die russische Revolution, das sind die Männer und Frauen, die in ihr leben." Und er würde darauf sagen: „Das stimmt, aber die Weißen greifen in der Ukraine an und bedrohen Leningrad. Man muß die Nahrungsmittel auf ganz Rußland aufteilen." Er verkörpert die Objektivität der Situation und sie die revolutionäre Subjektivität. Diese Auseinandersetzung findet in der von den Bolschewiki niedergemetzelten Kommune von Kronstadt ihren Höhepunkt.

– Und am Schluß tötet er sie?

– Nein, es ist viel komplizierter. Am Schluß geht der Winter seinem Ende zu. Die Rote Armee, Trotzki, weiß, daß man mit Schiffen angreifen müßte, wenn das Eis einmal geschmolzen und das Meer frei ist. Und das ist praktisch unmöglich. Daher sehen sich die Bolschewiki schweren Herzens gezwungen, Kronstadt im Namen der historischen Objektivität, im Na-

men der historischen Aufgabe der russischen Revolution anzugreifen – gegen die realen Bedürfnisse der Massen. Ich weiß nicht, ob sie gemeinsam sterben. Die Bolschewiki von Kronstadt hatten die Haltung der Partei verteidigt, ohne daran zu glauben, daß die Waffen eine Entscheidung bringen würden. Ein Teil der Bolschewiki hat sich auch den andern im Kampf gegen die rote Armee angeschlossen.
Die Idee zu diesem Film über Kronstadt kam mir während einer Vorführung von ‚Doktor Schiwago'. Ich habe vor Wut geweint, als ich sah, wie in diesem Film die russische Revolution dargestellt wurde. Wir haben so laut Scheiße gebrüllt, daß nicht viel gefehlt hatte und wir wären aus dem Kino rausgeschmissen worden. Dieser Film über Kronstadt dürfte ruhig sehr schön werden. Godard will jegliches Identifikationselement zerstören: er will kein Kino mehr machen. Ich dagegen habe nicht diese totale Kritik am Kino, ich bin da in bestimmter Hinsicht viel naiver. Seine große Vision ist es, daß es ihm gelingt, das Kino so zu beherrschen, daß er ‚Staat und Revolution' im Film darstellen könnte. Es ist das Projekt eines Cineasten, der im Mai 68 radikal politisiert wurde. Was er seitdem gemacht hat, erscheint uns vielleicht als schlecht – ist vielleicht auch schlecht – aber das ist eine notwendige Etappe im Rahmen seiner Logik. Wenn man eine bestimmte Art von Kino zerstört, kommt man ins ‚Niemandsland', für mich dagegen heißt ‚Kino machen' immer noch, eine Handlung zu erzählen: den Inhalt zu verändern, ohne die Form zu verändern. Allerdings glaube ich, daß dies auch gefährlich sein kann, sich sehr schöne Filme auszudenken.

Mit der Kamera im Anschlag

Unter einem anderen Gesichtspunkt kann es jedoch zu einer Veränderung der Form kommen: wenn man Gruppen die Möglichkeit gibt, ihre eigenen Filme zu machen. Ich denke dabei an Gruppen, die auch andere Sachen machen. Man müßte damit anfangen, ‚Film-Broschüren' herzustellen: über Larzac zum Beispiel. Hier wäre ein Film ein besseres Agitationsmittel als Zeitungen oder Flugblätter. Auf einem öffentlichen Platz könnte man soviele Leute erreichen, wie man nur will. Und man bekäme einen anderen Kontakt mit ihnen, als wenn man ihnen Flugblätter in die Hand drückt. Stell' Dich einmal an einem Sommertag mit einer Leinwand vor ein Fabriktor – und Du wirst sofort 500 oder 1 000 Personen um Dich herum haben. Es wird überall große Diskussionen darüber geben und spätestens am dritten Tag wird sich ein ganz anderes Verhältnis zu den Arbeitern, die hinkommen, hergestellt haben. Dieses distanzierte Verhältnis, das immer bestehen bleibt, wenn man etwas mit Flugblättern erklären will, löst sich auf.

Natürlich hat diese Sache ihre technische Seite. Am Anfang wird man Leute brauchen, die sich mit der Filmerei auskennen: man darf keine schlechten Filme machen. Ich glaube nicht, daß es heute – in einer Situation, die nicht revolutionär ist – ein revolutionäres Kino geben könnte. Aber in Kampfsituationen kann man das, was man empfindet, im Film schon unverfälschter ausdrücken. In einer entwickelten kapitalistischen Gesellschaft entspricht der Film doch einem Bedürfnis – er ist ein Teil unserer allgemeinen Kultur – aber dennoch sind die praktisch aktiven Revolutionäre auf der Stufe des Papiers stehen geblieben: das ist unglaublich! Beim Fernsehen ist es übrigens ähnlich: ich selbst bin ein Fernseh-Fan. Ich finde es aufregend, was so in einem Tag alles im Fernsehen zu sehen ist. Wenn man in den Fabriken und in den Schulen politisch arbeiten will, muß man dort anfangen, wo das Fernsehen aufhört. Als ich im Kindergarten arbeitete, habe ich öfters mit den Kindern darüber diskutiert, was sie im Fernsehen gesehen hatten. Ich habe ihnen nicht gesagt: „Das ist alles Unsinn", nein, ich habe versucht, ihnen die Geschichte anders zu erzählen. Ich habe zum Beispiel die Indianer anders dargestellt, als sie sie im Fernsehen gesehen haben. Da haben mir die Kinder widersprochen. Und so kamen wir dazu, sehr leidenschaftlich darüber zu diskutieren, zumal diese Filme einen wichtigen Bestandteil ihrer Realität ausmachen. Das Fernsehen ist ein Teil ihrer Alltagserfahrung. Sie mögen Geschichten gerne. Die linken Gruppen schreiben wirklich unerträgliche Kinderbücher: über den Kapitalismus, über Ausbeutung ... das interessiert die Kinder nicht, selbst wenn ihre Eltern Arbeiter sind. Gespräche darüber können sie nicht so gut nacherleben wie das Fernsehen. Und ich glaube, was für Kinder gilt, das gilt für jeden anderen auch.

Ein Problem im Verhältnis zwischen den Massenmedien und der revolutionären Bewegung besteht darin, daß es doch schwierig ist, mit den Leuten zusammenzuarbeiten, die in den Institutionen der Massenmedien sitzen: sie sind permanent dazu gezwungen, sich selbst zu zensieren. Bei den Genossen gibt es andererseits, zum Beispiel im Hinblick auf das Kino, gegenüber den Cineasten aus zwei Gründen einen bestimmten Haß: zum einen sind sie eifersüchtig – denn jeder hat heutzutage Lust dazu, einen Film zu machen – und zum anderen wegen des Zynismus der Cineasten gegenüber der Bewegung; sie identifizieren sich nicht mir ihr. Es gibt daher keine Möglichkeit zur Diskussion.

Und trotzdem kann man sich nicht vorstellen, in allen Bereichen dieser Gesellschaft einen nachhaltigen Einfluß ohne das Medium Film zu gewinnen. Die ‚Ligue Communiste' in Frankreich hat ein Lokal, Büros, eine Druckerei – aber sie hat kein Kino. Stellen wir uns einmal vor, eine Versammlung würde nicht mit einer 15-minütigen Rede, sondern mit einem

Film beginnen. Aber nicht mit einem Film wie ‚Salz der Erde' so im Stil linker Film-Klubs, nein. Sondern vielleicht mit einem Film über die ‚Emigration und die Krise', den eine Gruppe über einen Monat hinweg gedreht haben könnte. Die Diskussion anschließend wäre bestimmt sehr viel fruchtbarer. Oft hat man viel Schwierigkeiten, in der Vollversammlung, in einer Diskussion mit Arbeitern das auszudrücken, was man sagen will. Jeder spricht eine andere Sprache. Die Bourgeoisie bedient sich des Kinos. Es wird Zeit, daß wir das auch machen!

Ein Beispiel: das Problem der Beziehung zwischen Männern und Frauen in einer linksradikalen Gruppe, gerade auch im Verhältnis mit Jugendlichen und Emigranten, wo sehr schnell sexuelle Probleme entstehen. Wenn man darüber eine Diskussion anregen will, kann ein Film dabei helfen, die Verhaltensweisen herauszustellen und festzuhalten, die die Leute nicht sehen wollen, über die sie nicht sprechen wollen.

Aber wir müssen lernen, uns das Kino anzueignen, wie eine Zeitung: wenn man keine Lust hat, zu lesen, hört man auf. Wir müssen lernen, einen Film anzuhalten. Wenn wir etwas lesen wollen, dann lesen wir jeder für sich allein. Genau das langweilt die Jugendlichen. Und die Idee mit den gemeinsamen Leseabenden ist doch nur Schnickschnack! Einen Film kann man gemeinsam ansehen. Aber wir haben noch das Verhalten drauf, das das bürgerliche Kino verlangt: wir akzeptieren nämlich, ein und eine halbe Stunde lang ruhig zuzusehen, anstatt gemeinsam auf den Film zu reagieren. Wir müssen lernen, einen Film mittendrin anzuhalten. In einer Vollversammlung ist es wie in einem Film: wenn eine Autorität eine ganze Stunde lang redet, unterbricht ihn niemand. Krivine spricht eine Stunde, Marchais sieben Stunden lang – niemand unterbricht sie. Nimm zum Beispiel diesen Film über LIP, wie langweilig der ist. Du bekommst die Fabrik gezeigt, Piaget redet und redet ... aber Du bekommst keinen Eindruck von den LIP Arbeitern. Hier müßte man den Film mittendrin unterbrechen: drei Minuten Film, darüber reden, diskutieren, wieder zehn Minuten den Film zeigen, usw. ... Um die Beziehung zwischen Zuschauer und Film zu verändern, müssen wir das Kino in die Alltäglichkeit unserer politischen Arbeit einbeziehen, so, wie wir Feste feiern anstatt langweilige Versammlungen zu machen. Wir müssen neue Ausdrucksformen finden! Mit dem Kino gelingt uns das noch nicht. Auf die Dauer ist das ein großes Handicap. Ich habe da etwa folgendes Beispiel vor Augen: wenn Giscard d'Estaing mit dem Fernsehen Politik macht, hat er keinen politischen Apparat mehr nötig. Während einer Wahlkampagne wird alles im Radio und Fernsehen gesagt. Wozu soll er noch Flugblätter verteilen? Die Bourgeoisie benutzt die Medien als autoritäres Kommunikationsmittel, während wir sie als Moment der Befreiung benutzen wollen: sie sollen es ermöglichen, die eigene Sprache zu fin-

den, die Spontaneität zu befreien. Das ist das Gegenteil von dem, was der Film heute ist. Deswegen ist es so schwierig. Aber das Buch ist ein klassenspezifisches Kommunikationsmittel, während das Fernsehen viel demokratischer ist. Die Arbeitsorganisation und die Organisation des täglichen Lebens machen es unmöglich, zu lesen. Für die Jugendlichen bedeutet die Verweigerung, Bücher zu lesen, einen Teil ihres Protestes. Auch die Bewegung hat dieses Studium durchlaufen, heute will niemand mehr lesen. Mit dem autoritären Verhältnis zur Theorie ist es heute vorbei. Aber es gibt noch keinen Ersatz und es bleiben inhaltliche Punkte, die wir diskutieren müssen. Meiner Meinung nach wird eine Versammlung dann gelungen sein, wenn wir es schaffen, Film, Theater, Musik und Redebeiträge gleichzeitig mit einzubeziehen. Allerdings ist es nicht gleichgültig, wie das geschieht. Ganz ähnlich ist es mit dem Guerilla-Theater (Straßen-Agitations-Theater): es ist keine Agitationsform, die wirklich verbreitet ist. Es gibt zwar Gruppen, die auf der Straße Sketche vorführen, aber im allgemeinen gehört das nicht zu den Ausdrucksmitteln einer politischen Gruppe. Als in Frankfurt 1974 der Kampf gegen die Fahrpreiserhöhungen stattfand, wurden die Straßenbahnen blockiert. Die Bullen haben sich überall im Stadtzentrum aufgestellt und nach einer Woche konnte man nicht einmal mehr Demonstrationen durchführen, es gab 500 Verhaftete und alle hatten Angst bekommen. Als wir uns an dem Tag, an dem die Demonstration stattfinden sollte, auf der Straße versammelten, konnten wir nichts machen. Spontan haben ein anderer Genosse und ich damit begonnen, einen Sketch zu spielen. Ich spielte den Polizeipräsidenten und er war ein Passant, der die Schnauze voll hatte von diesen Demonstrationen. Die Leute versammelten sich allmählich um uns herum, obwohl das verboten war. Die Bullen kamen, aber ich befahl ihnen in meiner Rolle als Polizeipräsident wieder wegzugehen. Das war eine ganz seltsame Situation, die eine ganze Stunde lang dauerte. Ein Journalist hat es aufgenommen. Es gab Stellen, die ungeheuer stark waren: die Ironie, die Fähigkeit, die Situation zusammenzufassen und sie zu verändern, und gleichzeitig politisch reden zu können. Es ist unglaublich, daß wir so etwas innerhalb von zehn Tagen nur einmal gemacht haben. Wir hatten Angst davor, solche Sachen in der Hauptstraße zu machen. Dabei hätten wir ein fantastisches Verhältnis zu den Leuten bekommen.Ich glaube, daß Guerilla-Theater und -film zum revolutionären Handwerkszeug gehören sollte, aber ohne gleich Spezialistengruppen zu gründen. Ich bin für politische Zentren, in denen die Genossinnen und Genossen lernen können, Filme zu drehen. So, wie man in der Ligue Communiste lernt, ein Flugblatt zu machen oder zu reden. Mit der Theater-Technik ist leichter umzugehen, aber der Film ist wirkungsvoller.

Eine Kundgebung im Olympia-Stadion

Mit dem Sport ist es ähnlich wie mit dem Kino. Man kann sagen: Jedes Tor auf einem Fußballplatz ist ein Eigentor der Massen. Man kann auf der einen Seite mit Recht die Funktion des Sports in der heutigen Gesellschaft kritisieren: es ist der Versuch, den Nationalismus und das Identifikationsbedürfnis der Massen zu integrieren und ihnen einen Rahmen zu geben. Im Ruhrgebiet kann man Fußballplätze voller junger Arbeiter sehen, die sich austoben, indem sie 90 Minuten lang brüllen. Oder in England: dort prügeln sich die Fans und toben so ihre Aggressionen aus. Natürlich wird damit von den Problemen des Klassenkampfes abgelenkt. Trotzdem sind viele Revolutionäre, obwohl sie das wissen, dennoch sportbegeistert. Während der Fußballweltmeisterschaft war bei uns nicht daran zu denken, während der Übertragung der Spiele einen Termin zu machen. Bei einer Sitzung, die in dieser Zeit stattfand, standen einmal die Hälfte der Genossen mittendrin auf und sagten: „Die Übertragung fängt an." Das zieht immer. Ich habe das Halbfinalspiel zwischen Deutschland und Polen im Waldstadion gesehen. Klar, wenn man erst einmal im Stadion ist, wird man doch verwirrt: die 80 000 Fans sind sehr schwer zu ertragen, wenn sie ‚Deutschland, Deutschland' schreien. Ich unterstütze dann erst recht die Polen. Die anderen regen sich auf. Aber wenn Frankfurt gegen eine andere Mannschaft spielt, dann sind wir Fans der Eintracht. Wir identifizieren uns vollständig mit der Eintracht. Während eines Fußballspiels spüre ich ein sehr unmittelbares Verhältnis zu den sogenannten ‚Massen'. Als Linksradikaler ist man ein Außenseiter. Es gelingt nicht, sich mit den Leuten auseinanderzusetzen, sie denken anders – und das ist schwer auszuhalten. Aber wenn man es fertigbringt, auf den Fußballplatz zu gehen, dann ist man kein Außenseiter mehr. Man kann wie irgendjemand anderes mit den Leuten reden. Auf dem Fußballplatz wollen die Leute ihren Spaß haben. Als wir gerade vor der Fahrpreiserhöhung zufällig auf einem Fußballspiel waren, haben wir mit 200 oder 300 Leuten über die Fahrpreiserhöhung diskutiert. Alle wußten davon. Wir wurden nicht als Linke angesehen: wir waren gegen die Erhöhung, die Leute waren es auch – und weil wir etwas vom Fußballspielen verstanden, haben die Leute gerne mit uns diskutiert.
Am Anfang war der Sport für eine Reihe von Genossen in der Fabrik eine Möglichkeit, Konktakte zu knüpfen. Ich habe das Gefühl, daß meine Leidenschaft für den Sport mich eng mit den anderen Leuten verbindet. Einmal habe ich zum Beispiel auf Sardinien folgendes erlebt: wir haben mit zehn oder 15 Leuten am Strand gezeltet und wollten mit den Einwohnern aus dem Ort in Kontakt kommen. Da bin ich in das kleine Dorf in der Nähe zum Friseur gegangen. Ich habe mich rasieren lassen und habe mit ihm

geschwätzt. Worüber? Über Fußball, über die Weltmeisterschaft. Er hat gleich gemerkt, daß ich mich ganz gut auskenne. Ob Deutschland, England oder Italien – die Nationalität spielt da keine Rolle. Daraufhin hat er einen Freund gerufen, der in der Dorfmannschaft mitspielt. Am nächsten Tag spielen wir mit ihnen Fußball. Ihr Trainer, ein ehemaliger Profi, ist sehr geschmeichelt, daß wir Deutsche sind, und er erklärt uns, warum Deutschland Weltmeister wurde. Innerhalb einer Woche lernen wir alle Jugendlichen im Ort kennen. Wegen mir kann man sagen, daß das opportunistisch sei, aber der Sport ermöglicht es mir, viele Kontakte herzustellen. Obwohl die Fiat-Arbeiter sicher eine der Avantgarden der Arbeiterbewegung sind, obwohl sie unvorstellbare Kämpfe gegen Fiat geführt haben – unterstützen sie dennoch die Fußballmannschaft von Agnelli, dem Fiat-Boß: Juventus/Turin.

Mir fallen zwei Ereignisse ein, wo die bewußte Umfunktionierung des Sports eine kleine Sensation bewirkten: als die amerikanischen Sieger im 400 Meter-Lauf bei den Olympischen Spielen in München sich bei der Siegerehrung – während des Abspielens der Nationalhymnen – mit dem Rükken zur US-Flagge gedreht und an ihren Medaillen herumgespielt haben. Und das in dem immer noch militaristischen Deutschland, wo das Abspielen der Hymnen und die Medaillenübergabe sehr ernstgenommen werden! Diese Aktion hatte einen richtigen Skandal verursacht; die Funktionäre und die Presse waren davon betroffen, weil es eine zutiefst antiautoritäre Aktion war: es sollte heißen ‚Das alles hier geht mich einen Scheißdreck an' und wurde auch so verstanden. Ein anderes Beispiel: am Ziel des Marathonlaufs gab es einen Tunnel am Eingang des Stadions, wo keine Fernsehkameras aufgestellt waren. Ein junger Typ im Sportdreß ist vor dem Tunnel auf die Aschenbahn gesprungen und in das Stadion eingelaufen: eine halbe Minute lang applaudierten ihm zehntausende von Zuschauern zu, als ob er der Sieger sei. Später wurde darüber sehr wenig gesprochen, weil jeder sich dermaßen verarscht vorkam. Das erinnert mich an den Film ‚Die Einsamkeit des Langstreckenläufers', der eine sehr gute Kritik am Sport übt. Das ist ein Film, bei dem man sehr gut mit Jugendlichen darüber diskutieren kann, was der Wettkampf als Mittel zur Disziplinierung in dieser Gesellschaft für eine Bedeutung hat: das Verlangen danach, erster zu sein – und die Verweigerung, sich gesellschaftlich instrumentalisieren zu lassen. Der Typ im Film zeigt, daß er der stärkste ist – und vor dem Ziel läßt er den zweiten vorbeilaufen.

Macker, Macher, Maschine

Der Sport hat mich persönlich immer begeistert. Dahinter steckt die Identifikation mit dem Star, mit dem Held. Wenn ich nicht einschlafen kann, träume ich davon, beim Marathonlauf als erster ins Ziel zu laufen oder wie ein großer Star Fußball zu spielen – dabei schlafe ich dann ein. Das ist so angenehm, daß ich weiter träume und einschlafe. In unserer Gruppe spielen wir jeden Samstag Fußball – aber sehr konkurrent. Jeder will gewinnen, jeder schreit den anderen an. Wir schaffen es nicht, in einer neuen Art Fußball zu spielen. Wir spielen wie alle anderen auch. Wenn wir den Sport einfach so übernehmen wie er ist, besteht die Gefahr, daß uns dies unfähig macht, neue Spiele zu erfinden. So wie wir Fußball spielen, ist zum Beispiel die Trennung zwischen Männern und Frauen absolut erforderlich. Wir wollen unsere Kräfte messen. Dahinter steckt die ganze männliche Vorstellung vom Wettkampf. Wenn Frauen unter diesen Umständen Fußball spielen, ändert dies gar nichts: das sind Frauen, die wie Männer sein wollen. Wenn es uns aber gelänge, diese Strukturen zu überwinden, könnten auch Frauen oder Alte mitspielen. Der Sport ist auch die Diktatur der Jugend über das Alter. Und wer mit einem gewissen Alter, mit 40 oder 50 Jahren, noch Fußball spielt, weigert sich im Grunde dagegen, älter zu werden. Das Spiel hat bei uns tatsächlich keinen Platz mehr im Sport. Einen solchen Sport zu akzeptieren heißt auch, die Konkurrenz zu akzeptieren, die man in den Strukturen von politischen Gruppen antrifft. Wenn es uns gelingt, unsere Vorstellung von politischen Organisationen zu verändern, wird dies auch unsere Spiele verändern. Rational läßt sich das zwar sehr schön sagen, aber praktisch, nächsten Samstag ... dieses Bedürfnis sitzt sehr tief in mir.

Mein größter Wunsch ist es, der ‚Tour de France' mit dem Motorrad hinterherzufahren. Mein zweitgrößter Wunsch ist es, nach der Revolution Sportreporter zu werden.

– Aber wird es denn nach der Revolution immer noch Fußballwettkämpfe geben?

– Aber natürlich! In der Übergangsphase, d.h. im Sozialismus, wird es jedem möglich sein, seine Träume aus der bürgerlichen Gesellschaft zu erfüllen, selbst wenn der Kommunismus auf der Tagesordnung steht.

5. Die Reise jenseits des Kommunismus

„Seit dem Mai 68 kann man sich davon überzeugen, daß der Linksradikalismus für viele der kürzeste Weg zur politischen Ignoranz ist, verbunden mit dem primitivsten Antikommunismus."
G. Seguy
1968 Vorsitzender der kommunistischen Gewerkschaft Frankreichs (CGT)
in: Seguy, le Mai de la CGT, S. 75

Ich bin bis in die Knochen antikapitalistisch, antiautoritär und antikommunistisch. Das stalinistische, reformistische und institutionelle Denken ist in meinen Augen ein Teil der herrschenden Ideologie. Bis-in-die-Knochen soll heißen, daß ich diese Impulse schon in meiner ersten spontanen Aufsässigkeit wiederfinde. Wenn man bewußt lernt, sich mit der Revolution weiterzuentwickeln, lernt man auch, gegen die kommunistischen Parteien zu sein. Das stalinistische Denken ist ein Teil des bürgerlichen Denkens und der bürgerlichen Moral: in ihm findet man die Struktur des bürgerlichen Denkens wieder: Autoritätsgläubikeit, Dogmatismus, Gehorsamkeit, Machiavellismus, Chauvinismus. Die – demokratische – Freiheit muß ständig beschworen werden, weil sie nicht gelebt wird. Aber die Kommunistischen Parteien können gar nicht für die Freiheit kämpfen, weil sie vergessen haben, was das wirklich ist. Wir müssen daher begreifen, daß die bürgerliche Gesellschaft und die stalinistische Gegengesellschaft zwei Seiten derselben Medaille sind.
‚Revolutionär zu sein' bedeutet für einen Jugendlichen von 1968 auch, gegen die kommunistische Partei zu sein: antikapitalistisch und antikommunistisch. Ich habe mich nicht dazu entschlossen, Antikommunist zu sein, sondern die kommunistische Partei und die sogenannten kommunistischen Länder haben mich zum Antikommunisten gemacht. Wer wird nicht Anti-Imperialist, wenn er Berichte über die ungarische Revoluion von 1956 liest? Auf die Frage: wer ist verantwortlich für den Antikommunismus? gibt es nur eine einzige Antwort: die Kommunisten!

Der Impuls, der von der russischen Revolution ausging, war derartig bedeutend, daß man noch in den sechziger Jahren Sozialismus und Revolution mit Sowjetunion gleichsetzte. Doch wenn man heute die kapitalistische Gesellschaft kritisiert, fragen die Leute sehr schnell: „Gut, aber was ist in der Sowjetunion? " 1917 setzen der Krieg und die Niederlage in Rußland die Revolution auf die Tagesordnung! Das Volk hat gegen das Elend und für Brot, Frieden und Freiheit gekämpft. Das geschah in einer ganz spezifischen historischen Situation. Wenn man den damaligen Entwicklungsstand der Produktivkräfte in Rußland berücksichtigt, scheint mir die von den Bolschewiki durchgeführte Revolution logisch zu sein. Ich kann mir nicht vorstellen, wie eine proletarische Revolution in einem Land stattfinden könnte, in dem das Proletariat nicht massenhaft existiert. Schon in der französischen Revolution hat das Proletariat als Klasse stellenweise eingegriffen. Ich glaube, daß die Aufgabe der russischen Revolution darin lag, die bäuerlichen Klassen mit einem neu entstehenden Proletariat zu vereinigen. In einer Situation, in der die gesellschaftlichen Klassen sich anders als im Westen entwickelt hatten, sehr bedeutende bäuerliche Schichten, eine minoritäre Arbeiterklasse und eine Bourgeoisie, die ihre historische Rolle nicht gespielt hatte – war die bolschewistische Partei dazu gezwungen, alle Mängel der russischen Gesellschaft durch die eigene Existenz auszugleichen.

Die russische Revolution und die UDSSR haben nichts mit dem Sozialismus zu tun. Das ist keine moralische Frage. Für uns besteht die Funktion des Sozialismus nicht darin, das Elend und die Armut anders aufzuteilen. Ich stimme den deutschen Linkskommunisten zu, die gesagt haben, daß die russische Revolution die letzte bürgerliche Revolution in Europa war. Der Bolschewismus hat in der Tat die Entwicklung der industriellen Gesellschaft in Rußland ermöglicht, so wie die französische Revolution die Entstehung der Marktwirtschaft ermöglicht hat.

Die russische Revolution ist also eine industrielle Revolution ohne Bourgeosie. Der radikale Strukturwandel der russischen Gesellschaft wurde erforderlich, um diese Industrialisierung zu ermöglichen und zu verwalten. Die bolschewistische Partei hat die historische Aufgabe erfüllt, diese anzuleiten. Sie hat sich selbst daraufhin ausgerichtet, die Widersprüche der russischen Gesellschaft ausgleichen zu können. In diesem Sinne kann man sagen, daß die KPdSU die Rolle einer ‚neuen Klasse' gespielt hat. Für die Massen bedeutete die Industrialisierung Terror und totale Umwälzung ihres Alltagslebens. Diesen Terror mußte die russische Revolution ausüben, um den Hunger zu besiegen. Die Protagonisten der Revolution wurden un-

weigerlich zu Protagonisten des Terrors. Wenn man sich fragt: „Wäre ein anderer Ausgang der russischen Revolution möglich gewesen? ", dann muß man sich auch fragen: „wäre der Übergang von einer Feudalgesellschaft in eine industrielle Gesellschaft ohne die Herrschaft der Bourgeoisie bzw. einer entsprechenden Kraft, wie sie die KPdSU war, möglich gewesen? " Bei solchen Überlegungen wird allerdings zu oft vergessen, daß unsere Gesellschaften und ihr Reichtum auf unsagbarem Leiden aufgebaut sind: auf Millionen von Bauern, die ihre ursprüngliche Lebensweise aufgeben mußten und sich in den neu entstehenden industriellen Ballungsräumen wiederfanden, mit 14 Stunden Arbeit am Tag und ohne Ferien, auf der Kinderarbeit in den Bergwerken, auf Tuberkulose usw. usw.
Der Unterschied zwischen der Industrialisierung der westlichen Länder im 19. Jahrhundert und derjenigen der UdSSR besteht lediglich darin, daß die russische bewußt organisiert und die westliche naturwüchsig ablief. Dies hatte im Falle der UdSSR einige positive Aspekte: wie das Fehlen von Kinderarbeit, der 8-Stunden-Tag, langsamere Arbeitsrhythmen etc., was auf die Erfahrungen der europäischen Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts zurückging; das hatte aber auch einige negative Aspekte: das bloß fiktive Streikrecht, die gewaltsame und schlagartige Zerstörung der bäuerlichen Lebensweise, der Taylorismus – alles Konsequenzen des systematischen und geplanten Charakters dieses Prozesses. Der sozio-ökonomische Terror basiert auf der angeblichen Wissenschaftlichkeit des Marxismus. Allein der Träger der proletarischen politischen Ökonomie – also: die bolschewistische Partei – also: ihr bewußtester Kern – also: die Parteiführung, weiß, was richtig ist. Da gibt es keinerlei Grund, auf die Massen zu hören Um so weniger, als die ideologische und soziale Basis des sowjetischen Industrialisierungsprojektes auf sehr schwachen Füßen steht. Wenn man auf die Massen hören würde, wäre man gezwungen, ständig alle möglichen Widerstände gegenüber dem eingeschlagenen Kurs abwehren zu müssen (z.B. Kronstadt). Natürlich geht der sozio-ökonomische Terror Hand in Hand mit dem politischen Terror. Das ist zunächst ein ‚jakobinischer Terror': die politischen Gegner der bolschewistischen Linie müssen verschwinden (Auflösung der Verfassungsgebenden Versammlung, Unterdrückung der Menschewiki und der Sozialrevolutionäre). Nachdem die politischen Gruppierungen, die eine andere Politik verkörpern, verschwunden sind, hört der politische Terror aber nicht auf. In der Zwischenzeit hat die Führung der KPdSU unter dem Zwang der Verhältnisse erfahren müssen daß sie nicht nur ‚wissenschaftlich' denken, sondern ganz praktisch handeln muß. Und weil die wirtschaftlichen Mißerfolge und die Schwierigkeiten nicht mehr der Sabotage anderer politischer Parteien angelastet werden können, müssen die Feinde innerhalb der kommunistischen Partei selber sein. Die

‚Arbeiteropposition' wird eliminiert. Die angebliche systematische und wissenschaftliche Planung des gesellschaftlichen und ökonomischen Umwandlungsprozesses gerät zur systematischen Lüge und zum zentral gesteuerten Zwangssystem. „Archipel Goulag" wird zum Schicksal von vielen – aus Hoffnung wurde Terror.
Ich bin der Ansicht, daß die gesellschaftliche Veränderung nicht nur bloß objektivistisch gesehen werden darf. Wenn sie emanzipatorisch sein will, muß sie den verschlungenen Windungen der menschlichen Subjektivität folgen. Die bolschewistische Partei wollte der Träger der historischen Objektivität sein. Sie hat eine Klassengesellschaft errichtet, die sich in ideologischer Weise auf die Geschichte beruft, die aber praktisch gesehen die unmittelbaren Bedürfnisse der Massen dieser Geschichte und damit der Partei selber unterordnet. Im Namen der geschichtlichen Wahrheit entwickelt sich die geschlossene Zwangsgesellschaft. Die widerliche Rolle der Person Stalin wird dabei zweitrangig. Die bolschewistische Industrialisierung nahm den Tod von Millionen von Menschen in den Fabriken und Kohlebergwerken, in den Kriegen und bei der Zwangsarbeit in Kauf. Die Hoffnung auf wirkliche Freiheit und Demokratie, die alle Revolutionen in sich tragen, liegt jenseits dieser beiden Gesellschaftssysteme. Doch auch diese gesellschaftliche Veränderung ist nur durch die Aktivität der Volksmassen möglich gewesen. Die Revolution ist ein gewaltsamer gesellschaftlicher Bruch, der auf Grund seiner Plötzlichkeit und seiner allgemeinen Ausbreitung nicht kontrollierbar ist: der revolutionäre Prozeß kann nicht durch eine revolutionäre Organisation geleitet werden. Er hängt vollständig von jener befreienden und spontanen Initiative des Volkes ab. Der Impuls, der von der russischen Revolution ausging, liegt nicht in dem Putsch der Bolschewiki, sondern gerade und vor allem in der Fähigkeit der Massen, sich eigene Organisationsstrukturen zu schaffen: in den Räten. In dieser Hinsicht bleibt die Revolution von 1917 einer der Lichtblicke und Bezugspunkte in der Geschichte der Emanzipation der Menschen. Nur indem die Bolschewiki sich mit dieser Hoffnung schmückten, die die Räte verkörperten, konnte es ihnen gelingen, sich zur sogenannten revolutionären Führung der Arbeiterbewegung der ganzen Welt zu ernennen. Durch ihren Putsch benutzen sie dieses Leuchtfeuer der Revolution wie Strandräuber, die in der Nacht Feuer auf den Klippen anzünden, um Schiffe, die auf der Suche nach dem Hafen sind, nach dem Sturm auszuplündern. Ganz sicher ist in den Kämpfen, an denen die Arbeiterklasse 1917 teilnahm, kurz aufgeblitzt, was eine revolutionäre proletarische Bewegung sein könnte. In dieser Periode gesellschaftlicher Umwälzung, die zur Industrialisierung der UdSSR führen sollte, waren die Arbeiterräte die Keime der Zukunft – die Hoffnung und die Fähigkeit der Massen die Initiative zu ergreifen

und die Gesellschaft neu zu gestalten. Die Arbeiterräte haben das entscheidende Problem auf die Tagesordnung gestellt: die Möglichkeit, eigene Interessen frei auszudrücken, die in den kapitalistischen Ländern verschüttet ist. Aber alles in allem gesehen war das Proletariat so minoritär, daß es eine rein theoretische Spielerei ist, anzunehmen, daß die Oktoberrevolution von 1917 einen auf die Arbeiterklasse hin zentrierten emanzipativen Prozeß hätte auslösen können. Deswegen ist die Auseinandersetzung über die Kontroverse zwischen Lenin und den Arbeiterräten auch für die praktische Entwicklung sinnlos. Jede revolutionäre Gruppe, die sich auf die bolschewistische Revolution bezieht, ist somit in einer verfälschten Geschichtsschreibung und in einer repressiven Ideologie befangen.

Auf der anderen Seite der Mauer

Die Auseinandersetzung mit der russischen Revolution hat nicht nur einen bloß historischen Stellenwert – als Ausgangspunkt meiner Identität als Revolutionär – sondern sie ist auch ein ganz aktuelles politisches Problem. Ihre Erbschaft ist noch gegenwärtig. Denn Ulbrich und Thorez waren, Honnecker und Marchais sind eine Realität. Im Unterschied zu Frankreich, wo die KP ihre Politik auf die Vorstellung einer ‚demokratischen Gesellschaft' ausrichtet, was Möglichkeiten zu recht unterschiedlichen Interpretationen offen läßt, liegt unsere politische Chance – oder unser Unglück – in der Bundesrepublik darin, daß hier die Politik der Kommunistischen Partei (DKP) unausgesprochen, aber eindeutig auf die tendenzielle Verallgemeinerung der DDR-Gesellschaft über ganz Deutschland hinausläuft. Dies ist für die Propaganda in der BRD um so wichtiger, als hier die KP aus historischen Gründen nicht sehr einflußreich ist. Zuerst wurden die kommunistischen Kader in den Konzentrationslagern der Nazis vernichtet; dann kam die antikommunistische Kampagne während des Kalten Krieges (1956 wurde eine große Anzahl aktiver Kommunisten erneut verhaftet); und heute ist es schon wieder so, daß kein Kommunist Beamter oder Lehrer usw. werden darf. Aber die Erklärung für die Schwäche der kommunistischen Partei in der BRD darf nicht nur in der Repression gesucht werden. In Deutschland ist der traditionelle Kommunismus nicht nur eine Zukunftsidee, sondern Realität: die DDR liegt vor der Tür. Manche behaupten, daß sich die antikommunistische Propaganda in der BRD darin überschlägt, die Realität eines ‚sozialistischen Deutschlands' zu verzerren. Ich glaube, daß man sich dabei nicht zu überschlagen braucht: die DDR und die UdSSR selber sind die stärksten Waffen des Antikommunismus. Darauf hatten die Amis spekuliert, als sie den Wiederaufbau der Bun-

desrepublik subventionierten – während die Sowjetunion zur selben Zeit im Namen des ‚proletarischen Internationalismus' die Fabriken der DDR plünderte und demontierte, um sie in der Sowjetunion wieder aufzubauen. Ich will hier nicht auf das zu komplexe politische Problem der Teilung Deutschlands eingehen, aber es ist wichtig den Punkt festzuhalten, daß man in der BRD täglich mit der Frage konfrontiert wird: „Lebt man auf der anderen Seite der Mauer zufriedener? Kann man dort freier arbeiten? Worin besteht der Unterschied zwischen einer sozialistischen und einer kapitalistischen Fabrik? Gibt es drüben nicht dasselbe, auf Lohn- und Produktivitätsunterschieden aufgebaute hierarchische System? " In diesem ostdeutschen Sozialismus tauchen die unangenehmsten Seiten der deutschen Tradition wieder auf: zum Beispiel die Parade der ‚revolutionären' Soldaten im preussischen Stechschritt! Wenn ich von einem sozialistischen Land träume, dann sehe ich mich inmitten einer Popgruppe auf einem wirklichen Volksfest – wo ich spüre, daß die Menschen anders leben. Aber die Realität der Ostblockstaaten lockt keinen dazu, Kommunist zu werden. Es gibt nichts traurigeres als Ostberlin: ein großer Platz mit Hochäusern – genau wie hier – ein Hotel mit 30 Stockwerken, Alleen mit großen Häusern, die Traurigkeit einer Stadt wie Osnabrück. Die Kneipen sind alle gleich; es passiert nichts. Wenn dort wirklich Sozialismus wäre, müßte man ihn gerade auf der Straße spüren. Ich glaube nicht, daß man den Sozialismus ‚objektiv' an der Menge der produzierten Waren, an Tonnen von exportiertem Stahl usw. messen kann. Die Wirtschaft müßte so funktionieren, daß unmittelbar für das Leben der Menschen ein materieller Gewinn dabei herausspringt. Doch Ostberlin: das ist die Langeweile einer Provinzstadt am Sonntagnachmittag, bloß ohne den glitzernden bürgerlichen Luxus der europäischen Großstädte.

Freunde haben mir von den Weltjugendfestspielen von 1973 in Ost-Berlin erzählt. Das müssen zeitweise richtige ‚Knutsch-Festspiele' gewesen sein: die gesamte offizielle Organisationsleitung war völlig geschockt und wußte nicht, wie sie gegen die kollektive Ausgelassenheit einschreiten sollte. Als einmal eine Diskussion über Arbeitsbedingungen stattfand, sagte ein Genosse: „Ich verstehe die Notwendigkiet von ständig Delegierten nicht. Warum gibt es in der DDR Vertreter-Funktionäre, die zehn oder 20 Jahre lang niemals in einer Fabrik auftauchen? Wäre es nicht besser, wenn sie nach zwei Jahren zurückgingen und von den anderen abgelöst würden? " Daraufhin lächelte der SED-Funktionär arrogant:

– Das ist sehr kindisch, was Sie da sagen. Die Produktion zu organisieren, das ist eine Wissenschaft für sich, zu der nicht jeder befähigt ist. Und die Arbeitsteilung ist in den sozialistischen Ländern notwendig, um die Konkurrenz mit den kapitalistischen Ländern bestehen zu können.

Viele Jugendliche waren damit nicht zufrieden:
– Wir versuchen jetzt seit über einem Jahr, die Diskussion über diese Probleme in unseren Zellen und in der Stadt anzuregen, aber sie wird stets abgewürgt. Wir sind der Meinung, daß alle Funktionäre nach einem Jahr an ihren Arbeitsplatz zurückgehen müssen und daß ein ständiger Wechsel der individuellen Aufgabenbereiche stattfinden muß.
Kurz gesagt: die DDR wird heute durch die Verherrlichung von ‚Arbeit-Familie-Vaterland' gekennzeichnet. Das Leben in Wohngemeinschaften, die in der BRD als neue Lebensform aus der Studentenbewegung hervorgegangen sind, wurde auch in der DDR weit verbreitet diskutiert. Sofort wurde eine ideologische Gegen-Offensive der Partei gegen diese „kleinbürgerliche Dekadenz' durchgeführt: das seien die reichen Bürgersöhnchen, die auf Kosten der Arbeiterklasse leben. Natürlich gibt es auch Leute in der DDR, die sagen: „Der Kapitalismus lockt uns nicht. Er ist zu hektisch." (Das sind dann aber auch dieselben, die als gute Marxisten sagen, der Sozialismus in der DDR sei trotz aller seiner Fehler dennoch ein Schritt auf dem Weg zum Aufbau des Kommunismus.)
Mit derselben rationalen Logik, mit der die DDR-Technokraten die Arbeitskraft gegen Unfälle schützen, bauen sie eine Mauer, um die massive Abwanderung von Facharbeitern und Führungskräften zu verhindern. Beides geschieht mit derselben technischen Logik. Dementsprechend gibt es in der DDR dreimal weniger tödliche Arbeitsunfälle als in der BRD. Aber das bebeutet nicht, daß die Gesellschaft menschlicher wäre. Sie haben bloß die Irrationalität der kapitalistischen Konkurrenz erkannt: ein gewisser Schutz der Arbeitskraft ist die beste Versicherung für die Entwicklung der Produktivität.
Es gibt keinen einzigen wesentlichen Unterschied zwischen Ost und West. Es gibt nur wichtige Nuancen. Angesichts einer lähmenden Rationalität kommt es hier aus Gründen kapitalistischer Konkurrenz zu einem emotionsgeladenen Klima von Auseinandersetzungen auf der Ebene der wirtschaftlichen Macht, während es dort ein emotionsgeladenes Klima von Auseinandersetzungen auf der Ebene der Parteiführung geben muß. Diese wirtschaftliche und politische Machtkonzentration muß ständig einen für uns unvorstellbar großen Machthunger hervorrufen. Giscard d'Estaing wird niemals soviel Macht wie Honnecker auf sich konzentrieren. Osteuropa ist das Königreich der Technokraten. Der französische Außenminister Sauvargnargues konnte bei seiner Rückkehr aus Warschau erklären: „Es gibt keine großen Unterschiede zwischen dem sozialistischen Polen und dem liberalen Frankreich." Es fällt mir nicht schwer, dies zu glauben. Die Gesellschaft im Ostblock ist genauso unmenschlich wie die moderne kapitalistische Gesellschaft. Sie ist uns bloß in Bezug auf eine umfassende,

rationellere Planung der Arbeit einen Schritt voraus. Arbeiten – damit hat sich's. Ebenso wie die Arbeit repressiv geblieben ist, haben sich auch die anderen Bereiche des Lebens, zum Beispiel die Freizeit, kaum verändert. Die Massenkultur ist der jeweilige Ausdruck einer Gesellschaft. Und die Industriegesellschaften produzieren dieselbe Art von Kultur und Musik. (Ich rede hier nicht von der autonomen Musik der Jugendlichen, von der Pop-Musik und der elektronischen Musik). Zur Eröffnung der Fußballweltmeisterschaft in München zum Beispiel hatten alle Teilnehmer ihre Sänger und Musiker geschickt. Die DDR hat einen Schnulzensänger – etwa wie Adamo – vorgestellt. Er sang mit inbrünstiger Stimme: „Überall auf der Welt gibt es Menschen, die sich lieben, wenn man will, kann man die ganze Welt lieben ..." Das ganze wurde von einem großen Orchester begleitet. In der BRD war das eine große Überraschung: es gefiel den Leuten. Ein gelungener Schachzug.

Wer ist terroristischer, der Kapitalismus oder die bürokratische, autoritäre und faschistische Gesellschaft im Ostblock? Das ist Jacke wie Hose. Du kannst den Gefangenen, die in den Gefängnissen der BRD sterben, schwerlich sagen, daß es in Sibirien noch schlimmer sei.

In Polen zu leben, muß nicht schlimmer sein als in der BRD. Das liegt nicht an dem Land, sondern an dem, was dort passiert. Ich hätte gerne erlebt, wie die Arbeiter das KP-Büro in Danzig vor drei Jahren angegriffen haben. Das war ein revolutionäres Ereignis, das einen ständigen alltäglichen Protest erahnen läßt. Ein russischer oder polnischer Genosse wird sich wohl klar darüber sein, daß er im Westen nicht leben kann: er ist dort geboren und seine Art, zu denken, ist an sein Land gebunden. Für mich gilt dasselbe: ich fühle mich zu einem Land dann hingezogen, wenn ich dort etwas machen kann. Wenn ich sechs Jahre lang in der DDR, statt in der BRD zur Schule gegangen wäre, wäre ich nach meiner Ausweisung aus Frankreich dorthin zurückgekehrt.

Viele Genossen hier haben der DDR und der UdSSR gegenüber Schuldgefühle. Sie haben ein schlechtes Gewissen wegen des herrschenden, faschistischen Antikommunismus, der die Entwicklung dieses imperialistischen Staates erleichtert hat. In diesem Zusammenhang ist heute die Anerkennung der DDR durch die Sozialdemokraten immerhin ein positiver Schritt. Er ist emanzipativ, weil die Sozialdemokraten dadurch dazubeigetragen haben, die blockierte Situation zu entkrampfen.

Es ist kein Zufall, daß die stalinistische Ideologie unter der extremen Linken in der BRD so stark Fuß gefaßt hat. Das zeigt sich an den ganzen Diskussionen, die im Zusammenhang mit Solschenyzin aufgeworfen wurden. Die meisten marxistisch-leninistischen oder maoistischen Zeitungen schrieben: „Es stimmt, daß die UdSSR ein sozialimperialistischer Staat ist, aber

das ändert nichts daran, daß Solschenyzin ein Agent des amerikanischen Imperialismus ist, der das Vaterland des Sozialismus in den Schmutz zieht." Die Erklärung für diese Widersprüchlichkeit liegt darin, daß diese Gruppierungen sich mit der UdSSR bis zum Tode von Stalin identifizieren. Sie beurteilen die Arbeiterrevolte von 1953 in Ost-Berlin als einen vom CIA inszenierten Coup, an dem nichts Proletarisches gewesen sei. Sie rechtfertigen die russischen Panzer, obwohl es eine im wesentlichen von Arbeitern getragene Revolte war! Die Arbeiter kämpften gegen die Erhöhung der Arbeitsnormen. Aber damals wollte sich niemand eingestehen, daß die DDR völlig vom Stalinismus beherrscht wurde. Niemand wollte zugeben, daß die Arbeiterklasse eigene Forderungen hat und gegen die imperialistische Macht der UdSSR kämpfen würde. Ebensowenig sind die Marxisten-Leninisten heute bereit, anzuerkennen, daß es wirklich Konzentrationslager in der UdSSR gibt und daß Solschenyzin ein orthodoxer Christ ist, der die Wahrheit schreibt. Er stellt das Problem nur auf eine individuelle Ebene. Er spricht niemals über die Kämpfe der Arbeiter und Studenten. Seine Stärke ist es, daß er die Wahrheit sagt und das sowjetische Zwangssystem offenlegt. Seine Schwäche liegt darin, keine Verbindung mit einer Reihe von gesellschaftlichen Bewegungen herzustellen, obwohl diese real bestehen. Solschenyzin zeichnet uns ein authentisches Bild des faschistischen Sowjetsystems. Darüberhinaus ist es unsere Aufgabe, sich dieser Wahrheit über die sowjetischen Zustände zu stellen und alle Verbrechen eines gewissen Sozialismus ans Tageslicht zu bringen. Es ist unsere Aufgabe, über die polnischen Arbeiterrevolten von 1972 und über den Aufstand der ungarischen Arbeiter von 1956 zu sprechen, die nicht für die Wiederherstellung des Kapitalismus gekämpft haben – was sie auch explizit gesagt haben.

In der Bundesrepublik werden sich die Massen mehr noch als anderswo erst dann mit den revolutonären Bewegungen identifizieren, wenn klar und deutlich sein wird, daß diese Bewegungen wirklich nichts zu tun haben mit diesen sogenannten kommunistischen Ländern.

Solange der geringste Zweifel daran bestehen bleiben wird, solange wir ein taktisches Verhältnis zum Kommunismus haben werden – wird dies einen enormen Mangel an Glaubwürdigkeit zur Folge haben. Die Sowjetunion verkörpert 60 Jahre Lüge. Und wenn die Menschen gegen den Kapitalismus kämpfen, kämpfen sie gegen die Lüge. Wenn man dann eine andere Lüge anbietet – macht man sich selbst unglaubwürdig. In diesem Punkt bin ich kompromißlos antikommunistisch. Wer heute Antikapitalist ist, muß Antikommunist sein.

Gummiknüppel und fortschrittliche Demokratie

Die KP Frankreichs, die von der UdSSR anerkannte Bruderpartei, ist der Erbe der bolschewistischen Revolution und der Botschafter des ‚Sozialismus' in Frankreich. Sie verkörpert diese Geschichte von Lügen und historischen Verdrehungen.
Die KPF ist allen Kehrtwendungen der UdSSR gefolgt und hat seit 1945 – seit dem Abkommen von Yalta – akzeptiert, die Rolle einer Partei des ‚status quo' zwischen dem sozialistischen und dem kapitalistischen Lager zu spielen. Ihre Strategie bestand 20 Jahre lang darin, innerhalb eines kapitalistischen Frankreichs die reaktionären antikommunistischen Kräfte zu blockieren. Vom Interessenstandpunkt eines weltumspannenden Status quo aus hat sie die Arbeiterklasse so organisiert, daß die reformistischen Kräfte das gesellschaftliche System zu verändern und nicht mehr umzuwälzen versuchen. Dieser Beitrag zur Stabilität der französischen Gesellschaft konvergiert mit dem Versuch, Frankreich der amerikanischen Hegemonie zu entziehen und einen Status nationaler Unabhängigkeit zu geben: die durch den kalten Krieg festgelegten starren Fronten ermöglichen nur unbedeutende Veränderungen, die das grundlegende, festgelegte Gleichgewicht nicht in Frage stellen dürfen.
Sobald dieses Gleichgewicht festgelegt ist und auch anerkannt wird, wird der Kalte Krieg von der Entspannung abgelöst. Den verhärteten Beziehungen der beiden Lager folgt eine gewisse Elastizität. Jetzt kommt es darauf an, dieses Gleichgewicht zu konsolidieren. Nach der Auflösung der Kolonialreiche – zumindest der westlichen – treten an der Peripherie der industrialisierten Welt Störungen auf, d.h. es melden sich Interessen zu Wort, die bei der Aufteilung der Welt nicht berücksichtigt worden waren. Es entstand eine Art amerikanisch-russische Doppelherrschaft über die Welt. Die kommunistischen Parteien haben bei dieser Neuaufteilung der Weltkarten eine bestimmte Rolle zu spielen. In der dritten Welt besteht ihre Aufgabe darin, das Kräfteverhältnis zwischen den Großmächten zu kontrollieren.
In der Geschichte der letzten Jahre gab es verschiedene, immer deutlichere Anzeichen für diese fortschreitende Entwicklung. So begnügten sich die kommunistischen Parteien damit, gegen die amerikanische Intervention in Vietnam eine Kampagne unter der Parole ‚Frieden in Vietnam' zu organisieren. (Allerdings nur bis zu dem Zeitpunkt, als klar wurde, daß die USA akzeptieren, sich aus Vietnam zurückzuziehen: in diesem Augenblick wurde die Parole ‚Frieden in Vietnam' in ‚Für den Sieg des vietnamesischen Volkes' umgewandelt). Indem die kommunistischen Parteien in einigen westeuropäischen Ländern die reformistische Arbeiterbewegung anführen, tragen sie grundlegend dazu bei, die Stabilität der kapitalistischen Gesell-

schaften abzusichern. Das Abkommen von Grenelle im Mai 68 ist die Kehrseite des Einmarsches der russischen Panzer nach Prag im August 68 und der Komplizenschaft der ‚freiheitliebenden Länder', die sich in Schweigen hüllten. Wie du mir, so ich dir: die sowjetischen Panzer in Prag gegen die amerikanischen Flugzeuge in Vietnam.

Heute haben sich die weltweiten Verhältnisse so weit geändert, daß die Stabilisierungsstrategie der westlichen kommunistischen Parteien hinfällig wird. Die Beteiligung von kommunistischen Parteien an der Regierungsgewalt innerhalb der westlichen Hemisphäre kann es sogar ermöglichen, daß die Mehrheit der Arbeiter-Notstandsprogramme duldet, um die Produktion in den kapitalistischen Krisenländern wieder anzukurbeln. Außerdem wünschen die westlichen Kapitalisten eine stärkere Integration der UdSSR in den Weltmarkt. (Kissinger zum Beispiel erklärt, daß man die UdSSR in die Diskussion über die Energiefrage mit einbeziehen müsse; der japanische Arbeitgeberverband schlägt vor, daß die UdSSR an der Neuordnung des Weltwährungssystems teilnehmen solle). Für diese neue Etappe bei der Durchdringung der Interessen von Ost und West sprechen auch die beiden folgenden Beispiele: Man kann feststellen, daß die Errichtung einer Regierung von Sihanouk und den roten Khmers in Kambodscha den amerikanischen Kongreß gleichgültig läßt. In Phnom-Penh wird es nicht so laufen wie fürher in Saigon. Aber Saigon könnte sehr wohl ein neues Phnom-Penh werden. Auch in Portugal haben die USA die Idee einer bewaffneten Intervention unter dem Druck Westeuropas wieder falien gelassen. Solange die protugiesische KP gewisse Grenzen nicht überschreitet (eine bloße Minderheiten-Beteiligung in der Führung des Landes; die Aufrechterhaltung der US-Militärbasen auf den Azoren), wird Portugal nicht das gleiche Schicksal wie Chile erleben).

Genausowenig ist es verwunderlich, daß die Möglichkeit einer Regierungsbeteiligung der KP Italiens von den USA ohne allzugroßes Mißbehagen betrachtet wird. Ist Berlinguer nicht nach dem letzten Kongreß der KP Italiens nach Jugoslawien gefahren? Hat er in seiner Rede auf diesem Kongreß nicht die Politik nationaler Unabhängigkeit von Tito gepriesen? Die KP Italiens wird durch den reformistischen Prozeß selber, den sie eingeschlagen hat, dazu gezwungen, sich im Verhältnis zur KPdSU autonomer zu verhalten.

An diesem Pnkt muß man die Unterschiede zwischen der KP Italiens und der KP Frankreichs berücksichtigen: die KP Italiens geht keine Wahlkoalition mit der Sozialistischen Partei ein. Daher hat sie offensichtlich wenig Chancen, trotz ihrer Stimmengewinne durch Wahlen alleine an die Macht zu gelangen! Aber ihre politische Anziehungskraft und gesellschaftliche Dynamik sind so stark, daß sie immer mehr eine unübersehbare Kraft für

jeden zu werden scheint, der Italien aus der Kirse herausführen will. Wenn die Christdemokraten davon sprechen, die KP an den politischen Entscheidungen Italiens zu beteiligen, dann machen sie das nicht, weil ihre Führer links geworden wären, sondern weil sie die Stärke und die Möglichkeiten der KP Italiens anerkennen, die italienische Krise zu lösen. Demgegenüber besitzt die KP Frankreichs durch ihre Wohkoalition mit der Sozialistischen Partei seit mehreren Jahren reale Chancen, an die Macht zu kommen. Aber ihre politische Anziehungskraft und gesellschaftliche Dynamik bleiben gering. Das liegt daran, daß innerhalb der KPF Verändrungen nur im politischen Programm, aber nicht auf der sozialen und institutionellen Ebene stattgefunden haben. Von der monolithischen KPF unter der Führung von Thorez zur KPF unter der Führung von Marchais hat sich wenig verändert. Die französische KP bleibt ein stalinistischer Apparat. Selbst die politische Entwicklung hält sich in engen Grenzen: Schon 1946 hatte Thorez einen friedlichen und parlamentarischen Übergang zum Sozialismus im Auge. Geändert hat sich lediglich, daß die Sozialisten endlich dazu bereit sind, auf diese Vorstellungen einzugehen: als Folge der veränderten Beziehungen zwischen der USA und der UdSSR.

Gleichzeitig führt diese politische Entwicklung auch dazu, daß die PS beginnt, in den Wählerstamm der Kommunisten einzudringen. Die Krise innerhalb des Linksbündnisses ist die Krise der KP: ein stalinistischer Apparat kann keine reformistische Politik machen. Weil sich die französische KP nicht nach dem Muster der italienischen KP entstalinisiert hat, behält sie weiterhin ein schlechtes Image. Daher kommt die Dynamik des Linksbündnisses dem Neuling, der PS, zugute. Man weiß nicht, ob die Führung der KP Frankreichs als Tausch für eine Beteiligung an der Regierungsgewalt dazu bereit ist, die Herrschaft über ihren Apparat zu lockern. Wenn die KP Frankreichs sich entschließt, die Herausforderung anzunehmen, um an Anziehungskraft zu gewinnen und die Fähigkeit zu gesellschaftlicher Erneuerung zu erlangen, d.h. wenn die KPF den italienischen Weg wählt und sich entstalinisiert – dann wird sie eine wirklich reformistische Kraft werden. Wenn nicht, wird sie dieses entsetzliche Mittelding aus Reformismus und Stalinismus und ein oppositioneller Mini-Staat im Staat bleiben.

Der Stalinismus in der französischen KP wird vor allem von dem Apparat und den Männern verkörpert, die durch die Schule von Thorez gegangen sind. Aber es reicht auch bis zu den aktiven Mitgliedern an der Basis. Ich glaube, daß die Zerstörung der individuellen Identität der Menschen im Kapitalismus – dieses Phänomen, das in allen Filmen über die Entfremdung aufgegriffen wird: von Godard, Bergmann usw. – wesentlich zum Verständnis dazu beiträgt, warum sich Hunderttausende von politisch aktiven Leuten der KPF anschließen. Hier finden sie eine neue Identität: eine umfas-

sende Weltanschauung (die Partei hat zu allem eine Meinung), eine Beteiligung am gesamten gesellschaftlichen Leben (der KP-Lehrer nimmt qua Delegation an der Politik der Partei bei Renault-Billancourt wie an den Verhandlungen in Moskau teil), eine Rechtfertigung seiner individuellen Schwächen (sie sind Folgen des Monopolkapitalismus) und die Hoffnung. Indem der Kapitalismus völlig kaputte Individuen produziert, produziert er gleichzeitig ein sehr starkes Bedürfnis danach, sich irgendwo anlehnen zu wollen. Daraus speist sich dieses starke Abhängigkeitsverhältnis, das die Basis an ihre Partei bindet: außerhalb der Partei ist man rettungslos verloren. Das ist die Grundlage für die monolithische Struktur der KP Frankreichs. Wenn alle Wendungen der stalinistischen Politik, wenn 40 Jahre voller Lügen, wenn die Verherrlichung des ‚Väterchens aller Völker' die französische KP noch nicht ausgetrocknet haben: dann liegt das nicht daran, daß die aktive Basis der Partei dumm wäre, sondern dann liegt das an diesem tiefverwurzelten Bedürfnis nach Sicherheit, an diesem Bedürfnis, eine Identität zu finden, die alle Zweifel wegfegt und gleichzeitig davor bewahrt, der antikommunistischen Propaganda Gehör zu schenken.

Daher ist es für die Führungsgremien eine der einfachsten Sachen der Welt, unerwarteten oder unerwünschten Dingen entgegenzutreten: die Methode der kommunistischen Parteien besteht in der Verleumdung. Sie haben behauptet, ich würde da und dort eine Villa besitzen. Sie spielten sogar die anti-deutschen Ressentiments gegen mich aus, als sie mich einen ‚deutschen Anarchisten' nannten. Ein Erlebnis hat mich besonders tief getroffen: ein kommunistischer Freund meiner Eltern, der mich seit langem kannte und der die Verleumdungen der Partei sofort hätte durchschauen können, hat es dennoch vorgezogen, das zu glauben, was die KP behauptet hat. Es ist unglaublich, wenn man sieht, wie es den kommunistischen Parteien gelingt, die gesamte Persönlichkeit eines Menschen in Beschlag zu nehmen. Nach diesem Erlebnis habe ich begriffen, wieso sich die Kommunisten, die 1939 im Gefängnis in Deutschland von der Unterzeichnung des Stalin-Hitler-Paktes gehört hatten, nach einer zwei Tage dauernden Diskussion im Gefängnis mehrheitlich für den Pakt ausgesprochen haben. Die Partei hat immer recht. Dieses Beispiel läßt ermessen, welche Kraft das von der kapitalistischen Gesellschaft produzierte Identifikationsbedürfnis ausübt, gleichgültig, ob es sich an China, an der KP Frankreichs oder sonstwo festmacht. Dieses Bedürfnis ist tiefverwurzelt und es wirkt bis in die radikalen linken Gruppen hinein.

Man braucht sich daher auch nicht zu wundern, wenn derjenige der die KP Frankreichs in Frage stellt, einen kurzen Krankenhausaufenthalt riskiert. Dagegen ist es schon lange nicht mehr vorgekommen, daß ein Polizist ein-

mal von militanten Mitgliedern der KPF verletzt worden wäre. Dieses ungleiche Verhalten erscheint nur auf den ersten Blick als paradox. Denn die Linksradikalen greifen mit ihrer Kritik an der UdSSR – dem Vaterland des Sozialismus – und an dem Reformismus der KP – dieser Verfälschung des angeblich revolutionären Erbes – wesentliche Elemente der Identität der KP und damit ihrer Mitglieder an. Wenn diese Kritik von rechts käme, brauchte man ihr nur das Etikett der reaktionären Lüge umzuhängen; wenn sie von Revolutionären käme, dann müßte man dagegen argumentieren. Doch die Linksradikalen weisen – oftmals zwar unbeholfen – auf Punkte hin, die traumatische Verdrängungen in der zurechtgezimmerten Identität der KPF sind. Die KP ist aber nicht bereit, sich auf die Couch eines linksradikalen Doktor Freud zu legen. Wenn man sie dazu auffordert, riskiert man, ihre Aggressivität ganz konkret ins Gesicht zu bekommen. Das erklärt, warum sich bei den Prügeleien vor den Fabriktoren nicht immer nur Bürokraten, sondern auch Mitglieder der Parteibasis beteiligen.
Das Spiel der Bürokraten ist viel subtiler, viel durchtriebener. Man kann sich leicht vorstellen (was sollte dagegen sprechen?), daß die Wahrheit über den Charakter der KP immer klarer wird, je mehr man im Apparat aufsteigt, und daß dies immer stärker akzeptiert werden muß. Ein wesentliches Kriterium, das bei der natürlichen Auswahl der Funktionäre mitspielt, ist zweifelsohne gerade die psychische Kraft, die politischen Verdrängungen in der Identität der KP zu akzeptieren. Das schafft die Möglichkeit, die Aggressivität der Parteibasis gegen die Linksradikalen in gewisser Weise politisch auszunutzen. Sobald die Herrschaft ihres Mini-Staates im Staat bedroht werden könnte, brauchen sie nur grünes Licht zu geben: „Wir können auf keinen Fall zulassen, daß unter den Arbeitern dafür geworben wird, politische Vorstellungen zu unterstützen, die faktisch darauf hinauslaufen, die mächtigsten Arbeiterorganisationen zu verunglimpfen und zu beleidigen, und die darauf abzielen, sich selbst an deren Stelle zu setzen und deren Aufgaben bei der Führung der Arbeiterkämpfe zu übernehmen."(23)
Die Schaffung eines ‚eigenen Jagdreviers' beschränkt sich nicht auf die Fabriktore. Als der damalige französische Erziehungsminister Edgar Faure nach dem Mai 68 Wahlen an den Universitäten einführte, damit die KP in den geisteswissenschaftlichen Fakultäten als Prellbock zwischen der Staatsmacht und der Bewegung dienen konnte, war die Partei darauf aus, ihren Mini-Staat auszudehnen. Sie schickte 200 Mitglieder ihrer Jugendorganisationen, der ‚Jeunesse Communiste', um die Linksradikalen in der Uni von Vincennes (einem Vorort von Paris) zusammenzuschlagen, damit die Wahlen stattfinden konnten, d.h. damit 6 % der Studenten ihnen eine Machtposition zusprechen konnten, die die anderen Studenten, die sich von der

Wahl fernhielten, überhaupt ablehnten – egal ob in den Händen der KP oder von irgendjemand anderem.
Diese, wenn auch unausgesprochene, Politik der KPF, sich eigene ‚Jagdreviere' aufzubauen, enthüllt ihren stalinistischen Charakter. Aber sie bleibt unausgesprochen, da sie im Widerspruch steht zur Entwicklung einer offensiven reformistischen Politik.
Es gibt zwei Arten von Reformismus: einen defensiven Reformismus, der versucht, die Errungenschaften der Arbeiterbewegung gegen das Vordringen der Monopole zu verteidigen, und einen offensiven Reformismus, der einen großen Teil der Produktionsmittel nationalisieren möchte: d.h. letzten Endes, die Hierarchie zu rationalisieren und die Entscheidungsgewalt zu bürokratisieren. Man muß aber trotzdem anerkennen, daß die Partei und die Gewerkschaft dennoch einen großen Teil der reformistischen Wünsche der Arbeiter und selbst der Studenten repräsentieren. Der Reformismus entspricht gerade dieser Ideologie, auf der einen Seite das System als Ganzes zu akzeptieren und auf der anderen Seite die Veränderung von bestimmten Formen dieses Systems als notwendig zu erachten. Die aufopferungsvolle politische Arbeit soll genau diese Veränderung ermöglichen. Für viele politisch aktive Arbeiter, Angestellte oder Studenten, die in Ruhe arbeiten wollen, sich aber als ‚Linke' fühlen, ist die KP genau das Richtige. Sie versuchen, die kapitalistische Gesellschaft mit einem rationalen Konzept zu verbinden, um das Ausbildungssystem und die Produktion effektiver zu organisieren. Das Vorbild liefert die UdSSR. Wenn ich mich in den Buchläden umsehen, verwundert mich derzeit am meisten, wieviele Bücher aus der DDR sich mit der ‚Rationalität der Produktion' beschäftigen. Sie treiben die Arbeitsteilung bis zum Äußersten. Sie kritisieren den Taylorismus nicht als Fabrikterror. Sie übernehmen im Gegenteil eine seiner zentralen Überlegungen: um den Arbeiter an die Fabrik zu binden, muß man ein Prämiensystem entwickeln, das den Arbeitern eintrichtert, daß sich ihr Lohn von der Arbeitsleistung her bestimmt. Je mehr sie produzieren, umso mehr verdienen sie. Es wäre sehr interessant, den Reformismus einmal an Hand dieser DDR-Bücher zu analysieren. Die politische Ökonomie des Sozialismus, die Rationalisierung, ist ein getreues Abbild der Wünsche, von denen die Hälfte aller Minister in den kapitalistischen Ländern träumt.
Die konservative Grundidee, die die reformistischen Vorstellungen aller Organisationen bis hin zu radikal linken prägt, besteht in der Annahme der Neutralität von moderner Wissenschaft und Technologie. Für sie stellt sich nicht mehr das Problem, was für eine Arbeit diese Technologie zur Folge hat, sondern nur noch, wie das Ergebnis dieser Arbeit zu verwerten ist. Doch der italienische Arbeiter, der gegen die Montagebänder in Turin, gegen die kapitalistische Arbeitsorganisation revoltiert, lehnt die kapitalisti-

sche Fabrik als Ganzes ab – und nicht nur die erzwungene Lohnhierarchie. Eine sozialistische Gesellschaft, die dieselben Montagebänder benutzen kann, wie sie in den kapitalistischen Ländern konstruiert werden, kann nur eine Ausbeutungsgesellschaft sein: in der Maschine selbst lebt die Ausbeutungsgesellschaft. Ob in Turin oder in Polen: Fiat bleibt Fiat! Die konservativen Reformisten wollen die moderne Technologie lediglich geplant einsetzen. Sie wollen sie auf diese Weise dem Menschen unterwerfen, ohne zu begreifen, daß die Menschen in ihrer alltäglichen Tätigkeit der Technologie unterworfen sind. Das Problem besteht nicht darin, ob an der Spitze der gesellschaftlichen Hierarchie einige den Überblick über die wissenschaftlichen-ökonomischen Prozesse besitzen. Die Kritik an der Zerstückelung des Arbeitsprozesses und der wachsenden Autonomie der Technologie – und damit die Kritik an ihrem, dem Alltagsleben der Menschen immer entfremdeten Charakter – beinhaltet auch eine Kritik des autoritären Verhältnisses, das sich zwischen diesem Produkt menschlichen Denkens und den Menschen selber errichtet. Die wirklich radikalen Lösungen erfordern die Durchsichtigkeit des technologisch-ökonomischen Entwicklungsprozesses und eine Arbeit, die zur Selbstverwirklichung beiträgt. Die Emanzipation der Arbeit wird durch die Automation im Prinzip möglich, wie die Durchsichtigkeit des Entscheidungsprozesses in einer Verbindung von Computer- und Mediensystemen vorstellbar wäre.

Der Tag, an dem ein gigantisches Computersystem gebaut wird, dessen Daten über Fernsehtelefon von allen abgefragt werden können, wird in meinen Augen ein wichtiger Schritt im revolutionären Prozeß sein.

Aber die Weiterentwicklung von Kybernetik und Elektronik wird selber von der Ideologie der Gesellschaft bestimmt. Im gegenwärtigen Zustand sind somit ihre enormen emanzipativen Möglichkeiten kastriert. Sie werden zu Techniken, die die Hierarchisierung und Zerstückelung der Arbeit und des Wissens beträchlich verstärken.

Das alles bedeutet, daß es sich im Verhältnis zur KP nicht bloß um politische Meinungsverschiedenheiten oder die bloße Forderung nach mehr Demokratie handelt. Wir sind weder kindische Linksradikale, die an Lenin herummeckern, noch vernünftig gewordene Linksradikale, die den alten kommunistischen Plunder entrümpeln: wir haben eine Schwelle überschritten, hinter die es kein Zurück mehr gibt, und wir haben einen neuen Anfang gemacht, der auf völlig andere gesellschaftliche Zielvorstellungen ausgerichtet ist.

Selbst die Bourgeoisie hat seit einiger Zeit begriffen, daß es ganz in ihrem Interesse der Unterdrückung von radikalen Revolten liegt, wenn sie die traditionellen und konservativen reformistischen Organisationen ihr Herrschaftsmonopol über die Arbeiterklasse ausbauen läßt. Sie gesteht der Ar-

beiterklasse das Bedürfnis nach einer eigenen Organisation zu, die fähig ist, in ihrem Namen die Probleme der Arbeitskraft zu verwalten; also braucht sie heute die Gewerkschaften und die KP. Die Bourgeoise hat sehr wohl begriffen, daß die Gewerkschaften gegen das Einzelinteresse eines jeden Kapitalisten das allgemeine Interesse an der Erhaltung und Formierung der Arbeitskraft als einer wesentlichen Kraft des kapitalistischen Systems verteidigt. Daß in der kapitalistischen Gesellschaft auseinanderstrebende Interessen vorhanden sind, wird von niemandem bestritten. Daher sind die Organisationen, die die widerstrebenden Interessen verwalten, für deren Ausbalancierung und das Funktionieren der Gesellschaft notwendig. Aus dieser Überlegung leitet sich die Idee der ‚Participation' (in Frankreich) bzw. der ‚Mitbestimmung' (in der BRD) ab, die durch und durch Ausdruck der modernen kapitalistischen Logik ist. Indem die Organisationen der Arbeiterklasse an der Verwaltung der kapitalistischen Produktion beteiligt werden, wird versucht, die Arbeiter an diese Produktion zu binden.
Zusammenarbeit und ‚participation' waren nach dem Mai 68 aus gutem Grund die Schlüsselbegriffe. Als der größte Generalstreik aller Zeiten, die in Frankreich seit der ‚Pariser Commune' größte soziale Bewegung stattfand, hat die KP Frankreichs bewiesen, daß sie nichts dafür tun würde, einen revolutionären Prozeß einzuleiten oder gar voranzutreiben. Seitdem versuchen alle, die die französische Gesellschaft verwalten und rationalisieren wollen, der KP ihre Pläne schmackhaft zu machen – die Rechte in der Regierung genauso wie die Linke in der Opposition.
Dieses doppelte Gesicht der KPF – ihr Reformismus und ihr Stalinismus – kann man in der alltäglichen Realität wiederfinden. Schematisch gesehen drückt sich dieser Dualismus in dem Gespann ‚Bürokraten im Apparat – aktive Mitglieder an der Basis' aus. Sicherlich gibt es Hunderttausende von ehrlich überzeugten Leuten, in der kommunistischen Gefolgschaft, die in dem Sinne ehrlich überzeugt sind, daß sie nicht aus manipulativ-taktischen politischen Motiven, sondern aus reformistischen Motiven mitmachen, von denen sie letztlich selbst getäuscht werden. Sie werden davon selbst getäuscht, weil sie all das weit von sich weisen, was die Sicherheit in Frage stellen könnte, die ihnen die Zugehörigkeit zur Partei bietet. Sie müssen sich diese in einer harten Basisarbeit erworbene Identität aufrechterhalten, selbst wenn ihre reformistischen Erwartungen vom Apparat nicht vollständig berücksichtigt werden. Aber entwickelt sich die KPF nicht weiter? Sagen das nicht täglich alle politischen Kreise Frankreichs? Gerade deswegen darf man ihr nicht nur taktisch entgegentreten oder eine falsche Toleranz zur Schau stellen, so in der Art: „Ihr habt ja vielleicht recht, aber glaubt ihr nicht auch, daß in der UdSSR Fehler gemacht wurden? ..." Man muß ihnen ganz klar sagen, daß die UdSSR eine Ausbeutungsgesellschaft

ist, die nichts mit der Idee zu tun hat, die man sich vom Sozialismus machen kann. Eine solche Offenheit ist allerdings nur in Augenblicken möglich, in denen ein gemeinsamer Kampf ein Vertrauensverhältnis geschaffen hat. In unseren Beziehungen zu den aktiven Kommunisten an der Basis ist es wichtig, ihnen täglich unsere Fähigkeit und unseren Willen zu beweisen, die Phase gegenseitiger Beschimpfungen zu überwinden, um kontroverse aber solidarische Diskussionen zu erreichen. In Phasen revolutionärer Windstille, in Phasen unmittelbar ökonomischer Kämpfe muß eine radikale Politik darauf ausgerichtet sein, die Realisierung der in den Forderungen zum Ausdruck kommenden unmittelbaren Bedürfnisse zu ermöglichen und gerade dabei die Unzulänglichkeit der reformistischen Strategie zu unterstreichen. Unsere Opposition gegen den Reformismus ist keine Opposition gegen Reformen, sondern gegen eine reformistische Strategie, die weniger darauf abzielt, die sozialen Beziehungen umzugestalten, als vielmehr darauf, die Institutionen unter Aufrechterhaltung der ideologischen Wertvorstellungen zu modifizieren: Anerkennung der Arbeit, des Wissens und der Hierarchie. Demgegenüber könnte ein radikal-offensiver Reformismus, dessen Forderungen nach Strukturreformen den Willen zu einer Veränderung der Wertvorstellungen verkörpern würde, ein emanzipatives Element bilden. Er könnte sogar zur Ausgangsbedingung dafür werden, daß es einer Massenbewegung gelingt, das Problem einer radikalen Veränderung der Gesellschaft auf die Tagesordnung zu setzen.

In diesem Sinne ist es taktisch gesehen eine Idiotie, die Gewerkschaften oder die kommunistischen Parteien frontal anzugreifen, so nach dem Motto: „Das sind Verräter, das sind Feiglinge usw." Denn das wird von vielen Leute nicht selbst erfahren und deswegen wird es auch nicht verstanden. Alles, was man tun kann, besteht darin: zu zeigen, daß man als Revolutionär mit diesen Organisationen nicht identisch ist. Sobald die Arbeiter radikale Aktionen durchführen, erhalten sie keine Unterstützung mehr durch die Gewerkschaften (LIP ist das jüngste Beispiel). Dann kommt es zu Konfrontationen und offenen Auseinandersetzungen mit den reformistischen Apparaten, die dann aber nicht mehr nur von einer minoritären politischen Avantgarde geführt werden, sondern als Teil eines eigenen Kampfes der Massen. In dieser Situation muß man in eine harte Auseinandersetzung mit der kommunistischen Partei und den Gewerkschaftsfunktionären eintreten. Ein Beispiel dafür ist mein vielzitierter Ausspruch von dem ‚stalinistischen Gesindel'. Ich habe ihn anläßlich der Demonstration vom 13. Mai 68 gesagt, in einer Situation, als die KP versuchte, den radikalsten linken Flügel der Studentenbewegung (die ‚Bewegung des 22. März', die Anarchisten) herauszuspalten und die U.N.E.F., die S.N.E.Sup und die anderen ‚anerkannten Organisationen' zu integrieren.

Das Verhältnis zur KP muß davon bestimmt sein, daß man begreift, was der Reformismus in den Köpfen der Leute ausmacht. Ich setze mich jederzeit in einer Situation des offenen Bruchs mit diesen Reformisten auseinander, jedesmal, wenn eine gesellschaftliche Bewegung Träger einer bestimmten Radikalität ist. Aber diese Situation ist selten. In der derzeitigen Krise stellt sich die Mehrheit der Leute nicht die Frage nach einer radikalen Kritik der Gesellschaft. Alle Bewegungen, die in den Fabriken gegen die Arbeitshetze und gegen die Arbeitsorganisation kämpften, treten angesichts der Angst vor der Arbeitslosigkeit in den Hintergrund. Ich schlage nicht vor, daß man dazu ein taktisches Verhältnis einnehmen sollte, aber man muß begreifen, warum die Leute diese Ängste haben. Das gab's selbst beim Kampf um LIP. Ich will hier diesen Kampf nicht kritisieren, aber ich hätte mich gefreut, wenn ich zum Beispiel gehört hätte: „Ob wir produzieren oder nicht, wir klauen die Uhren, um zu leben, und unsere Forderung besteht in der Ablehnung dieser Art von Fabrik, besteht in der Ablehnung der Arbeit. Wenn die Regierung uns auch ohne Arbeit bezahlt, bitte, wir haben nichts dagegen." Aber das wurde niemals gesagt. Man hätte jedoch wenigstens sagen können, daß man die Produktion für militärische Zwecke verweigert. Doch solche Fragen sind meines Wissens nur innerhalb des Aktionskomitees diskutiert worden.
Während des „Heißen Herbstes" in Italien drehten sich die am stärksten gegen die kommunistische Partei und die Klassenkolaboration ausgerichteten Parolen um den Kampf gegen die Arbeit. Die Trennungslinie zwischen dem Reformismus und der revolutionären Bewegung lag gerade zwischen der Anerkennung und der Ablehnung der Arbeit. Die Arbeitsideologie ist noch die herrschende Ideologie, aber die Zukunft ist in einigen Kämpfen schon greifbar, wie etwa im Mai 68 oder in Italien 1969, als sich Jungarbeiter und Lehrlinge in den Fabriken amüsierten oder als sich die große Mehrheit der FIAT-Arbeiter die Parole zu eigen machten: „Wir sind alle Delegierte!" Und wenn wir eines Tages eine Diskussion darüber eröffnen, was an der derzeitigen Bewegung wirklich zukunftsweisend war, dann wird der LIP-Kampf als widersprüchlich angesehen werden: Er besitzt eine Reihe positiver Elemente: wie die Befreiung der unterdrückten Interessenartikulation, die selbständige Führung des Kampfes und die Überwindung des Respekts vor dem kapitalistischen Eigentum – aber auf der anderen Seite symbolisiert LIP den auf seine Arbeit stolzen Facharbeiter und insoweit die traditionelle Gewerkschaftspolitik. Aber man darf sich davon nicht täuschen lassen: 30 000 Opel- oder Renault-Arbeiter können die Fabrik nicht alleine am Laufen halten. Glücklicherweise – denn wenn sie streiken, ganz konsequent streiken, dann unter dem Motto: ‚wir brauchen das alles nicht!'. Man kann sich nicht mit einem Montageband identifizieren.

Ich bin also für eine permanente Auseinandersetzung mit den aktiven Kommunisten. 1969 war ich von einer KP-Zelle in Rom eingeladen worden. Ich habe fälschlicherweise gezögert, ehe ich zusagte. Sie erklärten mir, daß sie in die KP gegangen seien, weil ihre Eltern Kommunisten waren und am Partisanenkampf teilgenommen hatten. Von daher waren sie ehrlich. Als wir versuchten, ihnen die Position der französischen KP im Mai 68 zu erklären, waren sie sehr erstaunt, ja sogar schockiert. Es war eine oppositionelle Zelle innerhalb der italienischen KP. In Frankreich ist es ganz ähnlich. Im Mai 68 hat das Eingreifen einer großen Zahl von KP-Zellen das Parteiorgan ‚Humanité' nach dem Barrikadenkampf dazu gezwungen, um 11 Uhr morgens eine Extraausgabe herauszugeben, in der die Parteiführung eine Wende um 180 Grad gegenüber der Studentenbewegung machte. Wir wurden von Provokatueren zu Märtyrern. Einige Zellen hatten schon Flugblätter zur Unterstützung gegen die Repression verteilt, ohne die offizielle Stellungnahme abzuwarten. Hier soll keineswegs die Parole der ‚Einheitsfront' die absolut nichts sagt, propagiert werden – aber in bestimmten Situationen muß man versuchen, sich mit der KP bzw. genauer: mit ihren aktiven Mitgliedern an der Basis auseinandersetzen. 1968 und auch danach sind manche Gelegenheiten versäumt worden, diese Auseinandersetzung zu eröffnen. Wenn mein alter Freund Marchais mir eine öffentliche Auseinandersetzung vorschlagen würde, wäre ich sofort dazu bereit. Diese Idee mag anmaßend oder absurd klingen. Doch ist sie mir im letzten Sommer in Italien während eines Festes der ‚Unita' (= Parteiorgan der KP Italiens) in Florenz gekommen: ein junger Kader der KP kommt auf mich zu und sagt: „Bist Du nicht der Genosse Cohn-Bendit? " „Ja", antworte ich. „Der Genosse Ingrao läßt Dich grüßen." Ingrao ist ein Mitglied des Zentralkomitees und des Politbüros der KP Italiens; er ist ein Vertreter des linken Flügels, der zu Gesprächen mit Jugendlichen oder mit Linksradikalen geschickt wurde. Er hat einen kritischen Artikel über die Haltung der französischen KP während des Mai 68 geschrieben und auf dem letzten Kongreß hat er einen „linken' Beitrag über die Frage der Christdemokraten gehalten. Ich habe ihm gesagt, daß ich viel Ärger mit seinen ‚Brüdern' in Frankreich gehabt hätte. Darauf antwortete er mir, daß die italienische KP ganz anders sei und daß Mitglieder der CFDT ihn schon einmal auf einem Gewerkschaftskongreß gebeten hätten, seinen französischen Genossen das Verhältnis der italienischen KP zu den Gewerkschaften zu erläutern. Er richtete mir im Namen der Organisation des Festes Grüße aus und wünschte mit alles Gute. Er war sehr zuvorkommend und sympathisch. Man stelle sich so etwas in Frankreich vor ... Die KP Italiens hat auf den Kongreß von ‚Lotta Contianua' im Januar 75 eine offizielle Beobachterdelegation geschickt. Wann besucht Catala als Beobachter einen Kongreß der ‚Ligue

Communiste'? Die anarchistische Zeitung ‚Humanita Nuova' wurde jahrelang in einer Druckerei der italienischen KP gedruckt. Wann wird ‚Liberation' in der Druckerei von ‚Humanité' gedruckt? Ich gebe diese Beispiele um deutlich zu machen, daß das Problem der Beziehungen der radikalen Linken zur KP und umgekehrt auch ein Anzeichen dafür ist, ob sich die KP wirklich verändert: von einer Oppositionspartei, einem Staat im Staat, zu einer Regierungspartei, die fähig wird, einen großen Teil der Linken und radikalen Linken zur Unterstützung ihrer reformistischen Ziele zu gewinnen – was eine ganze Reihe neuer Probleme aufwerfen würde (zum Beispiel nach dem Muster der italienischen KP eine größere Selbstständigkeit gegenüber der KPdSU anzustreben).

Das entscheidende der 60-ger Jahre ist meines Erachtens die radiakle Sensibilisierung unter den jungen Arbeitern, den Arbeitsimmigranten, den Studenten, den Frauen und anderer Bevölkerungsschichten. Auf die Dynamik dieser Bewegung bzw. dieser Bewegungen, die nach einem gemeinsamen Nenner suchen, baue ich meine Hoffnung. Das erfordert meiner Meinung nach von den Revolutionären ein neues Verhältnis zur KPF. Man kann sich nicht mehr mit einer leidenschaftlichen, prinzipiellen Kritik an der Usurpierung der revolutionären Idee durch die Bolschewiki und später die Stalinisten begnügen. Wir müssen heute angesichts der Tatsache, daß sich die Hoffnung auf eine radikale Veränderung der Gesellschaft in neuer Form in unterschiedlichen Bereichen der Gesellschaft und in der ganzen Welt immer mehr verbreitet, ein realistisches Verhältnis zur KPF entwikkeln. Genauso, wie heute in den Alltagskämpfen eine Verhaltensweise erforderlich ist, die den radikalen Bruch mit dem Interesse an der realen Veränderung des Alltags verbindet, müssen wir ohne taktische Hintergedanken dazu kommen, ein praktisches Verhältnis zur möglichen Regierungsbeteiligung der KPF zu entwickeln, d.h. für den Fall, daß die KPF ihre stalinistische Vergangenheit ablegt und ganz einfach eine reformistische Partei wird. So gesehen wurde die ganze Diskussion innerhalb der radiaklen Linken, ob es sinnvoll sei, für Mitterand-Marchais zu stimmen, auf einer falschen Grundlage geführt. Die Trotzkisten haben sich erneut, wie schon bei früheren Präsidentschafts- und Parlamentswahlen auf das Spiel der Wahl eingelassen: im ersten Wahlgang einen eigenen Kandidaten aufzustellen, um seine Stärke zu messen, und im zweiten Wahlgang sich dann zu Gunsten von Mitterand zurückzuziehen. Diese Form der Wahlbeteiligung offenbart ein taktisches Verhältnis, das nahezu sinnlos ist, wenn man bedenkt, daß die Revolution nicht mit den Stimmzetteln gemacht wird. Sie verdeckt die Unterschiede. Ich glaube dagegen, daß man gerade zum Zeitpunkt der Wahl, als viele Franzosen für das Bündnis aus kommunistischer und sozialistischer Partei stimmten, in den Fabriken, in den Schulen und

überall eine Auseinandersetzung hätte eröffnen müssen. Die radikale Linke hätte vorhanden sein müssen, um die Frage zu stellen: welche Gesellschaftsform wollen diese reformistischen Organisationen errichten? Das hätte klargemacht, in welchen Punkten die Infragestellung der Gesellschaft durch die Revolutionäre radikaler und stärker mit den elementaren Bedürfnissen der Leute verbunden ist. Dazu ist es überhaupt nicht nötig, einen Kandidaten aufzustellen. Die einzige halbwegs annehmbare Rechtfertigung liegt darin, einem Kandidaten die Möglichkeit zu geben, im Fernsehen sprechen zu können – was einen beträchtlichen Einfluß auf die öffentliche Meinung ausübt. Aber könnte man sich nicht auch vorstellen, daß man dieses Diskussionsinteresse, das von den Massenmedien nicht aufgegriffen wird, dadurch in dieser Situation zur Geltung bringt, daß man diese Institution umfunktioniert? Wenn diejenigen, die die –regional oder sozial – unterdrückten Minderheiten verteidigen wollen, wenn diejenigen, die alle radikalen Fragen aufwerfen wollen (vom Umweltproblem bis zur radikalen, emanzipatorischen Veränderung der Gesellschaft), sich als Kandidaten aufstellen lassen müssen, um im Fernsehen zu Wort zu kommen – dann ist das bezeichnend dafür, wie Informationen in einer modernen Gesellschaft zustandekommen und wie die Auseinandersetzung mit anderen Vorstellungen aussieht. Man muß auch das ganz klar aussprechen. Aber warum soll man sich dann nicht nach Beendigung der Fernsehkampagne von einem Wettkampf zurückziehen, bei dem – logischerweise – nur für Bürokraten Platz ist, die die Gesellschaft verwalten und rationalisieren wollen?

Wenn man von dieser Überlegung ausgeht, kann die radikale Linke die Machtergreifung der Reformisten behindern oder fördern. Aber sie erreicht eine Behinderung gerade nicht durch eine Anti-Mitterand-Propaganda, sondern indem sie kritische Fragestellungen und Probleme fest in den Köpfen der Leute verankert. Wenn es jedoch bei dem Wahlausgang auf zwei oder drei Prozent der Stimmen ankommt, und die radikale Linke etwa 3 % der Wähler repräsentiert – dann müßte sie auch Mitterand wählen. Nicht, damit Mitterand nach einem Sieg die radikale Linke nach ihrer Meinung fragt, sondern weil man jederzeit ganz bewußt die Möglichkeit zu einer Veränderung des gesellschaftlichen Gleichgewichts wahrnehmen muß. Das bedeutet keinesfalls, die Spielregeln der Wahl anzuerkennen. Aber wenn die 3 % der radikalen Linken Mitterrand wählen, gewinnt er – wenn sie nicht wählen, gewinnt er nicht. Das ist eine politische Entscheidung, die gefällt werden muß.

Meines Erachtens wird sich das Verhältnis zu den Wahlen immer dann als Problem stellen, wenn die Unterstützung der radikalen Linken wahlentscheidend ist – also immer an einem historischen Wendepunkt. Es wäre

ein Fehler, nicht zu sehen, daß das politische Klima in Bewegung kommen würde, wenn es dem Linksbündnis gelingt, an die Macht zu kommen. Mit dem Eintritt der französischen KP in die politischen Entscheidungsinstanzen Frankreichs stehen mehrere Dinge auf dem Spiel: es wäre die Übertragung der weltweiten politischen Verhältnisse auf die französische Innenpolitik; das gemeinsame Entwicklungs- und Rationalisierungsniveau aller Industriegesellschaften würde im Zusammenrücken von Ost und West sich verdeutlichen. Die gesellschaftlichen Verhältnisse und der politische Einsatz, um den es geht, würden viel deutlicher hervortreten. Und letzten Endes würde dadurch die Entstehung einer radikalen – ebenso antikapitalistischen wie antikommunistischen – Bewegung erleichtert werden.

6. Bitte anschnallen, die Geschichte gibt Gas!

Für viele ist es völlig klar, daß ich ein Anarchist bin. Aber so einfach ist das nicht. Das soll nicht heißen, daß ich verschweigen will, aktiv in einer anarchistischen Gruppe mitgearbeitet zu haben. Aber dahinter steckt eher eine Ablehnung des Marxismus-Leninismus als eine uneingeschränkte Identifikation mit einer der politischen Richtungen innerhalb des Anarchismus. Der Marxismus, wie er in den politischen Gruppierungen zum Ausdruck kommt, die ihn repräsentieren (KP Frankreichs, Trotzkisten, Maoisten usw.), war in meinen Augen letzten Endes eine repressive und widersprüchliche Ideologie. Dieser eher moralische als politische Standpunkt führte bei mir zur Ablehnung des Marxismus. Allerdings hat der Begriff ‚moralisch' für mich keinerlei negativen Beigeschmack. Im Gegenteil. Die große Stärke des Anarchismus besteht darin, eine positive Moral zu formulieren, die im Dschungel der Geschichte zum Bezugspunkt wird. Die Betonung der Menschlichkeit, der Solidarität, der Subjektivität: das macht kritisch und ermöglicht es, schnell die Bedeutung eines Ereignisses einzuschätzen. Denn es ist immer leicht, im Namen einer historischen Rolle, auf die man sich noch vorbereitet, andere Dinge links liegen zu lassen und sich nicht um die Leichen der aktuellen modernen Geschichte zu kümmern.
An dieser Stelle möchte ich einen kurzen Abstecher machen. Das Buch ‚Archipel Gulag' von Solschenyzin hat eine Reihe von marxistisch-leninistischen Intellektuellen deutlich in Aufregung versetzt. Dazu kann man nur sagen: höchste Zeit! Mir ging das überhaupt nicht so. Das soll nicht heißen, daß ich dieses Buch unnütz finde, aber es ist überflüssig, gerade einem Anarchisten den Terror der sibirischen Lager zu beschreiben, so, wie man keinem Juden einen Film über die Konzentrationslager Hitlers zu zeigen braucht. Sie müssen nicht mehr überzeugt werden.
Rückblickend glaube ich, die Ablehnung des Marxismus auch anders erklären zu können und dabei gleichzeitig dessen historischer Bedeutung gerecht zu werden. Der Marxismus formulierte das theoretische Selbstverständnis der entstehenden Arbeiterbewegung; er war deren Ausdruck und die einzige Kraft, die es ihr ermöglichte, sich nach außen darzustellen und zu verallgemeinern. Auch heute bleibt der Marxismus an die bürgerliche Gesellschaft gebunden. Wenn das Kapital die Arbeiterklasse als seine eigene Negation pro-

duziert, und reproduziert, produziert es auch eine Theorie, die deren Existenz wiederspiegelt. Der Marxismus bleibt in meinen Augen vor allem eine syndikalistische Theorie, d.h. eine Theorie zur Verteidigung der Arbeitskraft und der Arbeit selber – selbst wenn er schon immer auch Elemente in sich getragen hat, die darüber hinausweisen. Der Bruch mit dem lähmenden Syndikalismus und dem Mythos von der Arbeiterklasse ist nur in Kämpfen möglich.
Marx konnte nur die Geschichte der Klasse analysieren und darstellen, die gleichermaßen die Hoffnung auf die Zerschlagung wie die Hoffnung auf die Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse, die sich unter seinen Augen entwickelten, in sich trug. Er theoretisierte die Arbeiterbewegung, wie sie sich zu seiner Zeit entwickelte.
Doch der Anarchismus war bloß die andere Seite derselben Medaille wie der Marxismus. Auch er bleibt in der traditionellen Arbeiterbewegung und ihrer Ideologie befangen. Es bedurfte erst des Mai 68, damit wir endgültig verstanden, daß wir die Geburt einer neuen Periode der revolutionären Bewegung erleben. Die italienische Arbeiterbewegung und die amerikanische ‚Woodstock-Generation' vertiefen noch diese Krise der modernen Gesellschaft und der revolutionären Ideologie. Wenn man diese Bewegungen ernst nimmt und sie zu verstehen versucht – dann kann man den alten Antagonismus Marxismus/Anarchismus überwinden und etwas Neues formulieren. Doch wir machen in diese Richtung gerade die ersten tastenden Schritte.
Heute wird die Hoffnung der Überwindung der modernen Gesellschaft von einer ganzen Reihe von verschiedenen, ja sogar sich widersprechenden Bewegungen getragen. Wir müssen unseren Blick auf diese Bewegungen richten um dafür gerüstet zu sein, den langen Marsch bis in die Zukunft durchstehen zu können.

Polit-Fiction

Der Durchbruch der Bewegung des 22. März in Nanterre – und des vor ihr propagierten neuen Verhältnisses zur Praxis – liegt nicht in der Besetzung des Verwaltungsgebäudes, die am 22. März stattfand, sondern der geschah in den folgenden zwei Tagen voller Diskussionen und Auseinandersetzungen. Der 22. März verkörperte die große Familie der Grüppchen, also die rund 150 Organisierten, die die Besetzung getragen haben. Aber an den folgenden Tagen waren 500 Personen an diesen Diskussionen beteiligt. Daraufhin hat der Kanzler die Fakultät geschlossen! Das Neue dieser Politik bestand in dem Versuch, die Studenten wirklich teilnehmen zu las-

sen; nicht nur indem man sie formal in einem Saal zu einer Versammlung zusammenruft, sondern indem ständig neue Diskussionsgruppen, Kommissionen und Vollversammlungen stattfanden, die Gelegenheit zur Auseinandersetzung und Vereinheitlichung boten. Das gab allen daran Beteiligten einen ungeheuren Impuls. Es wirkte bei ihnen wie ein Sprengsatz, der die neo-leninistischen Grüppchen in Nanterre zum Platzen brachte. Es bestand zum ersten Mal die Gelegenheit, die eigenen Interessen offen auszusprechen, die eigene Spontaneität zu befreien – und das entsprach einem Bedürfnis der Studenten.

Dieser herrlich sonnige Tag auf dem Rasen brachte auch eine Befreiung von den traditionellen Organisationen und ihrem Apparat. Bis jetzt war der Inhalt der Politik von den politischen Gruppen monopolisiert worden. Obwohl die Fakultät geschlossen war, waren Hunderte von Studenten nach Nanterre gekommen. Das zeigt, wie sehr die Institutionen normalerweise ein ungeahntes Potential unterdrücken. Und diese institutionelle Unterdrückung war nicht nur die Antwort auf autoritäre linksradikale Ideologien. Man darf nicht vergessen, daß wir angekündigt hatten, wir würden die Hörsäle besetzen, um dort zu diskutieren. Als wir damit angefangen hatten, einige Professoren und ihre Vorlesungen zu stören, zog es der Dekan vor, alle Professoren und alle Studenten, die arbeiten wollten, zu stören. Wir sollten zur Ruhe und Ordnung erpreßt werden: entweder wir stellen unsere Diskussionen ein, oder die Fakultät würde ihren Betrieb einstellen. Das ist äußerst symptomatisch für die alltägliche, heimtückische und spalterische Art der Unterdrückung: es wird alles getan, damit niemand mehr seine wirklichen Interessen ausdrücken kann: alles, was gesagt, getan und empfunden wird, muß die öffentlichen Kanäle einer Gesellschaft einhalten, die spaltet, gegeneinander ausspielt, zensiert und dadurch das Monopol über die gesellschaftliche Dynamik in den Händen behält. Jeder Prozeß, sich in dieser Gesellschaft auszudrücken und sich mit anderen zu verbinden, soll über die offiziellen Institutionen dieser Gesellschaft laufen. Die Bedeutung des Mai 68 – der für alle eine unglaubliche Überraschung war, lag gerade darin, daß diese ganzen verdrängten Bedürfnisse wieder aufbrachen. Die Kraft der Bewegung war vorhanden, ehe alles sichtbar anfing. Die Stärke der Bewegung des 22. März lag in der anti-institutionellen Organisierung. Diese ganzen einengenden Strukturen zum Tanzen zu bringen – die Universität, die Grüppchen – das war der Mai 68, die Befreiung von Zwängen. Und diese Befreiung geschieht nicht von einem Tag auf den anderen. Das ist ein Prozeß. Natürlich können diese verdrängten Interessen dazu beitragen, die Bewegung zu strukturieren. Aber auf der anderen Seite besteht auch die Kraft der Gewohnheiten und der unwillkürlichen Reflexe aller Dinge, an die man sich aus tiefverwurzelten Sicher-

heitsgründen klammert. Ich denke da zum Beispiel an die Demonstration in der ‚Barrikadennacht', die wirklich von der Bewegung des 22. März organisiert worden war: ich erinnere mich an Studenten, die an den Seiten der Demo einen Ordnungsdienst organisierten, um die Demonstration zu schützen, aber auch: um sie einzuschließen. Ich habe damals über das Megaphon dazu aufgefordert, daß man diese Ketten auflöst und jede Reihe der Demo ihre Selbstverteidigung organisiert.
Die negativen Aspekte des Mai 68 liegen in der Zusammenarbeit mit den traditionellen Organisationen. Und dieses Element war beinahe stark genug, die Revolte um ihren Sinn zu bringen, obwohl die Sorbonne, die Pariser Universität, schon ein Symbol für die Befreiung der Spontaneität war. Wir hatten in einem Bereich begonnen, uns von den Zwängen zu befreien: in der Studentenbewegung. Aber wie wir die traditionellen Organisationen auch immer kritisierten, faktisch erkannten wir ihnen dennoch die Rolle zu, die anderen gesellschaftlichen Bereiche zu organisieren. Es ist in diesem Zusammenhang charakteristisch, daß ich nach der Barrikadennacht die Gewerkschaften im Radio aufgefordert habe, als Protest einen Generalstreik zu organisieren. An diesem 13. Mai fand die größte Demonstration während des Mai statt. Damit erhielt die Bewegung ihren nationalen Charakter. Aber damit wurde auch die Herrschaft der CGT über die sich ausbreitende Arbeiterbewegung anerkannt und akzeptiert. Diese Demonstration verkörpert symbolisch diese beiden Aspekte: auf der einen Seite die Verallgemeinerung der Mobilisierung und ihrer politischen Inhalte, die sich in Parolen wie ‚Zehn Jahre sind genug' ausdrückten, während die CGT in der Vorbereitungssitzung darauf gedrängt hatte, daß es eine rein gewerkschaftliche Demonstration werden solle (zum Beispiel sollten keine politischen Zeitungen verkauft werden, das dann doch nicht eingehalten wurde). Aber auf der anderen Seite diese Kanalisierung durch die traditionellen Kräfte: Das entscheidende Ereignis des Tages, nämlich die Besetzung der Sorbonne, war von der Demonstration völlig abgespalten. Das Ziel der Demo hätte logischerweise nicht die Metrostation Denfert-Rocherau, sondern die Sorbonne sein müssen. (Zwischen der Metrostation, wo diese Demo damals endete, und der Sorbonne im Quartier Latin liegen mehrere Kilometer!). So hätten sich angesichts der besetzten Universität Diskussionsgruppen bilden können. Die CGT hatte den Demonstrationsweg festgelegt: weil sie die Initiative zur vorbereitenden Versammlung aller Gewerkschaften übernommen hatte, aber auch, weil wir in unseren Köpfen akzeptierten, daß sie diese Rolle spielt. Nach alledem, was passiert war, auf Grund der politischen Situation, die durch die ‚Nacht der Barrikaden' geschaffen worden war, hätte die Bewegung jedoch die Möglichkeit gehabt, im eigenen Namen die Pariser Bevölkerung zu einer Protest-Demonstration aufzuru-

fen – egal, ob die traditionellen Organisationen sich anschließen oder ihren eigenen Protest organisieren. Für den Fall, daß die CGT sich dazu entschlossen hätte, ihr eigenes Süppchen zu kochen, bin ich nicht sicher, ob die CFDT und FEN nicht dennoch die Demonstration der Bewegung unterstützt hätte. Aber auf jeden Fall wären die zigtausend Pariser, die an der Seite der Bewegung ihren Protest ausdrücken wollten, auf der Demo gewesen. Und für den weiteren Verlauf wären die Verhältnisse klarer gewesen. Vielleicht hätte es die CGT schwieriger gehabt, sich als natürliche Führung der Bewegung aufzuspielen, als die Fabrikbesetzungen spontan um sich griffen. Zumindest jedoch hätte dies dazu beigetragen, die Auseinandersetzung voranzutreiben und zu strukturieren – das vermasselte Sit-In im Quartier Latin noch gar nicht einmal mitgerechnet.
Darüberhinaus glaube ich, daß diese Machtdelegation an die traditionellen Organisationen nach dem Barrikadenkampf symptomatisch ist für das Verhältnis, das sich zwischen der ‚Bewegung des 22. März' und der gesamten Bewegung ausbreitete – auch wenn man bedenken muß, daß wir nach dieser Nacht wenig Zeit für lange Überlegungen hatten und daß wir überallhin zerstreut und erschöpft waren. Wir waren zwar eine anti-institutionelle Organisation, aber dennoch haben 200 von uns Entscheidungen gefällt, die den ganzen linken Flügel der Bewegung betroffen haben. Wir haben uns niemals das Problem gestellt, der Bewegung zu helfen, sich selbst zu organisieren. Unsere Ideologie war die absolute Spontaneität. Der anti-bürokratische Anspruch hat sich dann in den Aktionskomitees verkörpert. Aber diese haben es faktisch nicht geschafft, zum Rückgrat der Bewegung zu werden. Das wäre wahrscheinlich anders gelaufen, wenn die ‚Bewegung des 22. März' sich in eine breite Bewegung von Aktionskomitees neu organisiert hätte, statt sich in eine Art politische Gruppe zu verwandeln. Weil dieses Bedürfnis nicht aufgegriffen wurde, ist die Sache in Charléty passiert: eine Versammlung, die unsere Schwäche demonstriert hat: weder wurden neue Aktionen beschlossen, noch wurde explizit ein Weg zur Neuordnung der Regierungsgewalt angegangen. (Mendès-Franco war anwesend, sagte aber kein Wort).
Doch welches Gewicht diese negativen Aspekte auch immer besaßen, trotzdem spricht der Mai 68 für sich selbst. Es war eine Bewegung, die die bestehenden Zwänge aufgebrochen hat. Und er hat gezeigt, welche Bedeutung ihnen in unserer Gesellschaft zukommt. Alles wird möglich. Die Polit-Fiction wird zur aktuellen Realität! Die radikale, emanzipative Veränderung der westlichen Gesellschaften ist nicht mehr nur der Traum einer Handvoll Aktivisten. Sie kann einer Erwartung entsprechen, die von weiten Kreisen der Bevölkerung geteilt wird. Die Bewegung hat die wachsende Kluft zwischen der Gesellschaft und dem Staat aufgezeigt. Im Alltag

scheint der allmächtige Staat die Gesellschaft wirkungsvoll im Griff zu haben. Schließlich beschrieb Viansson-Ponté noch im März 68 in einem berühmten Leitartikel ein Frankreich, das ‚sich langweilt' und in dem nichts mehr passiert. Auch die marxistischen Analysen haben die Ausbreitung dieser kolossalen Bewegung nicht mitbekommen. Angesichts einer Situation, in der der Staat für die Franzosen nur noch eine ‚radikale Minderheit' zu sein scheint, wird der Mai 68 auch zur Niederlage für diese Theoretiker. Das Land ist gelähmt und die Minister verbrennen ihre Archive. Auf diesen Mai 68 gründe ich meinen Optimismus – wie auch immer der Alltag in unseren Gesellschaften aussehen mag.

Der harte Kern im Mythos vom Proletariat

Ich habe bis jetzt sehr wenig darüber gesagt, was ich als die neue Qualität innerhalb der Arbeiterbewegung seit dem Mai 68 ansehe. Nicht, weil ich glauben würde, in dieser Bewegung gäbe es kein revolutionäres Potential – ganz im Gegenteil – sondern weil sie sich ganz unterschiedlich und schwieriger wahrnehmbar verändert und umstrukturiert. Der Mai 68 hat durchschimmern lassen, daß die Arbeiter die Schnauze voll haben. Das haben wir in Italien viel deutlicher wiedergefunden.
Die Arbeiterautonomie drückt sich in ihrer Radikalität sowohl im Inhalt der Kämpfe, im ‚Arbeiterprogramm', als auch in deren Form aus, d.h.: sie kommt in den Momenten zum Ausdruck, in denen aus der Bewegung proletarische Organisationsformen entstehen. Das ‚Arbeiterprogramm' wird nicht von einer Organisation formuliert, sondern es wird im Verlaufe von jahrelangen Kämpfen geprägt.Die Schärfe der italienischen Krise erklärt sich aus dem Verstärkungseffekt, der aus dem Zusammentreffen der weltweiten Wirtschaftskrise mit der nationalen, von den proletarischen Kämpfen hervorgerufenen Krise entstanden ist. Es ist absolut falsch, die Zersetzung des italienischen Staatsapparates bloß aus der Unfähigkeit der Christdemokraten, die Krise zu meistern, erklären zu wollen. Diese Unfähigkeit entspringt gerade der breiten Verankerung und der Autonomie der Arbeiterbewegung. Diese hat damit gebrochen, im institutionellen Rahmen Verantwortung zu übernehmen, um sich ausschließlich auf die eigenen Bedürfnisse beziehen zu können. Dadurch werden die ‚Wir-sitzen-alle-in-einem-Boot'-Argumente, die die Einheit der Nation beschwören, wirkungslos. Der soziale Bruch dehnt sich aus, der Graben wird unüberbrückbar. Ich will mich hier nicht in eine lange Analyse des ‚schleichenden Mai' Italiens ergehen – der jetzt schon sechs Jahre lang andauert – sondern zwei Elemente der sozialen Konfrontation hervorheben, die meines Erachtens auf

einen bestimmten Typ von Bewegung innerhalb der Arbeiterklasse hindeuten, der schwer unter die Kontrolle der traditionellen Organisationen und der staatlichen Institutionen zu bekommen ist.
Das Auftauchen der Arbeitermilitanz bei Fiat 1969 war faktisch der Durchbruch der italienischen Emigranten aus dem unterentwickelten Süden innerhalb der großen Industrie im Norden. Zigtausenden von entwurzelten, isolierten, von Agnelli und seinen Helfern bis auf die Knochen ausgebeuteten Emigranten haben eine neue Identität gewonnen: nicht mehr die Parias, die ‚Verdammten dieser Erde' zu sein, sondern die Identität der Verweigerung. ‚Nieder mit der Arbeit', ‚Wir scheißen auf die Fabrik', Gleichheit, Solidarität, Kampf, ‚Fiat ist unser Vietnam', waren einige der Parolen. Selbständige Verringerung der Bandgeschwindigkeit, Versammlungen am Band, Demonstrationszüge innerhalb der Fabrik waren der Ausdruck dieses unglaublichen Kampfwillens. Die Parias haben ihre Geschichte in die eigenen Hände genommen, indem sie das, was sie zur Emigration gezwungen hatte, ablehnten: die Gesellschaft der Arbeit, die kapitalistische Organisation der Arbeit. Die Fabriken mit ihrer mörderischen Arbeitshetze und ihren Montagebändern, die jede menschliche Identität zerstören, indem sie den Menschen total der Maschine unterordnen, erschienen diesen Emigranten aus dem sonnigen Süden wie moderne Konzentrationslager. Also Ihr versteht: Auschwitz, Dachau, Sibirien und so weiter ... die Verwaltung funktioniert immer nach dem gleichen Muster, die Menschen werden kaputt gemacht. Es gibt sicherlich eine Reihe von intellektuellen Meditationen darüber, das Problem anders zu formulieren. Tatsache bleibt, daß dieses Phänomen der italienischen Bewegung nicht mehr ignoriert werden kann, nachdem es durch die zusätzliche soziale Ausbeutung auf Grund der Emigration (die miserablen Wohnverhältnisse, der Rassismus, die kulturellen Anpassungsschwierigkeiten) so radikal wurde. Die Arbeiterkämpfe von 1969 haben das Arbeiterprogramm in der modernen Gesellschaft formuliert: die radikale und kompromißlose Opposition gegen die von den großen Industriekonzernen aufgezwungene Lohnarbeit. Dieses Phänomen finden wir in Deutschland während der Streiks 1973 wieder (bei Ford/Köln), aber auch in den USA (bei General Motors in Detroit) und in England (bei Ford). Die Automobilindustrie macht nur ein umfassendes und unwiderrufliches Phänomen deutlich.
Durch die Kontinuität der sozialen Konfrontation und die Verschärfung der Krise haben die Kämpfe in Italien oft den Bereich der Fabrik verlassen und auf die Stadt übergegriffen, um sich auf eine umfassende Organisierung der Gesellschaften zu erstrecken. Hausbesetzungen und Mietstreiks waren die ersten Anzeichen davon. Der soziale Ungehorsam von Hunderttausenden von italienischen Proletariern schockierte im Herbst 1974 das

offizielle Italien. Von den staatlichen Institutionen über die gesamte bürgerliche Presse bis hin zur KP wurde gegen die ‚Autoreduktion', die selbstständige Herabsetzung der Tarife für die öffentlichen Verkehrsmittel sowie der Telefon- und Stromgebühren gewettert. Was war geschehen, daß dieses bunte Spektrum sich so einig war? Weil die Arbeiter durch die Inflation an den Rand des Abgrunds getrieben waren, entschlossen sie sich unter Zuhilfenahme des linken Gewerkschaftsflügels , nur noch einen Teil der Sozialabgaben zu bezahlen.
Die Regierung erhöht die Tarife der öffentlichen Dienstleistungen, gut, wir weigern uns ganz einfach, die Erhöhung zu zahlen. Ganze Wohnviertel haben sich über Fabrikdelegierte organisiert, um die Arbeiterautonomie zu bekräftigen. In Turin haben mehr als 50 000 Familien an der Aktion teilgenommen, in Rom waren es 150 000, Tausende in Mailand, in Porto-Marghera usw. Die direkte Aktion wird die Waffe der Bewegung. Die KP verurteilt diese Aktion: sie sei der Geschichte und der Tradition der Arbeiterbewegung fremd. Der Staat appeliert an die Vernunft. Die Presse frägt sich, wo die Autorität des Staates bleibt. Die Autoreduktion breitet sich überall aus. Versammlungen werden in den Stadtteilen abgehalten, der Kampf wird von allen in die Hand genommen. Die Regierung muß nachgeben. Noch heute weigern sich tausende von Familien, den Kompromiß zwischen dem Staat und den Gewerkschaften anzuerkennen. Sie zahlen nur ein Drittel des Preises. Und wenn es so weitergeht, werden sie gar nichts mehr zahlen. Besonders wichtig ist dabei, daß sich die Bewegung so weit ausbreiten konnte, daß die Repression keine Chance mehr hat. Jeder Versuch, Gas oder Strom abzustellen, wurde sofort von dem ganzen Stadtteil militant verhindert: d.h. von den Nachbarn und Freunden. Es ist das Bier der italienischen Zeitungen sich zu fragen: „wohin treibt Italien bloß? " – wir sagen: „Es geht in die richtige Richtung!"

Die neue Welt

Wenn es ein Land gibt, in dem man innerhalb der Studentenbewegung die fortgeschrittensten Elemente des deutschen SDS oder der ‚Bewegung des 22. März' wiederfindet, dann ist das die USA. Diese Klarheit der amerikanischen Bewegung beruht sowohl auf der Schwäche der revolutionären Tradition wie auch auf einer direkteren Beziehung als hier zwischen der politischen Studentenbewegung und den ideologischen und sozialen Veränderungen innerhalb der Jugend.
In Frankreich waren diese Elemente gegeneinander verschoben: Die Rebellion der Jugend, als massenahftes, soziales Phänomen, folgte erst auf

den Mai 68, auf die politische Revolte. Wenn man einen Film oder Fotos vom Mai 68 anschaut, ist man vielleicht überrascht, der in der Tat wie aus den 50er Jahren anmutet: die kurzen Haare. Pop-Musik, Hasch-Kultur, Wohngemeinschaften – das alles kennzeichnet in Europa den Übergang von den 60er zu den 70er Jahren. Hier liegt die Bedeutung der amerikanischen Gegenkultur. Deswegen ist es in meinen Augen wichtig, was in den 60er Jahren in den USA geschehen ist.

Die Entstehung einer radikalen Bewegung, vor allem im Rahmen des Kampfes gegen den Krieg in Vietnam, fand auf der Basis eines tiefgehenden Bruches mit den alten Wertvorstellungen statt. Die drei Elemente *‚Musik – Hasch – Wohngemeinschaften‘* wurden zum Leitfaden für die Entstehung eines *Gegenmilieus.* In diesem gesellschaftlichen Phänomen drückt sich der Wunsch nach Freiheit und Solidarität aus, nach Solidarität in der Abkehr von der alten Gesellschaft und der Suche nach einer Erweiterung der Freiheit, hier und heute – *do it, now.* Dahinter steht eine prinzipielle Veränderung der Beziehungen zwischen den vereinzelten Menschen, die Suche nach einem neuen Zusammenleben auf vielen Ebenen in Wohngemeinschaften, wo die rationale Kommunikation zu nur einer Ebene der Verkehrsform wird, während die Phantasie, die sich in psychodelischen Visionen äußert, ein Niveau erreicht, wo der Computer wertlos wird und ins Stottern kommt. Die neuen Verkehrsformen sind vom amerikanischen Pragmatismus geprägt, in dem die Gefühle und damit auch die Spontaneität auf das intellektuelle Denken einwirken.

Die Suche nach einer Mehrdimensionalität zur Entfaltung des Menschen läßt – auf einer gesellschaftlichen Ebene – auch viele neue Minderheiten-Bewegungen entstehen. Die ethnischen Minderheiten (Schwarze, Puerto-Ricaner, Chicanoa, Indianer) sind die Symbole des Kolonialismus, auf dem der westliche Imperialismus gegründet wurde. My-Lai und die Zerstörung der vietnamesischen Dörfer haben den Völkermord an den Indianern erneut ins Bewußtsein rücken lassen. ‚Little Big Man‘ verkörpert diesen durch Vietnam vermittelten Schock und das Zerbrechen der Ideologie, von der die Wildwest-Filme ein verfälschtes und pseudo-therapeutisches Bild gezeichnet hatten.

Aber auch soziale Minderheiten, wie die Homosexuellen, die Frauen (24), die Studenten, die Randgruppen, fangen an, ein Selbstbewußtsein zu finden.

Die USA sind weiterhin ein Schmelztiegel von Minderheiten, doch heute überlagern sich die sozialen und ethnischen Minderheiten und bringen mehrere Elemente von jeweils verschiedenem Selbstbewußtsein hervor. Das ganze führt zur Konfusion – aber auch zu einer Dynamik in der Auseinandersetzung.

Daß dieser Bruch mit alten Wertvorstellungen die radikalen Bewegungen der Studenten und der Schwarzen in den 60er Jahren strukturiert hatte, half uns in Europa zweifelsohne die soziale Dimension der neuen Bewegungen zu verstehen, die zu oft noch unter der Interpretationsherrschaft der revolutionären Tradition des 19. Jahrhunderts eingeengt waren und nur unzureichend dazu durchgedrungen sind, die Motive und Brüche, die ihr selbst zugrunde liegen, auszusprechen.
Dieser Prozeß ist in beide Richtungen hin fruchtbar gewesen: denn auch die amerikanische Bewegung wurde ihrerseits von den überseeischen Bewegungen beeinflußt. Zweifelsohne hat Vietnam den radikalen Weißen geholfen, die Bewegung der Schwarzen besser zu verstehen, oder der Mai 68 die Möglichkeit und Bedeutung gezeigt, ein Verhältnis zur Arbeiterklasse zu entwickeln.
Die Radikalisierung der Schwarzen und die Arbeit von Jugendlichen, die zutiefst von der Gegenkultur beeinflußt sind, kann langfristig auch das Monopol der Gewerkschaftsführungen brechen. Im Zusammenhang mit einem wichtigen Konflikt, der gerade in den Renault-Werken stattfand, konnte man in der Zeitung (France-Soir, vom 9./10. März 75) lesen, daß Jean Breteau, der Sekretär der Metallgewerkschaft innerhalb der CGT, sich nicht in Paris aufhalte, weil er einer Einladung amerikanischer Gewerkschafter gefolgt war. Bürokraten aller Länder, vereinigt Euch?
Aber bei uns gibt es noch keinen Erfahrungsaustausch wie zwischen Schmidt und Ford oder wie zwischen den Gewerkschaftsbürokraten. Obwohl die amerikanische Bewegung auf Grund ihres zeitlichen Vorsprungs Probleme deutlich macht, die bei uns allmählich auftauchen: Die Spannung zwischen Autonomie und Unabhängigkeit von Minderheitsbewegungen sowie die innere Zersetzung des Gegenmilieus.

Frankfurt 1970

Es ging ganz schnell – plötzlich war ich in Deutschland abgesetzt. Theoretisch orientierungslos, emotional entwurzelt und isoliert, sowie materiell vom Mai 68 profitierend – so habe ich begonnen, mich ernsthaft umzusehen. Auf Grund meiner Erfahrungen im Mai fühlte ich mich von der deutschen Bewegung nicht genug betroffen, um mich in das politische Milieu hier integrieren zu können. Auch die Verzweiflung, die allmählich in mir aufkam, reichte dazu nicht aus. Doch die wilden Streiks 1969 – Dank sei den Göttern der Revolution – haben die Organisation der deutschen Studentenbewegung, den SDS, auseinandergesprengt. Die ganze Theorie von der Integration und Verbürgerlichung der Arbeiterklasse und

die These, die Dritte Welt sei das einzige revolutionäre Subjekt, wurden weggefegt. Die angebliche Avantgarde der gesellschaftlichen Veränderung war plötzlich fernab vom Schuß. Das Delirium begann: Marxismus-Leninismus, bolschewistische Partei, harter Proletkult, Schulungskurse und noch einmal Lenin (Was tun?), dem Volke dienen: Die Maus brachte viele Ungeheuer zur Welt! Die KPD des finstersten Stalinismus in den Jahren zwischen 1928 bis 1953 wurde das ideologische und organisatorische Muster. Jeder Stadt ihre Partei, jeder Stadt ihr ZK.

Über eine persönliche Beziehung habe ich die deutsche Bewegung verstehen und in ihr zu leben gelernt. Ich war verliebt. Diese Beziehung erst hat mich integriert und mir den Kontakt mit anderen Genossen ermöglicht. Es handelte sich nicht nur darum, sich politisch anders zu verhalten, sondern auch darum, mein Alltagsleben anders zu bestimmen. Nach der Auflösung des SDS haben wir eine Gruppe von ungefähr 30 Genossinnen und Genossen gebildet, um in der Fabrik zu arbeiten. Es ging nicht darum, „dem Volk zu dienen" oder den Proletkult wiederaufzulegen. Wir haben zunächst danach gesucht, wie wir uns am besten schulen. Wir haben ein Jahr lang theoretisch gearbeitet, bevor es los ging. Dabei konnte ich daran teilnehmen, wie etwas völlig neues entstanden ist, das sowohl meine als auch die Erfahrungen der deutschen Genossen übertraf. Man muß bedenken, daß wir damals, am Anfang, ein Nichts waren. 1970 sahen wir uns tausend organisierten Marxisten-Leninisten gegenüber. Die ehemaligen Führer des SDS lachten über uns, weil wir neue Erfahrungen machen wollten. Sie besoffen sich oder machten in der Uni Karriere.

In ganz Deutschland wurde damals über ‚Schulung' diskutiert. Es gab einmal die ‚Klassische Schulung': Lenin, Rosa Luxemburg, und zum anderen die ‚Kritische Theorie' der Frankfurter Schule, deutsche Philosophie, theoretischer Apolitismus. Das Besondere an unserer Gruppe bestand darin, daß wir uns auf ein verschüttetes Element der Arbeiterbewegung bezogen, ein Element, das bekannt war, aber nicht berücksichtigt wurde: Pannekoek, die Rätekommunisten usw.. So fanden wir unseren Weg über die deutschen Linkskommunisten der 30er Jahre. Der Linkskommunismus ist jedoch bloß die Kehrseite derselben Medaille wie der Leninismus. Es stellte sich das Problem, eine Theorie zu finden, die eine politische Praxis heute ermöglicht. Die Gruppe setzte ihre Suche fort und stieß auf die italienischen Klassenkämpfe 1969 und auf die Diskussion, die in der französischen Zeitschrift „Socialisme ou Barbarie' (Sozialismus oder Barbarei) bis in die beginnenden 60er Jahre geführt worden war. (25) Diese Erfahrungen wurden insbesondere im Hinblick auf das Problem aufgegriffen, die falsche Trennung zwischen politischem und ökonomischem Kampf zu überwinden. Von diesem Augenblick an hat die Gruppe eine eigene Identität ge-

funden, nicht nur in der Ablehnung alter Modelle, sondern auch in einer kollektiven Perspektive.
Für mich bedeutete der Eintritt in diese Gruppe eine Veränderung in meinem Lebenszusammenhang. Ich habe die Wohnung gewechselt ... mein politischer Blickwinkel wurde verändert.
Wir versuchten, an unserer eigenen Subjektivität festzuhalten und die Autonomie der Bedürfnisse der Massen zu rechtfertigen. An der Uni haben die Genossen über ihre Erfahrungen in der Fabrik berichtet. Das hat viele beeindruckt, weil es das erste Mal war, daß eine Gruppe von ihren Problemen erzählte, ohne gleich damit anzufangen, die große politische Linie zu bestimmen. Zum ersten Mal wurde die Möglichkeit einer spontaneistischen Bewegung spürbar. ‚Spontaneistisch' deshalb, weil wir es ablehnten, als erstes und nach alten Mustern die Frage nach der Partei und der revolutionären Organisation zu beantworten. Als wir das zweite Mal an der Universität intervenierten – während eines Streiks gegen Prüfungen – begann unser kleines Grüppchen, mehr als bloß eine Betriebsgruppe zu werden. Der ‚Revolutionäre Kampf' wurde eine Organisation. Gleichzeitig wurde die Gruppe um ein anderes Element erweitert: es bildete sich eine eigene Frauengruppe.
In dieser Periode war der Zusammenhang und die gemeinsame Arbeit innerhalb der Gruppe sehr stark. Zweimal in der Woche tagten Untergruppen über die Probleme im Betrieb und einmal wöchentlich fanden zusätzlich ‚Zellkernsitzungen' statt. Alle Entscheidungen wurden auf einem regelmäßigen Sonntags-Plenum getroffen. Aber ich will hier nicht die alten Zeiten erzählen. Es ist nur noch wichtig zu wissen, daß wir faktisch eine bloß studentische Gruppe gewesen sind. Jetzt mußt Du die Augen schließen – und wenn Du sie wieder aufmachst, bist Du im Jahr 1975: die Gruppe besteht nicht mehr. Aber aus ihr ist ein soziales Milieu entstanden, eine ‚Scene' mit einer Vielzahl von Untergruppen, die sich in alle Richtungen hin entwickeln.

7. Die Abenteurer

Wenn wir unsere politische Arbeit im Arbeitermilieu, mit der wir nach den sechziger Jahren und dem Auslaufen der rein studentischen Bewegungen begonnen hatten, nicht selbstkritisch erwähnen würden, dann würden wir den Linksradikalismus nur einseitig und beschönigend darstellen.
Als die Revolution zur Hoffnung wurde, begann die Arbeiterklasse, durch ihre strategische Situation wie auch durch die sie umgebende revolutionäre Mythologie, eine große Anziehungskraft auf die radikale Bewegung auszuüben. Daraus ergaben sich die unterschiedlichsten Konsequenzen. Auf Italien habe ich schon hingewiesen, wo es in der Arbeiterklasse einen spektakulären linksradikalen Durchbruch gab. Man braucht nur zu erwähnen, daß es drei linksradikale Tageszeitungen gibt, und daß eine Organisation wie ‚Lotta Continua' mehr als 10 000 Aktive zählt.
Daneben gibt es politische Verhältnisse – wie in Deutschland oder Frankreich – wo das gewerkschaftliche Monopol und die ökonomistische Ideologie mächtig geblieben sind. Hier kommen die Massenkämpfe bei weitem nicht an das Niveau der italienischen Kämpfe heran. Daher sind die Bedingungen für eine Verbindung des Linksradikalismus mit der Spontaneität der Arbeiter viel schwieriger.
In diesem wie in den folgenden Kapiteln will ich versuchen, die Erfahrungen wiederzugeben, die ich in der Gruppe ‚Revolutionärer Kampf' gemacht habe. Diese Erfahrung ist auf den Raum Frankfurt beschränkt. Ich habe es vorgezogen, unsere Intervention im Proletariat als Diskussion wiederzugeben, weil diese Erfahrung schwer zu problematisieren ist. Um nicht zu falschen Verallgemeinerungen zu kommen und Probleme zu unterschlagen, schien mir die Form einer Diskussion die Gesamtheit unserer Eindrücke authentischer wiederzugeben. Zudem wird dies eine Gelegenheit sein, gewissermaßen an einer internen Diskussion teilzunehmen.
Zu diesem Artikel aus unserem linksradikalen Bazar gehört noch folgende Gebrauchsanweisung: Im Jargon der ‚Scene' werden die ursprünglich studentischen Genossen, wenn sie im Proletariat arbeiten, vereinfachend ‚Innenkader' genannt. Einige sagen ‚Abenteurer' und glauben, polemisch zu sein.
Es war unbestritten ein Abenteuer. Mit einigen Höhepunkten und sehr viel

Entschlossenheit – ein sehr entschiedenes individuelles Engagement. Schließlich glaube ich sagen zu können, daß die Arbeit als Innenkader in unserer Gruppe auf eine Weise versucht wurde, die sich von den französischen Erfahrungen weitgehend unterscheidet. Nicht nur, weil wir nicht Teil einer nationalen Organisation waren – mit alledem, was dies an politischer Orientierung einschließt – sondern auch, weil unsere Ziele begrenzter waren. Unsere Innenkader wollten nicht Avantgarde- oder Aktivistengruppen um sich scharen, sondern sie wollten dazu beitragen, die radikale Spontaneität der Arbeiter innerhalb einer Avantgarde in der Fabrik zu kristallisieren. Wir haben uns niemals selbst für eine Aktions-Avantgarde in den Betrieben gehalten.

Frankfurt am Main ist die deutsche Geldmetropole; in seinen unterirdischen Kellern – sieben Etagen unter der Erde – lagert mehr Gold als irgendwoanders in Europa. Industrie ist hier jedoch nur in beschränktem Umfang angesiedelt. Die Region wird von zwei großen Industriezentren beherrscht: von den Farbwerken Hoechst mit ihren 50 000 Arbeitern und von Opel mit seinen 35 000 Arbeitern. Wir haben das große Abenteuer gesucht und – von den FIAT-Kämpfen fasziniert – hat sich die Gruppe für Opel entschieden.

Rüsselsheim ist eine Kleinstadt von 60 000 Einwohnern, dreißig Kilometer von Frankfurt entfernt. Hierher zieht Opel Arbeitskräfte aus einem Umkreis von 100 Kilometern an. 15 Genossen haben dort ständig gearbeitet. Aus naheliegenden Gründen konnte ich selbst nicht in den Betrieb gehen. Ich war für die Aktivität am Fabriktor bestimmt und engagierte mich besonders bei der Arbeit mit den Emigranten. Daß ich zu der Betriebsgruppe gehörte, hat Opel besonders aufgeregt.

Von Anfang an war mir aufgefallen, daß sich das Rüsselsheimer Proletariat aus verschiedenen Schichten zusammensetzt: Frauen, Jugendliche, Emigranten. Und unter diesen gibt es wiederum verschiedene Mentalitäten. Es ist mir viel leichter gefallen, mit Jugendlichen oder Emigranten zu sprechen als mit erwachsenen deutschen Arbeitern. Dies hat unser ganzes Engagement geprägt und durchzieht auch die folgende Diskussion.

Die Reise zum Mittelpunkt der Erde

Dany: Nehmen wir einige Beispiele. Eine Betriebsversammlung muß sich mit den anstehenden Tarifverhandlungen beschäftigen. Wir wollen eine Parole durchsetzen, die spontan aufgekommen ist: „Eine Mark für alle". Von den Italienern wird sie sofort übernommen. Die Spanier haben eher traditionelle Vorstellungen von der Politik, sie machen erst einmal folgende

Analyse: die Gewerkschaften fordern 15 %, dabei werden 7,5 % herauskommen, also müssen wir kompromißlos um 15 % kämpfen. In einer Vorbesprechung haben wir versucht zu erklären, daß die egalitäre Parole richtig ist. Renzo, ein Italiener, hat ausgedrückt, daß es hier um ein von allen empfundenes Bedürfnis und nicht um eine politische Logik geht: „Wenn es eine Lohnerhöhung gibt, dann ist sie eine Folge der Preiserhöhungen, und die Preise sind für alle gleich. In der Fabrik sind alle in der gleichen Lage." Er hat die Spanier überzeugen können. Nach dieser Versammlung haben die verschiedenen Gruppen ihre Agitation entwickelt: Lotta Continua für die italienischen Arbeiter, die Gruppe ehemaliger spanischer Kommunisten für die Spanier und unsere Gruppe – der R.K. – für die Deutschen. Einen Monat lang haben wir agitiert und ein Diskussionsklima geschaffen, um die Betriebsversammlung vorzubereiten, die faktisch nur für die deutschen Arbeiter gemacht wird.
Das Flugblatt, das schließlich von der spanischen Gruppe für die spanischen Arbeiter gemacht wurde, hat sehr mobilisierend gewirkt. Der Spanier, der das Flugblatt geschrieben hatte, hatte einen Haß auf die Gewerkschaften: „diese Schweine verarschen uns!" Wir hätten uns nie getraut, so was zu schreiben! Ausgerechnet wir, wo wir doch gerade dieses direkte Verhältnis ohne Vermittlung oder politischen Kalkül gesucht haben: das Verhältnis, in dem Bedürfnis radikal zum Ausdruck zu kommen.
Wir haben also zu einer Versammlung der Emigranten aufgerufen. Von da aus wollten wir mit der Parole „eine Mark für alle" gemeinsam zur Betriebsversammlung ziehen, von der sie durch die Sprache faktisch ausgeschlossen waren. Die Emigranten haben sich auf dem Werksgelände versammelt – es waren zwei- bis dreitausend. Als sie vor der Halle ankommen, in der die Betriebsversammlung stattfindet, wird ein automatisches Tor heruntergelassen, um sie am reinkommen zu hindern. Hundert Arbeiter springen dazwischen und halten es mit ihren Schultern auf. Sie drücken es wieder nach oben und zerstören den Mechanismus. Sie drängen hinein, schreien: „Eine Mark für alle!", und dann ist erstmal Schluß. Schockiert, zugleich aber gespannt, sehen die Deutschen sie hereinkommen. Der Betriebsrat läßt sie nicht reden. Und jetzt haben die Emigranten nicht gewußt, was sie weiter machen sollten: ihr unvermitteltes Auftreten wurde bei der Konfrontation mit der politischen Maschinerie abgewürgt.
Barbara: Sie haben sich nicht getraut zu reden, und wußten nicht mehr, was sie machen sollten. Lotta Continua, ihre Avantgarde, war eine externe Gruppe. Diese Gruppe hatte zu ihnen ein instrumentelles Verhältnis: die Genossen hatten den Wunsch der Emigranten nach Einheit gespürt und erfahren, welche unmittelbare Gewalt dahintersteckt. So hatten sie sie gedrängt, die Versammlung zu machen. Aber es fehlte jemand bzw. eine

Gruppe aus ihnen heraus, um diese Aktion mit der Situation, in der der Betriebsrat ihnen das Wort verweigerte, zu vermitteln.
Dany: Den Emigranten ist es nicht nur um die Forderung „Eine Mark für alle" gegangen, es war auch das erste Mal, daß es ihnen im Betrieb gelungen war, sich wie die anderen als Arbeiter zu begreifen. Gerade dies hat man während der Demonstration gespürt, und dies war es auch, was die Deutschen anerkannt haben.
Barbara: Tatsächlich ist es noch komplizierter gewesen. Es hat nämlich spanische und italienische Autoritäten gegeben – oder vielmehr Arbeiter, die von ihren Landsleuten anerkannt waren, und die auch fähig gewesen wären, die Situation zu meistern. Aber sie wollten nicht vorpreschen. Sie haben erwartet, daß die deutschen Arbeiter die Herausforderung aufnehmen und ihrerseits etwas machen würden. Man muß dazusagen, daß wir in den Diskussionen vor der Betriebsversammlung immer wieder die wichtige Rolle der deutschen Arbeiter betont haben. Die Deutschen haben sich auch durch die Anwesenheit der Emigranten gestärkt gefühlt. Aber dies hat sich nur durch eine Art Spannung ausgedrückt.
Dany: 6 000 deutsche Arbeiter sind dagewesen, viel mehr als sonst üblich, weil wir für die Versammlung agitiert und angekündigt hatten, daß wir reden würden. Es gab eine Erwartungshaltung: was werden sie sagen?
Barbara: Und jeder hatte das Gefühl, daß etwas passieren müßte. Ich selbst habe auch spontan reagiert. Es hat mir gestunken, daß die Emigranten nicht reden konnten. Ich habe aus meiner Ecke herausgeschimpft: „Geh doch nach vorn." Die Halle, in der tausende von Arbeitern waren, ist riesengroß gewesen. Ich habe ganz hinten gesessen und bin – eine Frau – unter dem Beifall der Emigranten im Mittelgang durch den ganzen Saal nach vorne gegangen. Ich bin auf die Bühne gestiegen. Der Betriebsrat war besonders geschockt, weil ich ein Mädchen war. Ich habe das Mikro genommen und gesagt: „Die Ausländer müssen reden können." Und die Emigranten haben sich damit identifiziert. Ich habe das wiederholt, was sie selbst getan hatten, als sie hereingekommen waren, den langen Gang entlang, durch die Passivität der Deutschen hindurch. Und jetzt haben sie im Sprechhor gerufen: „wir wollen reden!" Aber sie haben sich nicht getraut, das Mikro zu nehmen. Der Betriebsrat hat sie nicht reden lassen, also hätte ich ihnen das Mikro geben müssen, ich bin aber zu „demokratisch" gewesen: „Also gut, ich bin nicht dran zu reden und die Ausländer auch nicht, aber sie sollen reden, wenn sie an der Reihe sind." Und ich bin –sozusagen als Symbol – auf der Tribüne geblieben.
Ich habe auch deshalb keinen Vorstoß gemacht, das System der Wortmeldung zu durchbrechen, weil deutsche Genossen auf der Rednerliste standen. Sie hatten ihre Beiträge vorbereitet und waren bald an der Reihe. Als

einer von ihnen über die egalitäre Forderung „Eine Mark für alle" gesprochen hat, bekam er übrigens großen Applaus. Und er war vielen als Mitglied des R. K. bekannt.

Dany: Die Demokratie war eines der zentralen Themen unserer Betriebsarbeit. Rederecht für alle ohne nachträgliche Sanktionen. Unsere Reden auf den Betriebsversammlungen wurden immer sehr gut aufgenommen, weil sie oft dieses Bedürfnis nach Demokratie ausdrückten, das in der Fabrik zu spüren war. Die Genossen haben artikuliert, was Hunderte von Arbeitern empfunden haben.

Und im Gegensatz zu den Gewerkschaftskadern hatten sie von uns nicht den Eindruck, daß wir sie manipulieren. Wir wurden als Verfechter dieser Demokratisierung akzeptiert.

Barbara: Später habe ich noch einmal geredet. Aber als die Emigranten dran waren, haben sie den Ton abgedreht. Daraufhin haben die Emigranten zusammen mit jungen Deutschen die Tribüne und die Tonanlage zerstört. Sie waren fuchsteufelswild.

Jean-Marc: Warum ist nicht gestreikt worden?

Barbara: Weil es keine Gruppe gab. Wenn wir in der Lage gewesen wären, zusammen mit einigen Typen aus unserer Abteilung – sagen wir mit zweihundert Leuten – eine Demonstration zu machen, wäre dies ganz sicher ein Warnstreik geworden – die anderen hätten sich angeschlossen.

Jean-Marc: Und du bist nicht auf den Gedanken gekommen, eine Demonstration vorzuschlagen?

Dany: Wir waren keine Aktions-Avantgarde, nicht einmal die Genossen, die in der Fabrik gearbeitet haben. Wir waren keine anerkannten Arbeiter, weil wir noch nicht lange im Betrieb waren, und dasselbe gilt für die von ihren Kollegen anerkannten Emigranten. Es gab keine Avantgarde, die die Situation hätte auflösen können.

Barbara: Alle haben auf etwas gewartet.

Dany: Was ja schon oft passiert ist.

Jean-Marc: Könnte man nicht den Eindruck haben, daß das Problem ebensoviel mit Barbara zu tun hat wie damit, daß es im Betrieb keine Initiativgruppe gab? Sie hätte diese Avantgardefunktion erfüllen können: hätte sie die Idee einer Demonstration eingebracht, dann hätte die Möglichkeit bestanden, daß sie die allgemeine Erwartungshaltung in einem Streik kristallisiert hätte. Und in diesem Prozeß hätte sich vielleicht eine Initiativgruppe von Arbeitern bilden können. Zumindest hätten die Bedingungen hierfür geschaffen werden können. Ein französisches Beispiel: Flins im Mai 68. Die gleiche Situation: ein linksradikaler Student, der in der Fabrik arbeitet, es bildet sich eine Gruppe von zwanzig Arbeitern und schließlich eine Gruppe, die von außen interveniert. Und jetzt die Situation an

dem Tag, an dem Renault versucht hat, die Arbeit wieder aufnehmen zu lassen. Am Abend zuvor hat es ein Treffen in Mureaux gegeben, wo zweihundert Jugendliche in Wut geraten waren, weil sich die CGT geweigert hatte, etwas gegen die Wiederaufnahme der Arbeit zu unternehmen. Der Genosse aus der Fabrik, der während des Streiks eine Gruppe von zwanzig Arbeitern zusammengebracht hatte, schlug vor: „Rufen wir doch die Studenten aus Paris, dann wollen wir morgen früh den Jungs erklären, daß sie die Arbeit nicht wieder aufnehmen dürfen."
Am nächsten Morgen gegen sechs Uhr sind sechshundert Studenten und Arbeiter da – ihnen gegenüber die dreitausend Bereitschaftspolizisten, die die Fabrik besetzt halten. Von weitem sehen wir die Busse ankommen, wir gehen ihnen entgegen, die Busse halten, die Arbeiter steigen aus und es wird diskutiert. Die Arbeitsaufnahme läßt auf sich warten. Das Tollste war, daß die CGT zur gleichen Zeit zu einer Versammlung nach Mureaux aufgerufen hatte. Sie war also gar nicht zur Stelle, im Unterschied zur CFDT, die allerdings dazu nicht mobilisiert hatte. Und wir sind dageblieben um zu quatschen. Das Ergebnis: zwei Stunden später kommt die CGT an, und um elf Uhr organisiert sie zusammen mit der CFDT eine Versammlung. Die Versammlung hätten wir selbst machen können, wenn wir daran gedacht hätten. Und hier hätte die Einheit von Arbeitern und Studenten einen Sprung machen können, hier hätte sie sich kristallisieren können. Das zeigt sich daran, daß die Arbeiter durchgesetzt haben, daß zwei von uns das Wort ergreifen, obwohl die CGT nicht wollte, daß Studenten auf der Versammlung reden. Da hat es die CGT so gemacht wie der Betriebsrat bei Opel: als der Genosse aus der Fabrik reden wollte, haben sie den Ton abgedreht.
Barbara: Ich glaube, daß wir uns von den Gewerkschaften haben einschüchtern lassen. Und zwar nicht von ihrer tatsächlichen Stärke. Wir haben eigentlich mit Vertrauensleuten aus dem Bilderbuch gerechnet, denn die wirklichen Vertrauensleute, die haben wir bereits kennengelernt.
Jean-Marc: Dies war auch in Flins der Fall. Aber ich glaube, daß es sich hier noch um etwas anderes handelt: um die Unfähigkeit, die Situation zu durchdenken und vorauszusehen. Dies konnte man in Flins mehrere Male feststellen, insbesondere als die Arbeiter die Fabrik wieder besetzt hatten. Hätten wir die Situation vorausgesehen und etwas gesagt, dann hätten wir sie weitertreiben können. Dies wirft das Problem der Innenkader auf (die ja nicht ursprünglich Arbeiter waren, jetzt aber in der Arbeiterklasse handeln): ihre Fähigkeit, sich in einer Situation zu verhalten, die sie selbst provoziert haben. Zum Teil erklärt die die unterschiedlichen Ergebnisse, die die Intervention linksradikaler Studenten in den Betrieben gehabt hat. Nehmen wir zum Beispiel Italien – wo diese Intervention

nicht nur eine ideologische Wirkung gehabt hat, sondern wo sie sich auch hat materialisieren können, wo sie die konkrete Realität der Fabrik mitgeprägt hat –, hier macht sich die ununterbrochene Periode von Arbeiterkämpfen bemerkbar. Und in diesem Prozeß läßt sich die Fähigkeit zur Intervention zunehmend genauer entwickeln. Die Linksradikalen studentischer Herkunft haben genügend Zeit, sich in dem Milieu zurechtzufinden. Während in Frankreich und vor allem in Deutschland, wo die Kampfphasen kurz sind, sich gerade bildende Gruppen auf Grund von Entlassungen wieder zerfallen.

Dany: Ein anderer wichtiger Aspekt unserer Rüsselsheimer Arbeit war, daß sie anfangs mit unserer Lebensweise überhaupt nicht vermittelt werden konnte. Die Genossen, die bei Opel arbeiteten, haben in Frankfurter Wohngemeinschaften gelebt.

Dann gab es in Frankfurt eine Bewegung von Hausbesetzungen. Es war schwierig, große Wohnungen zu finden, während zahlreiche Häuser aus Gründen der Bodenspekulation unbewohnt waren. Im Rahmen dieser Bewegung haben wir unsere Art zu leben nach außen vertreten – was für die Genossinnen und Genossen, die im Betrieb arbeiteten, nicht unproblematisch war.

Barbara: Als wir in die Fabrik gegangen sind, konnten wir den Prolis anfangs nicht so recht erklären, wie wir lebten. Einige Genossen haben sich nicht zu sagen getraut, daß sie in Wohngemeinschaften wohnten. Es hat Genossen gegeben, die sich eine Familie erfunden haben... Andere haben von ihrer Wohngemeinschaft erzählt. Einige haben sogar Arbeiter zu sich in die Wohngemeinschaft eingeladen. So hatten wir einerseits eine strategische Linie der Betriebsarbeit – den Arbeitszusammenhang – und andererseits eine Linie für unseren Lebenszusammenhang – wie wir *unser* Leben organisierten. Aber diese beiden Linien waren nicht zusammenzubringen. Mit dieser Spannung mußten die Gruppenmitglieder individuell fertig werden.

Dany: Die Häuserkampf-Bewegung war für uns die Gelegenheit, unsere strategische Linie im Leben und im Betrieb miteinander zu verbinden. Es war wirklich ein Fehler gewesen, die proletarischen Kollegen nicht zu uns einzuladen, denn unsere Lebensweise hat sie sehr interessiert. „Stimmt das, daß ihr alle zusammenlebt?" usw. Hinter diesen Fragen verbergen sich die Frustrationen, die die Leute im Kapitalismus täglich erfahren. Selbst wenn sie aggressiv gegen uns sind, wollen sie etwas darüber wissen. Wenn man unser heutiges Leben in den Wohngemeinschaften radikal kritisieren würde, dann könnte man sagen, daß es zu wenig kollektives Leben gibt. Aber für die Leute von außen ist dies alles ganz spannend, weil sie eine Menge Sachen damit verbinden. Ich glaube, daß hinter diesem

Interesse für die Wohngemeinschaften eine Sehnsucht nach kollektivem Leben steckt.

Wilhelm Tell: Mir sind zwei Sachen aufgefallen. Zunächst hat die Boulevard-Presse, vor allem die Bild-Zeitung, die entstehende Kommune-Bewegung ausgeschlachtet. Diese Presse hat sich trotz ihrer faschistischen Haltung auf den sexuellen Aspekt der Wohngemeinschaften gestürzt, weil sie wußte, daß dies bei ihren Lesern ankommt. Später, zwei Wochen vor der Räumung der besetzten Häuser in der Bockenheimer Landstraße, hat die „Kommunalzeitung", das Lokalblatt der SPD, die öffentliche Meinung auf die Räumung der Genossen vorbereitet. Nach der klassischen Argumentation über die Anarchie und ihre bourgeoisen Wurzeln, und vor der abschließenden Feststellung, daß die SPD das bestmögliche in puncto Städtepolitik macht, war die Essenz des Artikels: „Was machen sie denn in diesen Häusern? Zuhälterei, Orgien, Drogenhandel!" Das ist ihre Art, die Probleme unseres Lebens zu erörtern, und wir haben gar nicht mehr darüber geredet. Die Stadtverwaltung spielt diese Karte aus, weil sie glaubt, daß sie damit bei der Bevölkerung ankommt. Die Gegenpropaganda kann immer auf ihre Weise erklären, was wir machen, selbst wenn wir es nicht machen.

Dany: Wir haben keine Agitation gemacht, aber die Leute, die mit uns in Kontakt sind, wissen, worum es geht. Trotzdem hat es innerhalb der Bewegung eine lange Diskussion über die Wohngemeinschaften gegeben. Gegen die Gesellschaft kämpfen heißt nicht nur, sie zu kritisieren, sondern auch, sich unmittelbar um eine Veränderung der sozialen Beziehungen zu bemühen, zu etwas neuem, zu einem besseren Leben hin. Wenn die Marxisten-Leninisten sich weigern, diese Diskussion zu führen, so deswegen, weil sie sich weigern, vor der Revolution über die Veränderung der sozialen Beziehungen nachzudenken.

Jean-Marc: Für sie ist die Revolution mit der Krise verbunden: je schlechter es geht, desto besser für die Revolution, und umgekehrt.

Dany: Für uns sind die Wohngemeinschaften ein Moment der Stabilisierung für Studenten und junge Arbeiter, die einen sozialen Bruch vollziehen. Aber es gibt eine Menge Jugendliche oder Emigranten, die an einer Form kollektiven Lebens interessiert sind, die aber nicht so schnell mit der Familie brechen können. Ein Zwischenglied zwischen einer Zweizimmerwohnung und einer Wohngemeinschaft ist nicht leicht zu finden.

In unserer Gruppe haben Genossen auch schon den Versuch gemacht, Wohngemeinschaften mit jungen Arbeitern oder mit Rockern zu gründen. Unser Problem ist gerade, mit den Schwierigkeiten fertigzuwerden, auf die wir stoßen, wenn wir aus unserer Scene – oder aus unserem Ghetto – hinauswollen, und die Wohngemeinschaften von jungen Arbeitern, von

Lehrlingen, sind sehr oft gescheitert.

Nomaden

Spontaneität und Kontinuität

Barbara: An den Emigranten fasziniert uns, daß sie bestimmte Probleme direkt anpacken. Aber man darf ihre Spontaneität nicht mit unserer verwechseln. Für die deutschen Genossen ist einer, der spontan ist, zugleich auch politisiert – die normalen Leute in Deutschland sind korrekt, bürokratisiert, unfähig zu reagieren. Wohingegen die Emigranten ihre Spontaneität aus dem Leben in kleinen Dörfern haben, wo die Emotionen noch nicht total zerstört sind. Das fasziniert uns – vielleicht auch deshalb, weil es uns selbt nicht gelingt, so spontan wie sie zu sein – ohne daß wir berücksichtigen, daß diese Spontaneität aus einem anderen kulturellen Zusammenhang kommt.

Melina: Auf einer politischen Ebene müssen wir begreifen, daß sich die Emigranten nicht mit Deutschland identifizieren. Nehmen wir als Beispiel die Krise: ein deutscher Arbeiter könnte sich damit abfinden, den Gürtel enger zu schnallen, damit die deutsche Wirtschaft ihren Platz auf dem Weltmarkt behauptet. So eine Identifikation mit Deutschland ist den Emigranten nicht möglich – einzig die Ausweisung könnte sie dazu bringen, etwas zu unternehmen. Andererseits fällt es ihnen jedoch schwer, ihre Situation mit der ihres Landes zu identifizieren. Sie kommen aus nichtindustrialisierten Ländern, wo es die Arbeit am Fließband als massive Wirklichkeit nicht gibt. Gerade dieser Mangel an Identifikationsmöglichkeiten macht sie in bestimmten Situationen sehr kämpferisch. Sie kümmern sich nicht um die Gewerkschaften. Wenn sie ein Bedürfnis haben, verleihen sie ihm Ausdruck in einem wilden Streik.

Barbara: Aber mit der Krise und den drohenden Entlassungen beginnt sich dies zu ändern. Weil der Betriebsrat vor Entlassungen gefragt werden muß, fangen sie an, sich für die Betriebsratswahlen zu interessieren, und damit auch für die Gewerkschaft. Die Spanier sagen sich zum Beispiel, daß sie besser geschützt sein werden, wenn ein Spanier im Betriebsrat sitzt. Diese Haltung hat etwas für sich. Sie sind entwurzelt. Ihre Vorstellungen sind nicht vom Fernsehen und Willy Brandt geprägt. Und ihre proletarische Situation paßt nicht nur nicht in ihr kulturelles Schema, sondern auch nicht in ihre Zukunft: sie sparen, um in ihr Land zurückkehren zu können, wo sich dieser ein Lädchen und jener ein Taxi zulegen will. So sieht ihre Identifikation mit ihrem Land aus, und das bringt erhebliche Unterschiede zwischen den Nationalitäten hervor. Zum Beispiel gibt es bei den Spaniern

seit dem Bürgerkrieg eine politische Tradition, die die Türken nicht haben. Die Italiener, selbst wenn sie aus dem unterentwickelten Süden kommen, haben ihr proletarisches Vorbild in den Massenkämpfen von Turin oder Mailand. Diese Schichtung macht ihre ideologische Einheit sehr schwierig – ganz abgesehen von der Sprache und dem differenzierenden Rassismus sowohl der Deutschen als auch untereinander. Oben sind die Italiener und Jugoslawen, unten die Türken und Araber.

Jean-Marc: Wenn man die Ungleichheiten der Entwicklung in den verschiedenen Mittelmeerländern hervorhebt, dann darf man bei einer politischen Einschätzung des engagierten Handelns nicht die Frage der Zeit aus dem Blick verlieren. Es ist richtig, daß in Frankreich die Algerier, oder alle Afrikaner sparen, damit sie sich ein Fahrzeug kaufen und sich in ihrem Heimatdorf niederlassen können. Wir wollen darüber kein Werturteil fällen. Entscheidend ist, daß in diesen Ländern die Industrialisierung erst beginnt. Und was mit den Emigranten in Nordeuropa passiert, wird in den nächsten zwanzig Jahren Nachwirkungen haben. Man kann wie Dany daran zweifeln, daß der Prozeß der Kapitalisierung gelingt, andernfalls wandern die Emigranten von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Aber all diese Jungs, die mit uns in Kontakt gekommen sind, nehmen eine Menge neuer Ideen mit, wenn sie in ihr Land zurückkehren. Sie nehmen nicht nur Autos mit.

Dany: Und wenn man die Geschichte und die soziale Realität in den Ländern, aus denen die Emigranten kommen, nicht berücksichtigt, wenn man abstrakten Internationalismus betreibt, dann haut das im Aktionszusammenhang nicht mehr hin.

Wirklichkeit und Phantasie

Dany: Nachdem wir unsere Betriebsarbeit in Rüsselsheim begonnen hatten, wollten wir am 1. Mai ein Fest gegen die Arbeit feiern. Der 1. Mai ist der Feiertag der Arbeit, eine sehr offizielle Angelegenheit (dies ist eine alte Geschichte, schon Hitler hat den 1. Mai und den Kult der Arbeit ausgeschlachtet). Kurz und gut, es kamen sechshundert Emigranten, und wir sind zur gewerkschaftlichen Feier gegangen, wo es nur ein paar alte Herren gab. Wir hatten wochenlang diskutiert, wie wir in dieser Versammlung etwas machen könnten. Wir hatten Stunden damit verbracht, über etwas zu diskutieren, was es gar nicht gab: die Arbeiter haben am 1. Mai nicht die Arbeit gefeiert – und das mit gutem Grund. Aber in gewisser Hinsicht ist es doch wichtig gewesen, daß wir hingegangen sind, denn hinterher waren nicht wenige gewerkschaftliche Delegierte beeindruckt. Wir

haben die Versammlung bald verlassen und sind zum Mainufer gegangen. Wir hatten Eierkästen anfahren lassen, und alle haben sich auf der Wiese ausgebreitet. Das Wetter war herrlich. Alle haben angefangen zu tanzen und zu spielen. Es war ein sehr schönes Fest: mit der Solidarität und der allgemeinen Kommunikation war ein Anfang gemacht. Und dann wollte eine türkische marxistisch-leninistische Gruppe dem ganzen eine politische Dimension geben: sie hielten eine Rede über den Imperialismus, über die amerikanischen Basen in der Türkei, sie wollten die türkische Regierung entlarven. Da wurden die Türken wütend und wollten die türkischen Marxisten-Leninisten angreifen.

Ein anderes Beispiel ähnlicher Art. Eines Tages wollten wir bei Opel eine Demonstration gegen ein neues Gesetz machen, das die Rechte der Ausländer einschränkt. Die Initiative zu dieser Demonstration war von den Marxisten-Leninisten ausgegangen. Wir waren immer gegen diese Art von Demo und sagten: „Wir müssen von den Problemen des Betriebs ausgehen." Aber trotz unserer zweijährigen Erfahrung haben wir mitgemacht. Tatsächlich haben wir uns beteiligt, weil wir als linksradikale Gruppe reagiert haben. Mit Hilfe dieses Gesetzes sollten Genossen der GUPS (palästinensische Studenten) ausgewiesen werden. Wir wollten die Spaltungen (Studenten/Arbeiter, Palästinenser/andere Nationalitäten) in einem allgemeinen Kampf gegen das neue Gesetz überwinden. Die Demonstranten haben sich vor den Wohnheimen der Emigranten versammelt. Die türkischen Marxisten-Leninisten sind angekommen und hatten eine türkische Fahne mit Hammer und Sichel dabei. Man hat sofort die Spannung gefühlt. Tatsächlich hat die türkische ML-Gruppe an uns vorbeigemauschelt. Unser Flugblatt bezog sich auf eine Demonstration von 6000 türkischen Arbeitern in Frankfurt, die gegen die Ausweisung von Türken, die ohne Papiere waren, protestiert hatten. Anstatt dieses Flugblatt zu übersetzen, das an den Problemen der Opel-Arbeiter anknüpfen sollte – einige von ihnen hatten keine Papiere – hatte es die türkische ML-Gruppe in ein politisches Flugblatt gegen den Imperialismus verwandelt, mit großen Worten, die nicht ankamen.

Wir haben gespürt, daß es so nicht ging, und plötzlich haben wir gemerkt, daß die Türken die Fahne herunterreißen wollten. Ein marxistisch-leninistischer Türke hat angefangen, eine begeisterte Rede zu halten, zweifellos über den Imperialismus. Die Türken sind außer sich vor Wut gewesen, und haben die Demo mit Steinwürfen und Messern angegriffen. Sie haben uns auseinander getrieben. Wir waren unfähig zu reagieren, weil wir uns nicht schlagen wollten. Das war vielleicht falsch, denn die vornedran waren Faschisten. Plötzlich war die Gewalt der Arbeiter entfesselt, vor allem gegen die Deutschen, weil sie Deutschland haßten. Einige Genossen haben

sogar Messerstiche abgekriegt.
Wilhelm Tell: Wir müssen begreifen, daß die Türken nicht politisiert sind. Die Begriffe Imperialismus und Kommunismus haben für sie eine ganz andere Bedeutung als für uns. Die Propaganda in der Türkei geht unter die Haut: die Kommunisten vergewaltigen die Frauen und töten die Kinder. So mit dem Messer zwischen den Zähnen. Aber dies hindert die Türken nicht daran, hier in Deutschland ein unmittelbares Bewußtsein ihrer Interessen zu haben, zu wissen, wer ihre Freunde und wer ihre Feinde sind. In diesem Sinne sind sie politisiert. Eine Anekdote, um dies zu verdeutlichen: ein Mietstreik in Frankfurt. Es handelt sich um einen Türken, der mit uns in Verbindung stand. Der Hauseigentümer fragt ihn: „Warum gibst Du Dich mit dieser Bande von kommunistischen Strolchen ab?" Er antwortet ihm: „Das sind meine Freunde, die mir helfen, Du bist der Drecksack, Du bist der Kommunist!" Er hatte gelernt, daß die Kommunisten böse sind, und er hat diese Behauptung umgekehrt: die Bösen sind Kommunisten. Für ihn war sein Hauseigentümer ein Kommunist, und mit uns hat er den Mietstreik gemacht. Später haben wir darüber diskutieren können, warum die Mächtigen immer sagen, daß die Kommunisten Drecksäcke sind. Man kann darüber nur diskutieren, wenn sich Vertrauensbeziehungen auf einer praktischen Basis herstellen. Aber wenn sich jemand auf einer Versammlung hinstellt und politischen Krampf verzapft, wird dies sofort ein Reinfall.
Hinzu kommt – bei ihnen als Ausländern – eine tiefsitzende Angst vor der Politik. Dagegen kann aber ihre Kampfbereitschaft, wenn sie praktisch betroffen sind, großartig sein.
Dany: Davon haben sie beim Kölner Ford-Streik ein Beispiel gegeben, wo ein sehr hoher Prozentsatz der türkischen Arbeiter beteiligt war (70 bis 80% der Angelernten). Der Streik brach aus, weil Türken verspätet aus dem Urlaub in der Türkei zurückgekommen und entlassen worden waren. Hinzu kamen die Forderungen, die Taktzeiten nicht zu erhöhen, und die nach einer Lohnerhöhung: „Eine Mark für alle!" Sie haben über eine lineare Erhöhung diskutiert: 20, 30, 40 Pfennige waren die ersten Forderungen. Dann ist ein türkischer Genosse nach vorne gegangen, hat die 40 Pfennige ausgestrichen, er hat 1 Mark daneben geschrieben und alle waren einverstanden. Im autonomen Streikkomitee waren Türken und einige linksradikale Deutsche. Insbesondere gab es einen türkischen Genossen – einen Marxisten-Leninisten – der Kontakt zu den Gewerkschaften in Istanbul hatte, wo gerade bedeutende Streiks stattfanden. Es gibt einen großen Unterschied zwischen den türkischen Arbeitern, die in Istanbul gearbeitet haben, wo es eine Arbeitertradition gibt, und denen, die Bauern in Anatolien waren, wo die rechtsextreme Ideologie stark ist.

Ford hat heftig reagiert, unterstützt von der Presse: „Sechs Extremisten wollen Ford kaputtmachen." Damit war das Streikkomitee gemeint. In dieser schwierigen Situation ist der türkische Genosse gekommen und hat die Arbeiter gefragt, ob sie den Streik fortsetzen wollen oder nicht. Und er hat einen nach dem anderen auf den Koran schwören lassen. Die Türken haben bei diesem Streik ihre eigene Kultur wieder aufleben lassen: die Fabrikeingänge wurden zum Ankara- oder Istanbul-Tor, wo sich die Leute aus Ankara oder Istanbul getroffen haben, es wurde diskutiert und getanzt. Zum erstenmal hatten sie in Deutschland eine Identität gefunden.
Jean-Marc: Ist es nicht bis zu einem gewissen Grad unvermeidlich, daß wir – die wir ja keine Arbeiter sind – ein instrumentelles Verhältnis zu den Emigranten bekommen?
Dany: Das Verhältnis zu den Emigranten wird in dem Maße instrumentell, wie wir nicht wirklich auf ihre Forderungen eingehen, die wir ja spüren, die sie aber nur mühsam artikulieren können. Es hängt davon ab, ob die Verbindung zu einer politischen Gruppe bei der Artikulation der Bedürfnisse und der Aufstellung von Forderungen eine Hilfe ist. So gab es während der Hausbesetzungen, die von Studenten, Angestellten und Lehrlingen getragen wurden, zugleich eine Mietstreik-Bewegung, eine Massenbewegung der Emigranten. Beides waren reale politische Tatsachen auf städtischer Ebene, Ausdruck der Kritik an der offiziellen Position der Stadt über die Entwicklung Frankfurts. Aber das Verhältnis war ein taktisches, weil es nicht gelungen ist, soziale Verbindungen zwischen diesen beiden Bewegungen herzustellen: der politische Zusammenhang mußte ständig vermittelt und auf einen Nenner gebracht werden. Die Vereinigung wurde, außer bei den Demonstrationen, wo sie auf der Straße stattfand, von uns vollzogen, die wir dieses politische Phänomen verwaltet haben.
Melina: Zum Beispiel sind wir nicht dagewesen, als die Häuser der Emigranten von der Polizei belästigt worden sind. Keiner hat es gewußt. Wir haben es erst 24 Stunden später erfahren. Aber als es einen Angriff gegen ein von Studenten besetztes Haus gab – wohin die Emigranten nicht kamen – haben sich die Studenten sehr schnell mobilisiert: das Telefon....
Wilhelm Tell: Das arabische Telefon von einer Wohnung zur anderen – alle kennen sich. Das ist ein Kommunikationsnetz, das eine Organisation ersetzt. Die Emigranten waren an dieses Netz nicht angeschlossen. Sie hatten ein eigenes Kommunikationsnetz (der Cousin von dem einen wohnt in einem anderen Haus usw.). Aber bei dem Mietstreik hat dieses Netz nicht funktioniert, weil die Koordination bei deutschen Genossen lag, die in diesen Häusern interveniert hatten. Und wenn wir nicht in die Häuser gegangen wären, um etwas vorzuschlagen, hätte sich nichts abge-

spielt. Da ist die Grenze dieses Mietstreiks der Emigranten.
Barbara: Diese beiden Bewegungen haben ihren Standpunkt über die Verwaltung und Entwicklung Frankfurts ausgedrückt. Einerseits die linken Studenten, die eine bestimmte Vorstellung vom gemeinschaftlichen Leben haben, das auf Grund der Bodenspekulation immer schwieriger wird. (Es gibt nicht mehr so viele große Altbauwohnungen) Andererseits gibt es die Emigranten, die für sich und ihre Familie Wohnungen brauchen.
Wilhelm Tell: Was eine gegenseitige Information nicht ausgeschlossen hat. Viele Emigranten haben mich gefragt: „Wie lebt ihr denn in den Wohngemeinschaften?"
Jean-Marc: In einem Satz: Koexistenz der Bewegungen, nicht ihr Zusammenschluß.
Dany: Unser Verhältnis zur Mietstreikbewegung der Emigranten ist stets ein taktisches gewesen, weil Spontaneität faktisch hieß, daß die ganze Bewegung von einem Teil der Bewegung geführt wurde. Es ist uns nicht gelungen, bei den Emigranten-Familien die politische Entscheidungsfähigkeit zu entwickeln. Dies war eine große Niederlage. Es war so wie im Betrieb, wo Du, wenn Du an einer Aktion teilnimmst, dennoch anders bleibst als die, die Du dort getroffen hast. Und wenn es der multinationalen Arbeitergruppe – der internen Avantgarde – nicht gelingt, ihre eigene Politik selbst zu machen, wird das Verhältnis ein taktisches.
Dies ist auch eine Frage der Zeit, weil die sozialen und ideologischen Bedingungen so unterschiedlich sind.
Es gibt jedoch eine Schicht von Emigranten, die spontan versucht, sich in unser Milieu zu integrieren: die Jugendlichen. Es reizt sie, mit ihrer Situation als Emigranten vollständig zu brechen. Diese Möglichkeit besteht, wenn es ihnen gelingt, sich im linksradikalen Milieu Frankfurts zu integrieren.
Barbara: Das ist unmöglich, Dany, sich in dieses Milieu zu integrieren. Das schaffen weder die jungen Emigranten, noch die jungen deutschen Arbeiter, und nicht einmal die, die nicht arbeiten, die Genossen aus anderen Städten. Was aber Beziehungen nicht ausschließt. Das Problem ist folgendes: wie können sie das, was sie an unserer Lebensweise faszinierend finden, wieder verwenden und für ihre Bedürfnisse verändern?
Jean-Marc: Bei den jungen Emigranten verbindet sich unsere Sympathie für die jungen Arbeiter mit der für die Emigranten. Ich frage mich, ob sie nicht unwillkürlich eine Vorstellung von uns haben müssen, die über unser Auftreten in der Fabrik und in den Arbeitervierteln hinausgeht. Haben sie nicht vielmehr Interesse für unsere soziale Unangepaßtheit, für unsere Antipathie gegen die Arbeit, dafür, daß wir uns nicht einengen lassen wollen, für unsere Musik, für Hasch und das Ausflippen? Werden sie nicht

mehr von unserer Lebensweise als von unserer Militanz am Arbeitsplatz angezogen?
Michel: In Frankreich ist dies bei der zweiten Genration ganz offensichtlich: zum Beispiel bei den Algeriern, die in Frankreich geboren sind, die nicht sparen um in ihr Land zurückzukehren, sondern um hier und jetzt zu leben.
Dany: Hier stoßen sie auf unser Problem: welches Verhältnis läßt sich herstellen zwischen einem repressiven Arbeitszusammenhang – die Fabrik, das Büro – und einem Lebenszusammenhang, in dem man die Befreiung sucht? Das ist ein Widerspruch, den wir nicht aufgelöst haben. Hier geht es um das Problem, und nicht um ein instrumentelles Verhältnis zwischen ihnen und uns. Der Eindruck des taktischen Verhältnisses kommt ja vor allem von unserer Unfähigkeit, diese ideologische Trennung von Lebens- und Arbeitszusammenhang zu überwinden.

Die Halbzarten

Dany: In Rüsselsheim haben wir sehr schnell gemerkt, daß wir etwas in der Stadt machen müssen. Wir haben eine Kampagne gegen den Rassismus geführt: es gab eine Diskothek, in die die emigrierten Arbeiter – im Gegensatz zu den schwarzen Amerikanern – nicht hineingelassen wurden. In einer Stadt, in der von 60 000 Einwohnern 12 000 Emigranten sind, ist der Rassismus sehr zu spüren. Es gab einen Jugendclub in der Stadt, den haben wir den Emigranten zugänglich gemacht. Dieser Club ist schließlich ein sozialer Bezugspunkt für die Linksradikalen geworden.
Eines Tages haben wir ein Fest gefeiert. Es waren 400 Leute da, die herumtanzten. Am Ende der Fete haben die Genossen gesagt: „Hier ist es sehr schön, aber es gibt eine Diskothek, in die wir nicht hineindürfen." Dann sind alle dorthin gegangen. In der Diskothek haben wir Parolen gegen den Rassismus gerufen. Und wir haben dem Geschäftsführer angekündigt, daß es ihm schlecht gehen würde, wenn die Emigranten auch weiterhin nicht hineindürften. Dies war ein verbindendes Moment zwischen den Emigranten und den jungen Deutschen. Aber daraufhin hat die sozialdemokratische Stadtverwaltung den Club geschlossen, den sie den Jugendlichen zur Verfügung gestellt hatte. Daher hat sich das Problem eines Jugendhauses gestellt.
Barbara: Wir wollten einen internationalen Treffpunkt schaffen. Mit diesem Ziel haben wir mehrere Feste veranstaltet, Flugblätter gemacht, schließlich ein „Go-in" ins Rathaus, jeweils mit hundert Rüsselsheimer Jugendlichen. An einem Samstagabend haben wir ein Fest gefeiert, auf

dem auch Delegierte der Stadtverwaltung waren. Sie haben sich wieder einmal geweigert, einen Raum für ein Jugendzentrum zur Verfügung zu stellen. Alle waren wütend. Wir sind zu einer großen Villa gezogen und haben dort das Fest weitergefeiert; wir wollten sie symbolisch bis Mitternacht besetzen. Wir waren sicher, daß die Bullen nicht kommen würden. Und um Mitternacht wollten wir dann in unsere Wohngemeinschaften in Frankfurt zurückkehren, und die jungen Arbeiter sollten nach Hause zu ihren Familien gehen. Aber als es Mitternacht war, wollten die Jugendlichen nicht mehr heimgehen. So sind wir geblieben, wir waren achtzig, und das ganze hat vier Tage gedauert.

Am Tage waren manchmal zwischen 200 und 300 Jugendliche da, und nachts 80. Täglich gab es zwei Versammlungen. Wir machten Flugblätter, die von allen verteilt wurden. Morgens kam der Bäcker und brachte uns 200 Brötchen, und der Pächter einer Trinkhalle brachte Zigaretten. Die Presse hat versucht, eine Kampagne gegen uns zu starten, was ihr aber nicht gelungen ist. Kleine Jugen von acht Jahren haben die Tonbandgeräte ihrer Eltern mitgenommen, um in der Stadt Interviews über die Haltung der Leute zu dieser Besetzung zu machen – sie waren tatsächlich auf unserer Seite.

Die Bullen sind am frühen Morgen des fünften Tages gekommen, als die meisten Jugendlichen zur Schule oder zur Arbeit gegangen waren. Der leitende Bulle war einer der Verantwortlichen des Massakers von Fürstenfeldbruck (während der Olympischen Spiele München 1972), ein völlig idiotischer Typ. Als er angekommen ist, habe ich zu ihm gesagt: „Lassen Sie uns Zeit – eine Stunde – um unsere Sachen zu packen." Ich habe ihm mein Ehrenwort gegeben, daß wir dann freiwillig gehen. Da sind sie wieder gegangen. Als sie zurückkamen, war das Haus verbarrikadiert. Er sagte zu mir: „Sie haben mir Ihr Ehrenwort gegeben!" Die jungen Arbeiter haben ihm geantwortet: „Das betrifft nur sie, gilt aber nicht für uns." Es gab ein kleines Gerangel ... Zwei Typen sind in den Knast gekommen.

Während dieser Besetzung ist die Idee von Wohngemeinschaften mit Jugendlichen aufgekommen. Am meisten interessiert waren die, die nicht mehr bei ihren Familien wohnten, die nicht mehr regelmäßig gearbeitet haben. Wir haben ein Haus gekauft, um politische Arbeit zu machen, und als erste haben sich die Rocker hier eingerichtet. Es ist ein Jugendzentrum geworden. Kinder von acht, zehn Jahren haben hier ihre Schulaufgaben gemacht. Die Älteren konnten hier vögeln. Es hat Aktivitäten jeglicher Art gegeben. Genossen aus Frankfurt, die Jugendarbeit machten, sind hergezogen, um direkt dabei zu sein.

Anfangs ist es ziemlich gut gegangen. Die Anführer dieser Rockergruppe waren im Knast. Die jüngeren Mitglieder der Gruppe waren damit beschäf-

tigt, das Haus einzurichten und das am Ende doch noch zugestandene Jugendzentrum zu renovieren. Es war uns sogar gelungen, einige Rocker in die Arbeitswelt zu integrieren. Das ist zwar reformistisch, aber sie sind so sehr in dem Teufelskreis: Klauen um zu leben – Knast – und so weiter, eingeschlossen, daß man es dennoch so machen muß. Unser Haus ist so zu einem Treffpunkt geworden; selbst die Jugendlichen aus dem städtischen Jugendhaus sind dorthin gekommen. Ein Jugendlicher, der abgehauen war, ist zu uns gekommen. Wir haben mit ihm und danach mit seinen Eltern diskutiert. Unser Haus ist zu einem Ort geworden, wo über alles diskutiert wurde. Es ist ziemlich gut gegangen, bis der Anführer der Rocker-Gruppe aus dem Knast gekommen ist.

Dany: Ihr habt damals schon gemerkt, daß ihr mit den jungen „Asozialen" keine Entwicklung einleiten könnt, die die sozialen Beziehungen verändert.

Barbara: Es ist zum Kampf zwischen dem Anführer und uns gekommen, weil wir schon einen gewissen Einfluß auf die anderen gewonnen hatten. Wir haben verloren, weil wir uns mit ihnen nicht mit den Fäusten auseinandergesetzt haben. Nicht weil wir schwächer waren, sondern weil wir unter uns nicht einig waren. Sie haben uns gespalten. Zu dem einen waren sie freundlich, und haben mit ihm über ihre Probleme gesprochen. Einen haben sie als Chef unserer Gruppe akzeptiert. Wieder ein anderer war für sie ein Schwächling, den haben sie verprügelt. Jeder von uns hat seine Art entwickelt, sich mit ihnen zu arrangieren. Wir haben in unserer Angst individuell auf sie reagiert und sie nicht mit uns als Kollektiv konfrontiert. Das einzige Mal, als wir uns einig waren, haben wir gewonnen. Sie wollten mit einigen von uns etwas gegen die anderen ausmauscheln. Das hat nicht geklappt – was ein Schock für sie war. Dann hat es eine Prügelei gegeben. Das Problem ist, daß wir sie nicht konsequent genug mit unserer Lebensweise konfrontiert hatten. Wir haben von Kollektivität geredet, aber wir sind nicht einig gewesen.

Dany: Was das Ganze unmöglich gemacht hat, war der Alkoholismus. Sie waren alle dem Alkohol verfallen, was bei der Arbeiterjugend oft vorkommt.

Barbara: Wir haben den Alkoholismus nicht als Droge begriffen.

Dany: Es gibt Untersuchungen, die beweisen, daß es heute schon viele elf- und zwölfjährige Alkoholiker gibt.

Barbara: Die Situation war unerträglich geworden. Wir haben versucht, uns von der Rocker-Gruppe zu trennen und ein anderes Haus gemietet. Die anderen Jugendlichen aus der Stadt, die vor ihnen große Angst hatten, weil sie sie verprügelt haben, sind wieder zu uns gekommen. Und hier haben wir eine Hausordnung durchgesetzt. Es gab Leute, die zur Arbeit gingen – also Ruhe ab elf Uhr abends; und wer gegessen hat, hatte auch das

Geschirr zu spülen. Und unsere Wohnung ist wieder zum Diskussionszentrum geworden. Wir haben wieder eine Betriebszeitung gemacht, an der alle beteiligt waren. Es kam auch mal eine Frau, die eine Abtreibung machen wollte und Leute, die gerade den Knast hinter sich hatten.
Dies hätte so weitergehen können. Aber wir hatten den Schock nicht überwunden. Und es wirft Probleme auf, wenn Du mit Jugendlichen arbeitest, die zehn Jahre jünger sind als Du selbst.
Wilhelm Tell: Um dies zu illustrieren: wenn in einer Wohngemeinschaft des RK Arbeiter ein Mädchen sehen, das nackt herumspaziert, deuten sie das so: mit der könnte man mal bumsen. Während Studenten nicht so darauf reagieren würden.
Barbara: Das läßt sich ihnen noch ziemlich leicht klarmachen. Ich selbst bin immer nackt herumgelaufen, als ich mit den härtesten Rockern zusammengewohnt habe. Das war kein Problem. Eher im Gegenteil: sie hatten mehr Angst vor mir, wenn ich sie nackt angeschrien habe. Das kam ihnen völlig unerwartet. Eine Frau, die sie anschreit und dazu noch nackt! Ich war weder ihre Mutter, noch ihr Kumpel, was war ich also? Sie haben ein starkes Bedürfnis nach einer wirklichen Mutter, und man gerät unwillkürlich mehr oder weniger in diese Rolle.
Wilhelm Tell: Die Lehrlinge haben ein großes Bedürfnis, von ihrer Familie unabhängig zu werden. Gleichzeitig haben sie die Tendenz, bei uns Sicherheit zu suchen. Also uns gegen die elterliche Autorität einzutauschen.
Dany: Wir haben eine Menge Fehler gemacht. Wir wollten unbedingt, daß diese Art Experiment gelingt, und haben uns wie Eltern, wie Sozialhelfer verhalten.
Barbara: Was sie ablehnten, war ihnen völlig klar: in der Familie leben. Aber sie hatten keine Ahnung, was sie stattdessen machen wollten. Für die Jugendlichen ist die Familie ein Hindernis, wenn sie mit 16 Jahren sexuelle Beziehungen haben wollen, oder wenn sie sich mit dem Meister anlegen wollen. Die Familie beansprucht einen Teil ihres Geldes, daher dürfen sie ihren Arbeitsplatz nicht verlieren. In der Familie werden sie gedrängt, den Wehrdienst abzuleisten. Das Argument der Eltern ist: wenn Du arbeitest, dann ist eine gewisse Ordnung nötig. Und diese Ordnung ist die Familie. Dagegen wird spontan rebelliert, aber es wird überhaupt keine Alternative angeboten, weder in den Zeitungen noch im Fernsehen. Das Leben in Wohngemeinschaften stellt eine winzige Alternative dar. Du hast viel weniger Angst, an deinem Arbeitsplatz etwas zu machen und Dich rausschmeißen zu lassen. Wenn Du deine Stelle verlierst, ist deine materielle Existenz nicht bedroht, denn es gibt noch die Gemeinschaft.
Jean-Marc: Ganz konkret: wie ist die Situation nach vier Jahren Arbeit bei Opel in Rüsselsheim? Wie ist die Bilanz, was sind die Perspektiven?

Dany: Wir sind heute praktisch schwächer als vor zwei Jahren. Wegen der Wirtschaftskrise gibt es dort kaum mehr Innenkader, und keinen Versuch mehr, eine multinationale Gruppe zu bilden. Aber unsere Betriebszeitung erscheint weiterhin und hat Einfluß auf die Diskussion im Betrieb.
Barbara: Es gibt nur noch die Lehrlingsgruppe in (und außerhalb) der Fabrik. Sie hat sich vergrößert. Es sind junge Deutsche und junge Emigranten der zweiten Generation (Griechen, Spanier). Diese Gruppe ist durch eine politische Aktivität außerhalb des Betriebs entstanden.
Dany: Aber was diese Jugendlichen machen, läßt sich von unserer Geschichte nicht trennen: von unserer Arbeit im Betrieb wie draußen. So ist es sehr schwer zu sagen, woran wir jetzt sind. Sogar die gewerkschaftlichen Vertrauensleute sprechen über unsere Flugblätter, über unsere Ideen. Wenn irgendetwas los ist, dann orientieren sich die Leute auch an dem, was die Spontis sagen.
Barbara: Inzwischen geschieht dies viel weniger im Verhältnis zu dem, was wir machen, als vielmehr im Verhältnis zu dem, was wir gesagt haben, zu den Ideen, die wir in einem sehr starken Engagement entwickelt haben. Zum Beispiel bezieht sich die Diskussion über lineare Forderungen im Betrieb auf Inhalte, die wir vor drei Jahren eingebracht haben.
Dany: Die Kluft zwischen unserem politischen Anspruch der immer existenzieller wurde, und der sozialen Realität, ist von den Genossen der Gruppe oft dramatisch erlebt worden. Viele fangen an, darüber zu lächeln und sagen sich, daß sie alles in allem besser da bleiben, wo sie sind. Das Drama kommt gerade daher, daß sie emotional nicht mehr in der Lage sind, als linksradikale Außenseiter zu leben, und daß sie sich in eine reale soziale Situation einfügen wollen. Ein Student ist jedoch keinesfalls dazu verurteilt, Professor zu werden, nur weil er das Privileg genossen hat, sogenannte „höhere Studien" zu betreiben. Die Herausbildung einer gesellschaftlichen Randgruppe entspricht der Weigerung, gesellschaftlich vorbestimmte Rollen zu akzeptieren.
Jean-Marc: Ich habe die Frage gestellt: „Wo steht ihr heute mit eurer politischen Arbeit bei Opel? " weil es unter den Lesern dieses Buches Linksradikale geben wird, die in Frankreich in den Fabriken politisch gearbeitet haben.
Dany: Da wir um diese Abenteurer-Erfahrung reicher geworden sind, sind viele proletarische oder studentische Genossen nicht bereit, sich in ein neues Abenteuer zu stürzen. Nicht weil die vergangenen Jahre einfach als Niederlage betrachtet werden, sondern gerade weil die Lehre sehr eindeutig gewesen ist. Verschiedene soziale Schichten lassen sich zu einem gemeinsamen Vorgehen nur dann vereinigen, wenn die Bewegung einen gewissen Grad von Verallgemeinerung schon erreicht hat.

Barbara: Wir sprechen über sehr alte Zeiten. So sagen wir uns, daß wir in den Köpfen der Leute existieren. Jetzt gibt es für uns die Krise: was die Arbeit in der Fabrik angeht (ob von innen oder von außen), so wissen wir nicht mehr, wie wir sie machen sollen.
Mehr noch – jeder hat sehr unterschiedliche Lehren aus dem gezogen, was wir bei Opel gemacht haben. Wir können nicht mehr sagen „wir", sondern nur noch „ich". Es gibt kein Gruppenbewußtsein über die Erfahrung, die wir gemacht haben. Dies ist unsere Niederlage.
Dany: Gleichzeitig tendiert dieser Prozeß dahin, sich zu verändern. Eine Struktur bricht auseinander, und das Problem ist, auf einer anderen Ebene ein kollektives Bewußtsein und eine kollektive Identität zur politischen Arbeit wiederzufinden.
Barbara: Dieser Prozeß wird von der Geschichte gemacht. Es handelt sich nicht um eine bewußte Entwicklung.
Dany: Als die Gruppe zu arbeiten begonnen hat, sind wir 30 gewesen, und alle haben sich auf den Betrieb konzentriert. Heute bildet die Gruppe ein Gegenmilieu in Frankfurt. In den Betrieb gehen ist heute in viel größerem Ausmaß eine existenzielle Frage als damals.
Die Gruppen, die weiterhin in den Betrieben arbeiten (etwa hundert Genossen in Frankfurt und Umgebung) definieren sich nicht nur über die Inhalte der politischen Arbeit, die wir in den vorangegangenen Jahren formuliert haben (Demokratie, gleiche Lohnerhöhung für alle, Kampf gegen die Arbeitsorganisation), sondern auch über den Versuch, Probleme der sozialen Beziehungen in die politische Aufgabenstellung miteinzubeziehen. Heute gehen die Genossen nicht mehr nur aus politischen Gründen in den Betrieb sondern auch einfach, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Dementsprechend stellen sich unterschiedliche Beziehungen zu den anderen Arbeitern in der Fabrik her.
Es ist an der ganzen Bewegung, und insbesondere an unserer Gruppe, politische und soziale Strukturen zu entwickeln, die zur Unterstützung dieser politischen Arbeit geeignet sind. Hier stellt sich das Problem, ein radikal neues Konzept einer revolutionären Organisation zu entwickeln.

8. Das Gespenst der Freiheit

Ich habe große Angst, wenn etwas läuft, und häufig überwinde ich diese Angst, indem ich vorpresche. Ich erinnere mich an eine Demonstration des SDS in Frankfurt 1968, meine erste Demo nach dem Mai. Alle haben mich gefragt: „Was sollen wir machen? ", und da ich die Rolle der Autorität vollständig verinnerlicht hatte, ‚mußte' ich es wissen. Der Friedenspreis sollte an Léopold Senghor verliehen werden, der gerade die Studentenbewegung im Senegal zerschlagen hatte. Bullenreihen, Absperrung, die Paulskirche, eine Musikkapelle, die deutschen Genossen wollten etwas machen, sie wollten versuchen, durchzukommen und in die Veranstaltung zu gelangen. Ich weiß nicht, ob ich es wirklich geglaubt habe, aber als alle sagten: „Wir gehen rein!" bin ich mit den anderen losgegangen. Aber die anderen sind alle vor dem Polizeigürtel geblieben. Ich bin ohne nachzudenken über ein Absperrgitter gesprungen. Hinter der Bullenreihe habe ich mich wiedergefunden, was alle verblüfft hat. Dreißig Sekunden lang haben die Bullen nicht reagiert. Dann, als sie gewahr wurden, daß ich drüber war, haben sie mich eingekreist und festgenommen. Es war meine Angst, die mich hat rüberspringen lassen. Ich glaube, daß dies auf den Demos oft so ist. Über die invididuelle Angst wird praktisch überhaupt nicht gesprochen.
Mir geht es darum, die Gewalt mehr und mehr in Frage zu stellen: der Ordnungsdienst – jede politische Organisation faßt ihre Militanten in para-militärische Organisationen zusammen um Demonstrationen oder Veranstaltungen zu organisieren – ist eine männliche Organisationskonzeption. Kein bißchen Phantasie, überhaupt keine neue Idee: der Feind hat eine Armee, also brauchen wir auch eine Armee. Ich meine dagegen, wir sollten sagen: der Feind hat eine Armee, aber wir, wir sind die Massen. Ich will nicht vom Volkskrieg reden, aber dieser Gedanke steckt dahinter. Das wichtige ist nicht, daß 100 Demonstranten eine Absperrung der Bullen durchbrechen können, sondern daß eine Demonstration als ganze handlungsfähig wird, neue Aktionsformen findet, an denen alle teilhaben können. Der Gedanke vom Ordnungsdienst ist mit dem der Leitung verknüpft. Es wird immer revolutionäre Organisationen geben, die eine Bewegung auslösen und in einem bestimmten Moment auch leiten; dies wirft keine Probleme auf, wenn diese Organisationen das Ziel haben, bei der großen Mehrzahl die Fä-

higkeit zur Initiative zu entwickeln. Statt dem Ordnungsdienst könnte sich auf einer Demonstration eine Gruppe bilden die diese befreiende Rolle spielt. Wenn der Ordnungsdienst aufgelöst wird, müssen sich auch die Frauen überlegen, was sie auf einer Demonstration machen, müssen sie sich das Problem der Angst stellen, das sonst an die anderen delegiert wird. Natürlich kann eine Gruppe von Frauen nicht in Kampfhaltung eine Bullenkette durchbrechen, aber gegen die Zivilbeamten könnten sie ungeheuer viel machen. Lähmend wirkt, daß jeder seine im voraus definierte Rolle akzeptiert. Die Frauen sprechen eher über ihre Angst als die Männer, aber nur, um sich hinter ihr zu verstecken.
Wenn die Ordnungsdienste aufgelöst sind, müssen alle Gruppen, alle Wohngemeinschaften darüber diskutieren, wie sie handeln werden. In den entscheidenden Momenten ist die Angst immer im Spiel: um die Bewegung gerade dann verallgemeinern zu können, müssen wir alle dahin kommen, daß über die Angst geredet wird.

Wenn Politiker reden, verschweigen sie den Krieg oder: politische Macht kommt aus den Gewehrläufen

Es ist wichtig, über die Gewalt und die Legalität zu sprechen, denn dies ist der springende Punkt für alle revolutionären Organisationen. In der Geschichte der letzten zehn Jahre ist es keiner Organisation gelungen, mit diesem Problem fertigzuwerden. Uns ist es nur sehr selten gelungen, offen über die Frage der Gewalt zu sprechen. Gewiß gibt es die traditionelle Diskussion: die Reformisten sprechen vom ruhigen Übergang, vom friedlichen Hineinwachsen in den Sozialismus, und was die Revolutionäre davon trennt, ist gerade anzuerkennen, zu verstehen, zu erklären, daß die Bourgeoisie ihre Macht nicht friedlich aufgeben wird, und daß daher die Gewalt ein notwendiges Moment der Revolution ist. Wenn man da angelangt ist, wird die Debatte äußerst vage, und man kann praktisch nur noch von Fall zu Fall diskutieren.
Ein Beispiel: nach dem Tode von Holger Meins, des Genossen der Roten Armee Fraktion, den sie im Gefängnis sterben ließen, haben Genossen – ich weiß nicht, ob dies Genossen sind, aber alles weist darauf hin, daß es welche waren – einen Richter in Berlin umgebracht. Darüber gab es eine große Diskussion: war dies der richtige Augenblick, sind individuelle Attentate nützlich? Aber alle diese Diskussionen kommen zum falschen Ergebnis, weil sie technisch geführt werden. Wir haben versucht, ganz einfach davon auszugehen, daß wir das kapitalistische System als Gewalt in unserem täglichen Leben empfinden. Nicht allein in unserem Bereich, son-

dern weltweit ist die politische Erfahrung eine Kriegserfahrung: Vietnam, Algerien, der Nahe Osten. In meinem politischen Reifungsprozeß gibt es jedoch ein grundlegend gewaltloses Moment: die Auflehnung gegen die Gewalt des Systems, die Ablehnung der Schrecken des Krieges. Der bürgerlichen Gewalt die revolutionäre Gewalt entgegenzustellen heißt zu verstehen suchen, welche Mechanismen uns zu gewaltsamen Handlungen drängen. Wenn man den Kapitalismus als eine Gesellschaft kritisiert, die das Individuum verachtet, die es in jedem Augenblick seines täglichen Lebens vergewaltigt, dann geht in den Politisierungsprozeß der Revolutionäre das Bedürfnis nach Bestätigung des Individuums ein, also eine Absage an die Gewalt. Die revolutionäre Bewegung muß daher in allen ihren Handlungen zeigen, daß sie eine ganz andere Vorstellung vom Wert des Individuums hat. Eine unmotivierte Handlung wie die Ermordung eines Richters entspricht der Gewaltlogik des Systems.

Warum gibt es in der Bewegung ständig militaristische Strömungen? Die Undeutlichkeit unserer politischen Zielvorstellungen führt zu einer Fixierung auf die Gewalt, die tendenziell das einzige Unterscheidungsmoment vom Reformismus wird. Es gibt Genossen, die die Gewalt ‚lieben', die die Schlägerei suchen. Die Intellektuellen haben auf Grund ihrer Entwicklung Angst vor der Gewalt. Sie sind aber auch von der spontanen Gewalt in der Arbeiterklasse fasziniert – vom Samstagabend-Bums, von den Rockern und ihren Motorrädern. Diese spontane Gewalt der Arbeiter kann sehr unterschiedlich genutzt werden: von den Organisatoren der Pop-Konzerte, von faschistischen ebenso wie von linken Gruppen. Im Grunde ist die bürgerliche Ideologie weder den Massen noch uns selber äußerlich – sie ist verinnerlicht wie das Gewaltmonopol des Staates. Eine revolutionäre Bewegung hat zwei Probleme: sie muß sich von ihren Reaktionen hinsichtlich der Gewalt befreien, und zugleich muß sie ständig ihre Handlungen rechtfertigen. Wer dies nicht beachtet, der gibt der Bourgeoisie die Möglichkeit, ihr eigenes Monopol zu rechtfertigen. Diskussionen über die Gewalt und darüber, wer gewaltsame Aktionen macht, sind nur auf einer äußerst politisierten Ebene möglich.

Viele Jugendliche identifizieren sich gerade dann mit der Bewegung, wenn sie mit der Polizei konfrontiert ist. Daher neigen wir dazu, das was abläuft als abhängig von einer gewaltsamen Auseinandersetzung zu sehen. Aber dieser spontane Putz ist immer nur sehr flüchtig gewesen. Wir haben das Beispiel der Roten Armee Fraktion in Deutschland: die meisten Typen, die angefangen haben zu reden, als sie eingesperrt waren, sind Nicht-Intellektuelle oder Ausgeflippte. Vom revolutionären Konzept der Roten Armee hatten sie das ideologische Konzept weniger als die anderen verinnerlicht. Von dem Moment an, als sie festgenommen waren, waren sie wieder

isoliert und ihre Gewalttätigkeit verkehrte sich unmittelbar in Angst. Zur Zeit besteht in jeder Bewegung die Gefahr, daß die Gewalt und ihre Anwendung nicht problematisiert werden, und daß daher auf dasselbe Problem völlig gegensätzliche Reaktionen erfolgen.
Was die ‚verantwortungsbewußten' Organisationen angeht, so haben sie eine rein taktische, ideologische Position zur Gewalt. Sie verstehen nicht, daß es eine spontane Reaktion gibt, die die Leute zu bestimmten Handlungen drängt: die Plünderungen von ‚Watts' durch die Schwarzen oder, vor Mai 68 eine Revolte junger Arbeiter in Caen, die einen Teil der Stadt geplündert und sechs Stunden lang Widerstand gegen die CRS geleistet haben. Diese Revolten müssen erklärt werden, und keinesfalls soll verhindert werden, daß solche Sachen laufen; wir werden nicht die Bullen spielen. Aber wenn man als Gruppe darüber diskutiert, werden diese gewaltsamen Handlungen meistens als Argument ins Feld geführt. Zum Beispiel haben die Situationisten gesagt: dies ist der revolutionäre Augenblick, wo die Massen spontan ihre eigene Gewalt wiedergefunden und gegen das Kapital gerichtet haben. Ich glaube, das ist nicht richtig, diese Revolten sind im Kapitalismus immer möglich; es geht nicht darum, sie zu kritisieren, aber sie sind nur die eine Seite der Medaille, die andere Seite ist der Pazifismus. Eine Revolte kann heute gewaltsam sein, und morgen können die gleichen Personen Angst vor ihrer eigenen Gewalt haben. Das hängt von einer Verkettung subjektiver Momente ab, die in keinem Augenblick bewußt genutzt werden können. Dagegen kann es in einer revolutionären Bewegung, in einem Prozeß des kollektiven Bewußtwerdens, Augenblicke der Entscheidung geben, wo der Gebrauch der Gewalt zur Selbstverteidigung notwendig wird.

Der neue Faschismus und das Absterben des Staates

Zunächst müssen wir zwischen dem Kampf gegen den Staat und dem antifaschistischen Kampf unterscheiden. Beim Kampf gegen die Faschisten spielen noch ganz andere Motive eine Rolle. Er ist nicht nur ein emotionales Engagement, sondern gleichzeitig ist voll im Bewußtsein: die oder wir. So gesehen ist die Lehre der Vergangenheit vollständig begriffen worden. Wenn wir zulassen, daß die Faschisten stärker werden, dann führt dies zu viel gewaltsameren Auseinandersetzungen und wir riskieren, in Dachau zu enden. Was mir wichtiger erschient, ist das Florieren von Faschismus-Theorien: Neo-, Mikro- und neuer Faschismus. Ich nehme Frankreich als Beispiel: es gibt die Bewegung vom Mai 68, die Bourgeoisie ist in größten Ängsten. Erste Folge: ein rechtes Parlament wird gewählt; zweite Folge: der Staatsapparat soll verstärkt werden. Marcellin wird zum Innenminister er-

nannt; die CRS werden verstärkt, Bürgerkriegstruppen der Polizei werden gebildet (man richtet ihnen ein Lager ein, in dem sie Antiguerilla-Kampf spielen. Sogar Armeetruppen werden einem Training für städtische Operationen unterzogen – Training zum Einsatz gegen die Bewegung, gegen den inneren Feind ...). Jetzt gibt es ein allgemeines ‚Klischee' von der Aufrüstung des Staatsapparates, und man kann hören: „Beginn der Faschisierung des Staatsapparats". Im Moment trifft dies zu, als Tendenzanalyse. Davon ausgehend aber eine Theorie vom neuen Faschismus zu machen, ist mehr als eine Vorwegnahme, es ist ein salto mortale (und bei einigen Ausdruck einer masochistischen Erwartung). In Wirklichkeit gibt es keine Neofaschisisierung des Staatsapparats, die sich nicht rächen würde. Man neofaschisiert nicht einfach die Polizei, punktum. Denn dieser Prozeß ist ideologisch eingebettet: die kulturelle Verdummung, die bis hinein in die Massenmedien organisiert wird, und ganz allgemein die Stagnation gesellschaftlicher Entwicklungen (dies kann man am Verbot der Abtreibung sehen); all dies läßt sich davon nicht trennen. Alles neue wird blockiert. Dies hat die Ära Pompidou – in der BRD die Ära Schmidt – charakterisiert. Aber jetzt wird deutlich, daß die Blockierung der Gesellschaft, die die Neo-Faschisierung impliziert, unmöglich ist. Nach Pompidou hat, von Royer abgesehen, kein Präsidentschaftskandidat die ‚Ordnung' zu seinem Programm erhoben. Alle haben erklärt: „Es muß etwas in Bewegung geraten", „eine Änderung ist notwendig", sowohl Chaban als auch Giscard und Mitterand. Dies war, ganz klar, die Stimmung bei den Franzosen. Nach vier oder fünf Jahren fühlten alle: „Jetzt reichts uns!" Alle Spezifierungen in Ehren – letzten Endes ist Nixon doch mit Watergate identisch, und die amerikanischen Zustände haben sich längst internationalisiert.

Diese Unfähigkeit, den Staat aufzurüsten, die Gesellschaft zu blockieren, hängt zum Teil mit der Selbstauflösung der Bewegung zusammen. Nur in einer frontalen Konfrontation mit ihr hätte sich der neue Faschismus entwickeln können. Doch die Situation von 1968 hat sich geändert: es gibt nicht mehr auf der einen Seite die Bewegung und auf der anderen den Staat und die KP. Vier Jahre danach gibt es die Linke gegen die Macht, und die Bewegung ist nicht mehr greifbar, weil sie sich nicht in neo-leninistischer Manier formiert hat.

Die Bewegung, die im Mai 68 entstanden ist, ist in ihrer Basis durch und durch antiautoritär, und deshalb greift der Staat, wenn er sie als seinen Gegner bezeichnet, gewissermaßen ins Leere. Die neoleninistischen Gruppen haben zwar versucht, sich als Repräsentaten der Bewegung aufzuspielen – der Schwindel läßt sich aber nicht aufrechterhalten. Diese vielgestaltige Bewegung – auf der Suche nach einer mehrdimensionalen Gesellschaft – manifestiert sich heute in einer Aktion über die Emigranten, mor-

gen in einer Aktion über die Abtreibung, über den Umweltschutz usw. Die Logik: eine revolutionäre Front, eine revolutionäre Partei, eine revolutionäre Armee, ist ihr fremd, weil sie eindimensional ist. Was als Selbstauflösung der Bewegung erscheint, ist ihre Stärke: sechs Jahre danach kann man sehen, daß man noch mir ihr zu rechnen hat. Die Staatsmacht ist gezwungen worden, so zu handeln, als ob die Bewegung nicht mehr existieren würde. Aber jetzt ist sie zum Beispiel in der Armee mit einer unhaltbaren Situation konfrontiert. Was in der Armee passiert, selbst wenn es auf der Ebene von Straßendemonstrationen äußerst minimal ist, deckt dennoch eine so tiefgehende Bewegung in der Jugend auf, daß ‚Le Monde' wieder von der ‚Krise der Zivilisation' spricht, und daß alle Parteien darüber fassungslos sind. Die Befreiung der Jugend hat sich im sozialen Alltag verankert. 1975 gegen Haby, 1974 gegen Fontanet. 1973 gegen Debré. 1974 für die Befreiung von Guyot (26). Die Generationen von Schülern lösen einander ab, was aber seit 1968 konstant bleibt ist der grundlegende Unterschied zwischen dem, was sie wollen und dem, was ihnen angeboten wird. Es ist nicht der entscheidende Punkt, ob die politischen Auseinandersetzungen, an denen er sich kristallisiert, gewonnen werden oder nicht, denn die ideologischen Differenzen lassen sich grundsätzlich nicht überbrücken. Auch hat es nichts erstaunliches, daß die Schüler, wenn sie zur Armee kommen, keine Idioten auf Zeit werden wollen. Hier wird deutlich, daß die Stärke der Bewegung vom Mai 68 nicht im frontalen Zusammenstoß mit dem Staat liegt, sondern in einer Situation, in der der Staat lahmgelegt wird. Umgekehrt löst sich die Bewegung als organisatorischer Zusammenhang auf, wenn der Staat wieder stärker wird, aber ihre Ideen wirken weiter, nur viel untergründiger. Umso schwieriger wird die Unterdrückung dieser Ideen durch den Staat.

Frankreich ist kein besonderer Fall. Zur Zeit wird in Deutschland die Gesellschaft regelrecht eingefroren. Brandt, das war eine reformistische Bewegung, die nach der Ära der christlichen Demokraten immerhin den Willen zur Veränderung hatte. Heute mit Schmidt ist das Gegenteil der Fall, vergleichbar mit der Ära Pompidou: die Polizei und die Justiz nehmen alles in die Hand. Der Autoritarismus ist in Deutschland auf allen Ebenen des täglichen Lebens zu spüren. In keinem anderen Land der Welt gibt es so etwas wie die „Bild-Zeitung", die jeden Morgen in vier Millionen Auflage gedruckt und vor allen Fabriken verkauft wird. Wenn wir an einem Fabriktor 800 Flugblätter verteilen, verkaufen sie 1 000 Bild-Zeitungen. Die Politik der Massenmedien strukturiert tatsächlich das Denken der Leute. Nicht daß es unmittelbar Früchte trägt: die Christdemokraten haben eine verschärfte Kampagne gegen Brandt geführt, was ihnen auf der Ebene der Wahlen wenig eingebracht hat (vielleicht 2,5 % der Stimmen). Aber

auf einer viel mehr verinnerlichten Ebene hat es durchaus eine massive Wirkung: in der Weise, wie ein Verbrechen beurteilt wird, wie über Frauen geredet oder das Problem der Emigranten angegangen wird. Und weil wir von Gewalt sprechen: der heute meistgesehene Film in Deutschland ist „Ein Mann sieht rot". Die Bild-Zeitung hat diesen Roman zwei Monate lang abgedruckt.

Einige haben das Problem des neuen Faschismus auf der Ebene des Staates gestellt; daneben gibt es die Ebene der täglichen Wirklichkeit – die Mikro-Faschismen: die der Bereitschaftspolizei, die mit der Maschinenpistole im Anschlag in der Metro auftaucht, in Frankfurt der Gebrauch von chemical maze, die „Operation Faustschlag", die Bildung privater Milizen. Die Formen der Desorganisation der Gesellschaft vervielfältigen sich; dies und die Entwicklung eines mit Gewalt gekoppelten maßlosen Individualismus in diesem Rahmen ruft faschistische Reaktionen hervor. Die Bullen sind nicht zufällig in die Metro gekommen. Die Zahl der Handgreiflichkeiten in der Metro hat sich in vier Jahren vervierfacht, und es sind nicht die Reichen, die in der Metro angegriffen werden! Von einem bestimmten Punkt an ist die gesellschaftliche Desorganisation für die Bewegung keinesfalls mehr günstig. Und wenn dies auch in Frankreich noch zwei Seiten hat, kann man dies in Bezug auf die Vereinigten Staaten schon nicht mehr sagen: noch während die Bewegung in einer aufsteigenden Phase war, haben die Klauereien, die Fixer usw. rapide zugenommen – das Gegenmilieu zerstört sich selbst. Eine Gesellschaft wie die deutsche hat ja ziemlich große Angst vor der Veränderung; die Christdemokraten führen ihre ganze Politik unter der Parole: keine Experimente. Die Presse nennt die Linksradikalen „Chaoten", und anfangs haben wir darüber gelacht. Aber ich glaube, dies war ein Fehler. Das Chaos ist ein Produkt des Kapitalismus, und die Leute haben recht, wenn sie vor der gesellschaftlichen Desintegration Angst haben. Es gibt nichts schrecklicheres als die Selbstauflösung der Gesellschaft: damit ist dem Kampf aller gegen alle Tür und Tor geöffnet. Aber wenn es der revolutionären Bewegung gelingt, alternative Vorstellungen von einer Gesellschaft zu formulieren, dann liesse sich diese Angst überwinden, sie könnte in ein Bedürfnis nach gesellschaftlicher Befreiung umgewandelt werden: es muß klargemacht werden, daß es in Wirklichkeit der Kapitalismus ist, der diese gesellschaftliche Selbstauflösung produziert, und daß es im Kapitalismus selbst keine Lösung gibt – eine Lösung muß jenseits dieses Systems gefunden werden. An diesem Punkt wird aus der Konzeptionslosigkeit der Bewegung ein Drama. Angesichts der Krise erklären uns die Marxisten-Leninisten heute das chinesische Modell, aber die Arbeiter in den Fabriken sagen: „China – das mag vielleicht recht gut sein, wenn man nichts zu essen hat, aber das

ist bei uns gar nicht der Fall. Unser Problem ist das Erdöl!" Und eine ultrareaktionäre Lösung des Energieproblems – z.B. der Krieg – ist nur möglich, wenn man überhaupt keine Antwort darauf hat. Wenn man davon ausgeht, daß es einen Energiebedarf gibt – nach Energie, die man bisher gehabt hat – dann liegt eine der Lösungen auf der Hand: sie dort zu holen, wo sie ist. Aber man könnte unsere Energiebedürfnisse auch in Frage stellen. Die Bewegung könnte erklären, daß diese Energie zur Produktion von Dingen benutzt wird, für die es kein Bedürfnis gibt. So könnte die Energiekrise in einem revolutionären Prozeß genutzt werden. Und man stößt auf eine wesentliche Ebene der Konsumgesellschaft: die des Automobils.
Wenn man das Problem des Produktionsrückgangs in der Automobilindustrie in Kategorien durchdenkt, die auf Erhaltung der Arbeitsplätze in den Automobilfabriken hinauslaufen, wird man es nicht lösen. Um die Automobilindustrie zu retten, tauschen die westlichen Länder den Verzicht auf eine bewaffnete Intervention (was eine Rückkehr ins Zeitalter der Rohstoffplünderung in der Dritten Welt wäre) dafür ein, daß die „Vierte Welt" ihr industrielles Modell übernimmt. Unsere Schwäche ist unsere Unfähigkeit, Probleme aufzuwerfen, wie z.B. das Automobil oder die Notwendigkeit Waffen herzustellen, die sich dann selbst zerstören, die veralten und erneuert werden müssen. Von der Kritik der Konsumgesellschaft ausgehend könnten wir aus der Energiekrise eine Möglichkeit der radikalen und befreienden Kritik unserer Gesellschaften machen.
Wenn wir dagegen das multinationale System seine technokratische und kapitalistische Logik entwickeln lassen, dann lassen wir unsere Gesellschaften sich noch absurder entwickeln, und unsere Freiheit wird vollends illusionär. Die Entwicklung der Atomenergie in den westlichen Ländern ist eine Vergewaltigung der natürlichen Umwelt in bisher unerreichtem Ausmaß: die Rhone wird zum subtropischen Fluß, die Meere zu atomaren Müllhalden für Jahrtausende. Das bedeutet auch eine Entwicklung der Geheimhaltung auf einer nie dagewesenen Stufe: die atomaren Zentralen werden den gleichen Status haben wie Einrichtungen der Landesverteidigung. Sie müssen nicht nur gegen die ungeplante Ausbreitung der atomaren Technik (die eine Quelle phantastischer Profite wird) beschützt werden, sondern auch gegen die Entwendung spaltbaren Materials. In unserer Gesellschaft werden die atomaren Zentralen zum Kernstück der Undurchsichtigkeit und der Geheimhaltung im gesellschaftlichen Bereich werden.
Und dieser Prozeß entwickelt sich nicht nur in den industriellen Ländern, sondern auch in der Dritten Welt. Der Iran und Ägypten entwickeln schon bedeutende nukleare Projekte. Die Verbreitung der Atomenergie – und der Bombe, was sie darüber auch sagen mögen – ist im Gange. Soll

man sich darüber wundern? Wenn sie unsere industrielle Logik übernehmen, dann werden die Neureichen der Dritten Welt auch mit unseren eigenen Problemen konfrontiert werden.
Die institutionalisierte Gewalt soll akzeptiert werden, um der mörderischen Gewalt zuvorzukommen (morgen wird ein Energiekrieg, ebenso wie die atomare Erpressung, in Reichweite von jedermann sein. Die Demokratisierung der Möglichkeit eines Atomkriegs ist ein würdiges Produkt der liberalen Demokratie).
Und wir dulden diese Alternative, weil die Leute es ablehnen, ihre Karre und deren super-individuelle Nutzung zur Diskussion zu stellen (ich will damit nicht sagen, daß man nur die Eisenbahn oder die Metro benutzen soll...). Aber um die Autoindustrie ist ein Viertel der französischen Industrie gruppiert – dies ist das Rückenmark des Wohlstands. 50% der Automobilproduktion wird exportiert, um das Erdöl zu bezahlen, das wir beim Fahren konsumieren, oder um die Atomzentralen zu finanzieren, die wir morgen an die ganze Welt verkaufen werden. Und vergessen wir nicht die Mirages – denn wir rühmen uns, die besten Todesmaschinen herzustellen (ein gallischer Gockelhahn mehr). Diese Exportlogik, die Entwicklung der Überflußgesellschaft ist die Verallgemeinerung unseres bürokratisch-industriellen Modells im Weltmaßstab. Und dies ist ein qualitativer Sprung, von dem wir nur erst einige Konsequenzen überblicken. Aber was kann man von der Verallgemeinerung der Unterdrückung und der Gewalt anders erwarten, als daß die Freiheit noch illusionärer wird?
Weil in diesem System der Krieg, der Profit und die Politik miteinander verflochten sind, kann eine Bewegung, die unsere Gesellschaften radikal verändern will, diese verschiedenen Aspekte im Kampf nicht mehr trennen. Übrigens ist das Gewaltkonzept mit einer bestimmten Vorstellung von der Revolution verbunden. Die Aufspaltung in ökonomischen, politischen und bewaffneten Kampf bezieht sich auf Revolutionen von bolschewistischem Typus, deren militärisches Problem war, die Macht im Zentrum zu ergreifen – die Einnahme des Winterpalais – und sich danach zu verteidigen. Heute gibt es nichts einzunehmen, nicht einmal den Elysée-Palast. Der moderne Staat ist nicht mehr im Aufbau begriffen, seine Strukturen haben sich enorm entwickelt – der Staat ist überall. Was die Armee und die Polizei angeht, so wird man sie nicht frontal angreifen, Armee gegen Armee. In einer Armee von Wehrpflichtigen steht der Ungehorsam in einem Verhältnis zu den Kämpfen, die draußen stattfinden, und dieser Ungehorsam eröffnet die Möglichkeit, einen Teil der Armee und ihre Waffen auf einen Schlag umzudrehen. All dies geht von dem Gedanken aus, daß es keinen „großen Tag" der Revolution geben wird. Es wird keine Macht geben, die zu ergreifen wäre, sondern eine ganze Periode, in

der sich das Ungeheuer Staat auflöst.
Die Vorstellung, daß aus der Partei der bewaffnete Arm der Revolution wird, der gegen den Staat zum Kampf antritt, ist von Grund auf falsch. Der revolutionäre Prozeß entspricht einem Moment der Desintegration des bürgerlichen Staates. Man kann als Beispiel den französischen Mai, Chile und auch Portugal heranziehen. Im Mai konnte sich keiner auf die Armee verlassen, nicht einmal de Gaulle. Man konnte fühlen, daß das Phänomen der Krise von dem bestehenden Machtvakuum ausging. De Gaulle ist im Mai nach Deutschland gegangen, weil er sich seiner Armee in Frankreich nicht sicher war. Nicht weil wir Waffen hatten, sondern weil der Mai eine allgemeine Krise des Systems ausgedrückt hat, die Unfähigkeit dieses Systems, sich binnen einer Woche wieder zu fangen. Die paranoide Bourgeoisie und der Soldat de Gaulle haben große Angst gehabt, weil sie nichts absehen konnten; sie machten sich auf alles gefaßt, auch wenn dieses Alles unmöglich war.
In Chile hat sich das Problem der Revolution zum ersten Mal in einem Lande gestellt, in dem es keinen Kriegszustand gab, wo der Staat intakt geblieben war. Man kann nicht einfach sagen: Allende hat die chilenischen Massen bewaffnet. Selbst wenn er Gewehre verteilt hätte, behaupte ich, daß es trotz dieser Waffen ein Massaker gegeben hätte, es hat keine Desintegration der Staatsmacht und ihrer Armee stattgefunden. Die Leute konnten nicht einfach gegen die chilenische Armee kämpfen. Die Selbstkritik, die die chilenischen Organisationen leisten müssen, ist nicht, daß sie die Massen bewaffnet haben oder nicht, sie muß sich darauf beziehen, daß ihre ganze Politik eine sozialdemokratische zur Erhaltung, ja Verstärkung des Staates war. Hier hat sich die Niederlage der chilenischen Revolution abgespielt. Der Putsch war nur der Endpunkt eines zweijährigen Prozesses, in dem die Massen nicht die Möglichkeit hatten, zur Revolution zu werden.
In Portugal schließlich gibt es für die Rechte keine Möglichkeit mehr, wieder an die Macht zu kommen. Der Gegen-Putsch vom September 74 ist gescheitert, weil ein Teil der Armee den Prozeß der Neuformierung des faschistischen Staats blockiert hat.
In zwei oder drei Wochen hat ein fantastischer Prozeß der politischen Bewußtwerdung stattgefunden. Ich bin nicht gegen die Liquidierung der PIDE-Agenten. In diesen Ausnahmesituationen – wie zum Beispiel nach der Befreiung Frankreichs – besteht der Wunsch, diese Geheimagenten zu liquidieren, vor allem nach einem faschistischen Regime, in dem die Zwänge noch viel gewaltsamer gewesen sind. Die Griechen, die Pattakos auf der Straße wiedergetroffen haben, haben ihm ins Gesicht gespuckt, sie haben ihn nicht getötet. Aber wenn sie es getan hätten, hätte niemand

etwas gesagt. Hier liegt nicht das Problem: ich glaube, daß die Begriffe der Diskussion vollständig wechseln, je nachdem ob es sich um faschistische Länder am Rande der Dritten Welt oder um unsere industriellen ‚Demokratien' handelt.

Das Absurde lächerlich machen

Für uns geht es heute nicht darum, die Politik in den Vordergrund zu stellen, sondern auf die Desintegration des Staates hinzuwirken. Wir müssen versuchen, den direkten Zusammenstoß soweit wie möglich zu vermeiden. Eine radikale Bewegung hat bei gewaltsamer Verteidigung dann die Möglichkeit zu siegen, wenn sie den Staat in eine Situation bringt, in der dieser nicht seinen ganzen repressiven Apparat einsetzen kann. Nehmen wir das Beispiel einer Hausbesetzung. Die politische Situation ist klar: Wohnungsprobleme, Bodenspekulation, Zerstörung von Häusern. Wenn die Besetzer entschieden haben, daß sie nicht aus dem Haus gehen, zieht sich dies eine Weile hin: Prozeß, Sieg oder nicht, und am Ende muß der Staat diese Besetzung gewaltsam zerschlagen. Zur gleichen Zeit kann sich die aktive oder passive Solidarität eines großen Teils der städtischen Bevölkerung entwickeln. Haben die Besetzer entschieden, sich zu verteidigen, dann ist die Staatsmacht verpflichtet, ihren Eingriff genau abzuwägen. Die Hausverteidigung läuft darauf hinaus, daß das Problem der Spekulation aufgeworfen wird, was den Staat dazu zwingt zu versuchen, den Zusammenstoß zu vermeiden. Er hat Angst vor seiner eigenen Gewalt, vor seiner eigenen Zerstörungsfähigkeit, weil diese Kapazität von der Masse der Bevölkerung als ungerecht angesehen wird.
Das Fantastische an den Barrikaden von 68 war, daß sie nach jeglicher militärischen Logik lächerlich waren. Irgendwo und irgendwie Barrikaden bauen! Der Versuch, die Bullen einzukreisen, hat aufgedeckt, wie absurd die Besetzung der Sorbonne durch die Polizei war: sie haben die braven Studenten auf die Straße, zum demonstrieren getrieben. Hier gibt es etwas, was die revolutionären Bewegungen noch nicht besonders gut anwenden können: die Lächerlichkeit als Waffe gegen das Absurde zu benutzen.
Für mich ist die Gewalt nicht schon an sich ein befreiendes Moment. Bei LIP haben sie Uhren geklaut, um das zu erhalten, was ihnen zustand. Sie haben die Schwelle zur Illegalität überschritten, aber dieses Handeln bedurfte keiner Rechtfertigung – es waren Arbeiter, die sich verteidigt haben. Bei diesem Akt der Verteidigung haben sie die Waffen benutzt, die sie zur Verfügung hatten: sie haben das genommen, was sie produziert hatten. Die Illegalität hat kein Problem aufgeworfen, weil die Aktion selbst

einsichtig war. Einen Richter abknallen, das ist überhaupt nicht einsichtig. Damit wird nichts erreicht. Es ist ein Racheakt. Und Rache – das ist ein repressives Konzept: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Das hat mit einem revolutionären Kampf nichts zu tun, es ist eine Reaktion in der Logik repressiver Moral, die überhaupt nichts freisetzt. Die Gewalt in den Kampf hineintragen würde heißen, die Forderungen, für die man kämpft, einsichtig zu machen. Von dem Augenblick an, wo die Ziele klar sind, stellt sich das Problem, ob der Kampf gewaltsam ist oder nicht, ob legal oder illegal, auf einer ganz anderen Ebene.
Ich glaube, daß für uns jede Trennung von ökonomischem, politischem und bewaffnetem Kampf falsch ist. Die verschiedenen Momente einer Bewegung lassen sich nicht mehr voneinander trennen, ebensowenig wie Gewerkschaft und Partei getrennt werden können. Zudem gibt es nach all unseren Erfahrungen in Ländern wie Frankreich oder Deutschland für dauerhafte klandestine Organisationen heute keine Existenzmöglichkeit mehr. Dagegen ist eine Gruppe, in der die Leute alles machen, wo die Auseinandersetzungen auf Massenebene geführt werden, viel schwerer zu zerschlagen. Das Problem der Bewaffnung kann in der Bewegung nicht gestellt werden, weil es ein falsches Problem ist. Im revolutionären Prozeß wird es eine Zeit der Bewaffnung geben, aber dies wird auf Massenebene und nicht auf der Ebene einer Spezialtruppe geschehen.
Für mich wird es immer klarer, daß die Gefahr militaristischer Strömungen solange besteht, wie wir unseren politischen Kampf auf allen Ebenen theoretisch nicht auf den Begriff gebracht haben. In einem Moment gesellschaftlicher Desintegration ist die Gewalt nur interessant, wenn sie ein klares Ziel hat. Andernfalls ist die einzige Gewalt, die die Leute interessiert, die faschistische Selbstverteidigung: Ein Mann sieht rot.

Das Schauspiel der Gewalt

Seit der geglückten Entführung des Christdemokraten P.Lorenz in Berlin ist die Diskussion über die Notwendigkeit von Aktionen bewaffneter Kommandos wieder aufgelebt. Der Erfolg der Operation, die technische Qualität des Ablaufs, die Intelligenz, mit der das Kommando der Bewegung 2. Juni die ganze Technologie der modernen Gesellschaft benutzt hat, Radio, Fernsehen, Flugzeug, zwingt uns, das Problem des bewaffneten Kampfes neu zu überdenken. Der Bewegung 2. Juni ist es geglückt, Genossen aus dem Gefängnis zu befreien. Man braucht die Gefängnisse nicht von innen zu kennen, um den moralischen Wert dieses Arguments anzuerkennen. Die Aktion der Bewegung 2. Juni hat ihren Stellenwert in der Logik einer mili-

tärischen Strategie, die einerseits zum Ziel hat, den kapitalistischen Staat zu schwächen, andererseits ihn zu zwingen, sich zu militarisieren und damit zu demaskieren. Die bewaffnete Aktion wird zum Katalysator eines als unvermeidlich angesehenen Faschisierungsprozesses des kapitalistischen Systems, indem sie es zwingt, sein wahres Gesicht zu zeigen. Ich will die Aktion der Genossen vom 2. Juni nicht isoliert beurteilen, denn sie läßt sich nur im Zusammenahng mit der sie bestimmenden Strategie erklären und diskutieren. Auf die Ebene von Verleugnung und Denunziation (objektive und subjektive „Provokateure"), die in der revolutionären Bewegung eine zu große Tradition hat, will ich mich nicht einlassen.
Ich kann der politischen Analyse der Genossen der Roten Armee Fraktion und der Bewegung 2. Juni nicht zustimmen, und ich will gegen diese Analyse polemisieren. Die Aktion selbst hat stattgefunden, andere werden folgen. Mag die Bourgeoisie damit fertigwerden. Auf mich kann man nicht zählen, ich werde mich nicht in den Chor derjenigen einreihen, die sich, um sich abzusichern, verpflichtet fühlen, zu jeder Gelegenheit ihren Senf dazuzugeben. Aber man kann ebensowenig damit rechnen, daß ich mich hinter eine Strategie stelle, die ich für falsch halte, auch wenn sie momentane Erfolge verbucht hat. Der moderne Staat überlebt nicht nur durch seinen Repressionsapparat, sondern die ideologische Zustimmung der Massen ist für ihn von ebenso großer, wenn nicht von größerer Notwendigkeit. Wenn man die Revolution auf die militärische Zerstörung des kapitalistischen Staats reduziert, dann folgt darauf konsequent die Notwendigkeit, eine ‚Revolutionsarmee' aufzubauen. Die militaristische Strategie setzt auf die Gewalt, um diesen ideologischen Überbau (die Zustimmung der Massen zum Staat) zu sprengen. Zumeist wird dieser Zustand durch den direkten Zusammenstoß nur gefestigt. Die Organisation, die die Revolution braucht, darf sich nicht auf einen bestimmten Aspekt reduzieren lassen (Partei, Armee, Gewerkschaft), sie muß vielmehr die ideologischen, politischen, ökonomischen und militärischen Aspekte in der gleichen Bewegung integrieren, damit sie nicht isoliert werden kann. Nur so wird sich die Legitimität der revolutionären Gewalt in den Prozeß der gesellschaftlichen Veränderung integrieren lassen.
Die Aktion der Revolutionäre darf nicht die Angst verstärken, die im Kapitalismus eh schon vorherrscht. Wer die Politik auf die Spannung eines Politkrimis reduziert, der macht eine gute Fernsehsendung, trägt aber nicht dazu bei, die Angst, die uns beherrscht, zu überwinden. Nachdem die dramatischen Stunden von Berlin vorbei sind, bleibt uns, als Zuschauern, nur noch die Erinnerung an eine erfolgreiche dramatische Handlung. Auf diese Weise wird die revolutionäre Bewegung gewiß keine Mehrheiten hinter sich bringen. Die Berliner Aktion ist der Terrorismus der Verzweiflung;

er besagt, daß man in Kauf nimmt, auf lange Sicht eine Minderheit zu bleiben. Und schließlich sind wir nicht nur ein Schauunternehmen! Die Genossen vom 2. Juni werden nicht mit dem Kopf durch die Wand können. Wenn man bedenkt, wie der deutsche Unterdrückungsapparat bisher vorgegangen ist (München 72), dann spricht alles dafür, daß ihr Ende schrecklich sein wird. Und noch einmal mehr werden wir – die Massen – nur Zuschauer sein können.

9. Little Big Men

Ich hatte schon lange Lust gehabt, in einem Kindergarten zu arbeiten. Die deutsche Studentenbewegung hat ihre eigenen antiautoritären Kindergärten hervorgebracht, die von den Stadtverwaltungen mehr oder weniger unterstützt wurden. Ich habe mich dann 1972 beim Kindergarten der Frankfurter Universität beworben, der in Selbstverwaltung der Eltern ist und vom Studentenwerk und der Stadt unterstützt wird.
Meine Entscheidung, mich mit Kindern zu befassen, hat Überraschung ausgelöst. Ich habe lange Diskussionen mit den Eltern geführt, die zum Teil Linke, zum Teil Linksliberale waren. Sie wollten meine Motive kennenlernen. Ich habe ihnen gesagt, daß die Bedürfnisse der Kinder bei den Linksradikalen immer vernachlässigt worden sind. In Deutschland haben viele Genossen Kinder. Aber in der Regel haben sie sie schon gehabt, bevor sie in eine politische Gruppe eingetreten sind. Danach haben sie sich nicht mehr getraut, Kinder zu bekommen, weil sie Angst haben, daß sie ihre politische Arbeit behindern. Das ist ein Vorwand. Denn in Wirklichkeit denken viele Genossen immer noch, daß die Kinder in den kollektiven Wohnungen vernachlässigt werden. Keiner spricht dies offen aus, aber sie haben nur mit einem Rest von schlechtem Gewissen darauf verzichtet, eine Familie zu gründen; dies drückt sich in der Weigerung aus, Kinder zu haben.
Die Eltern haben mich als Bezugsperson akzeptiert. Ich habe in diesem Kindergarten zwei Jahre lang gearbeitet. Dort waren Kinder zwischen zwei und fünf Jahren – eine fantastische Erfahrung. Wenn wir ein bißchen offen sind, können uns die Kinder sehr helfen, unsere eigenen Reaktionen zu verstehen. Sie haben eine große Fähigkeit, zu erfassen, was bei den Großen vor sich geht: wenn etwas nicht stimmt, fällt es ihnen sofort auf. Sie sind ständig bereit zu provozieren. Wir waren antiautoritär in dem Sinne, daß wir wirklich versucht haben, von den Bedürfnissen der Kinder auszugehen, ohne in ein Laissez-faire zu verfallen: wenn sie sich langweilten, haben wir ihnen einmal Spiele vorgeschlagen, ein andermal kleine Unterhaltungen, und manchmal haben wir sie sich ganz einfach langweilen lassen. Wir haben zum Beispiel Situationen geschaffen, in denen die Kinder selbst entschieden haben, ob sie mit uns oder alleine spie-

len wollten.
Anfangs war ich voll Energie. Ich habe ungeheuer viel gespielt, habe mich mit den Kindern rumgeprügelt, kurz, ich habe mich vollständig mit ihnen identifiziert. Dann habe ich erkannt, daß ich das Bedürfnis hatte, unbedingt von ihnen akzeptiert zu werden. Ich wollte, daß die Kinder mich gern haben, und ich habe alles getan, daß sie von mir abhängig wurden. Ich glaube, daß alle Erwachsenen dieses Problem mit Kindern haben. Wenn antiautoritäre Erziehung heißen soll, die Kinder alles machen lassen, was sie wollen, dann bin ich dagegen. Das würde heißen, daß die Großen den Kindern nichts beizubringen haben, und umgekehrt. Das ist absurd. Im Gegenteil – wir sollten die wunderbare Gelegenheit ergreifen, die in der Konfrontation mit Kindern liegt, uns mit uns selbst und unserem banalen Erwachsensein auseinanderzusetzen. In einer Gesellschaft wie der unsrigen haben die Erwachsenen die Tendenz, die Kinder in Abhängigkeit zu halten, nur um die elterliche Autorität und den Respekt vor der Ordnung zu stärken. Wir können diesen Prozeß nur umkehren, wenn wir uns dessen bewußt sind. Bei den Kindern ist mir bewußt geworden, daß dieses Bedürfnis, den anderen von mir abhängig zu machen, tatsächlich in allen meinen Beziehungen vorhanden ist.
Mein ständiger Flirt mit allen Kindern nahm bald erotische Züge an. Ich konnte richtig fühlen, wie die kleinen Mädchen von fünf Jahren schon gelernt hatten, mich anzumachen. Es ist kaum zu glauben. Meist war ich ziemlich entwaffnet. Es waren alles Kinder von Intellektuellen, von Studenten, also von Leuten, die viel gelesen haben. Die Kinder hatten eine Fähigkeit, sich überlegt auszudrücken, was auf Kosten einer gewissen emotionalen Ausdrucksfähigkeit ging. Die Eltern hatten mit der ‚Rohrstockerziehung' gebrochen, sie erklärten den Kindern alles: jede einzelne Handlung wurde nach dem ‚warum' befragt. Das ist zwar richtig, aber wenn sie von zu Hause weggingen, hatten die Kinder überhaupt keine Lust mehr, sich irgendetwas erklären zu lassen. Ich erinnere mich an einen Jungen, der mir, als wir uns eine Burg ansahen, mit sechs Jahren erklärte, wer die Römer waren und von der historischen Epoche ihrer Eroberungen erzählte, der aber unter einem Mangel an Zärtlichkeit litt, so daß er sich auch selbst nicht emotional ausdrücken konnte. Er erwartete, daß wir ihm nicht einfach distanziert die Sachen erklären, sondern ihm spontan zeigen, was wir selbst fühlen. Ich habe deshalb versucht, für jedes Kind adäquate Antworten zu finden. Die meisten von ihnen lebten im traditionellen Familienzusammenhang und wollten sich im Kindergarten austoben. Montags war die Hölle los. Sie schlugen um sich und zerbrachen alles, nachdem sie den Sonntag in der Familie verbracht hatten. Es gab auch so etwas wie besondere Fälle. Ich erinnere mich an einen Jungen, der regelrechte sadistische Kri-

sen hatte. Er geriet außer sich und schlug die anderen mit dem Hammer. Er brachte Tiere um, er schnitt einem Meerschweinchen die Pfote ab. Einmal hat er beim Spielen im Sand einen anderen Jungen vollständig begraben. Er hatte große Probleme mit seinen Eltern. Bis zum Alter von drei Jahren hatte er bei seiner Großmutter gewohnt und glaubte, daß seine Eltern ihn nicht haben wollten. Sein Vater war Sozialdemokrat und machte Politik. Er wolte von dem Kind nicht gestört werden. Als er den Jungen eines Tages abholen wollte, hängte sich dieser an mich und schrie: „Du bist mein Papa, Dany, ich will keinen anderen haben!" Mit einer solchen Situation wird man schlecht fertig. Ich war mit meinem Latein am Ende, ich mußte das Kind zurückweisen und meine Beziehung zu ihm abbrechen. Anderenfalls wäre es zwischen zwei Beziehungen hin- und hergerissen worden, die einander ausschließen.

Im Kindergarten muß man sich vollständig hingeben können. Anfangs habe ich regelrecht full-time gearbeitet. Acht Stunden im Kindergarten und vier bis fünf Stunden politische Arbeit. Ich habe diesen Rhythmus nicht durchhalten können, und nach einem Jahr habe ich nur noch halbtags gearbeitet.

Ich habe schnell einiges von der Psychologie der Kinder kapiert. Diese linken Versuche, Kinderbücher zu schreiben, wo erklärt wird was ein Streik ist, wer die Kapitalisten und die Arbeiter sind, kurz wie die Gesellschaft ist, scheinen mir jetzt alle abwegig und irreal zu sein. Ein wirkliches Problem dagegen war die Beziehung von Jungen und Mädchen. Die Mädchen haben sich sehr früh mit ihrer weiblichen, und die Jungen mit ihrer männlichen Rolle identifiziert. Wir haben versucht, dieses Problem in Spielen, in Gesprächen und beim Theaterspiel anzuschneiden. Wir haben den Mädchen geholfen, sich neu zu gruppieren und sich von den Jungen nicht spalten zu lassen.

Ich erinnere mich an eine Nacht, in der wir alle im Kindergarten schlafen mußten. Schon um vier Uhr nachmittags haben die Kinder die Schlafanzüge angezogen, und bis zehn Uhr abends ging alles drunter und drüber. Sie wollten, daß ich ihnen eine Geschichte erzähle: „Es war einmal ein großes Indianerlager mit Büffeln. Die Indianer haben in Zelten gehaust. Die Männer haben gejagt, und die Frauen sind auch auf die Jagd gegangen. Also sind die kleinen Indianer tagsüber in einem Kindergarten gewesen. Eines Tages haben sie beschlossen, über nach dort zu bleiben. Am Abend sind sie nicht nach Hause gegangen und haben den Kindergarten eingerichtet, um dort zu schlafen. Schon um vier Uhr waren sie alle ausgezogen ..." Eines meiner Kinder sagte: „Aber Du erzählst uns ja unsere Geschichte!" Und die anderen haben gerufen: „Erzähl weiter, weiter!" So erzählte ich weiter: „Um vier Uhr wollten die Kinder ein Fest feiern", und ein Kind

fährt fort: „Ja, und sie haben Kerzen angezündet, um das Zelt zu verbrennen", usw. Bei dieser Erzählung kamen wir dazu uns zu fragen, warum die Kinder so aufgeregt waren. „Wir wollen hinausgehen, schnell" haben sie gesagt. Dann habe ich erzählt, daß die kleinen Indianer – denen ich lustige Namen gegeben hatte, einer hieß „Roter Popo", ein anderer „Grüner Pfeil", der dritte „Hängende Zunge" – hinausgegangen sind, um sich nachts im Wald zu verstecken. Und auf einmal hat die Person, die auf sie aufpassen sollte, gemerkt, daß sie verschwunden waren und das ganze Dorf aufgeweckt. Die Eltern haben sie verzweifelt gesucht: „Wo seid ihr denn? " Aber keiner hat die Kinder gesehen, die sich in den Bäumen versteckt hatten. Die Eltern sind sehr traurig zurückgekommen, weil sie ihre Kinder nicht gefunden haben. Und die Kinder sind auch zurückgekommen, in den Kindergarten, wo sie ruhig eingeschlafen sind. Am nächsten Morgen sind die Eltern traurig im Kindergarten angekommen und haben gefragt: „Wo seid ihr denn heute nacht gewesen? " Und die Kinder haben gelacht: „Wir sind überhaupt nicht weggewesen." Da haben sich die Eltern gefragt, ob sie nicht etwa verrückt geworden sind.

Kurzum, das war das Gegenteil von der Geschichte, die den Kindern weismachen will, daß es gefährlich ist, nachts auszugehen.

Diese Geschichte von den Indianerkindern habe ich in zwei Jahren fünfzigmal wieder erzählen und abändern müssen. Sie haben sie mir ständig wieder abverlangt, weil sie sich mit den kleinen Indianern identifizieren wollten, um die Gesellschaft nicht einfach so zu erleben, wie sie sie wahrgenommen haben. Kinder identifizieren sich gerne mit anderen Kindern. Während die Erzählungen aus der Fabrik, von Arbeitern mit starken Armen und vom Volk auf der Straße nichts anderes sind als sozialistischer Realismus, der niemanden zum Träumen anregt.

Ich habe versucht, auf die Wünsche der Kinder einzugehen, ohne dabei opportunistisch zu werden. Ich habe niemals Geschichten von siegreichen Cowboys erzählt. Was ich ihnen vom Leben der Indianer erzählt habe, stand im Gegensatz zu dem, was sie im Fernsehen gesehen haben. Wenn einer von ihnen sagte: „Ich bin Cowboy. Ich bringe alle Indianer um", dann haben sich die anderen geärgert. Sie haben das Indianerleben – den Fischfang, mit dem Kanu den Fluß hinabfahren, das Reiten – so sehr geliebt, daß sie immer Partei für die Indianer ergriffen haben.

Ich wollte schon immer mal ein Kinderbuch machen. Meiner Ansicht nach müßte es eine Traumgeschichte sein, die aber zugleich Realität ist. Zum Beispiel:

Ein Kind aus unserer Gruppe wohnte in einem besetzten Haus. Im Haus gab es für die Kleinen einen Kindergarten. Wir haben den Kindern gesagt, daß wir diesen Kindergarten besuchen wollten, und anschließend würden wir

eine Demonstration machen. So haben wir auf dem Trottoir eine kleine Demo gemacht, um unsere Solidarität mit den Kindern in dem besetzten Haus auszudrücken. Sie haben dieses Haus sehr gern gehabt, weil einer von ihnen dort gewohnt hat. Am Tag nach der Räumung des Hauses sind wir mit den Kindern hingegangen, um zu sehen, wie es abgerissen wird. Zuerst waren sie von der riesigen Maschine fasziniert, die das Haus zerstörte, dann aber sehr traurig darüber, daß das Haus ihres Spielkameraden demoliert wurde und daß er nun kein Zuhause mehr hatte. Dann haben wir im Kindergarten ein Lied über die Spekulation gesungen (27).
Konflikte mit den Eltern blieben nicht aus. Einige Kinder haben ihren Eltern oft beim Vögeln zugesehen. Eines Abends hat ein kleines Mädchen seine Freundin zu Hause besucht und sie gefragt: „Willst du mit mir vögeln? " Und sie hat vom Bumsen, Vögeln usw. gesprochen. Daraufhin sind die Eltern der Freundin, praktizierende Katholiken, gekommen um sich zu beschweren; sie waren aufs Äußerste schockiert. Es ist mir mehrmals passiert, daß einige Kinder meinen Hosenlatz geöffnet und angefangen haben, mich zu streicheln. Ich habe je nach den Umständen unterschiedlich reagiert, aber ihr Wunsch stellte mich vor Probleme. Ich habe sie gefragt: „Warum spielt ihr nicht untereinander, warum habt ihr mich ausgewählt und nicht andere Kinder? " Aber wenn sie darauf bestanden, habe ich sie dennoch gestreichelt. Da hat man mich der ‚Perversion' beschuldigt. Unter Bezug auf den Erlaß gegen „Extremisten im Staatsdienst" gab es eine Anfrage an die Stadtverordnetenversammlung, ob ich von der Stadtverwaltung bezahlt würde. Ich hatte glücklicherweise einen direkten Vertrag mit der Elternvereinigung, sonst wäre ich entlassen worden. Als Extremist hatte ich nicht das Recht, Kinder zu betreuen. Das wäre zu gefährlich. Mit dem Verbot, Unterrichtsfunktionen auszuüben, werden Linksradikale, Kommunisten und manchmal sogar linke Sozialdemokraten getroffen.
Nach und nach, nach anderthalb Jahren, ist mir die Arbeit im Kindergarten lästig geworden. Lange Zeit hatte ich mich mit den Kindern identifiziert. Aber ab einem bestimmten Punkt haben die Probleme der Kinder angefangen, mich nicht mehr zu interessieren. Diese Kinder kamen aus einem sozialen Milieu, das letzten Endes uninteressant ist. Es war weder ein normaler Kindergarten, noch konnte man weitertreibende Erfahrungen machen. Wenn es wenigstens ausschließlich Kinder aus Wohngemeinschaften gewesen wären, hätte man testen können, was die Zerstörung von Eigentumswünschen, von Individualismus usw. wirklich heißt. Aber hier wurde im Kindergarten versucht, kollektive Erfahrung zu entwickeln, andererseits sind die Kinder jeden Abend in ihre ‚Vater-Mutter-Kind'-Familie zurückgekehrt. Die meisten waren Einzelkinder, und bei ihnen hieß es: „Das ist *mein* Zimmer, das sind *meine* Bücher, dies sind *deine* Spielsachen." Das

war ziemlich enttäuschend. Aber der Grund, warum ich endgültig aus dem Kindergarten ausgeschieden bin, ist folgender.
Nahe der Universität gab es ein von Türken besetztes Haus. Zehn Familien mit einer unglaublichen Zahl von Kindern. Dreißig oder 40 von diesen Kindern sind in den Kindergarten gekommen, um zu schaukeln und Feuer zu machen. Oh, sie haben ein großes Feuer gemacht, in einem Loch mit altem Papier, das sie in der Universität aufgesammelt hatten. Für die Kinder war das ein großes Fest. Dieses Schauspiel hat offensichtlich auch die Kinder aus der Umgebung angezogen. Diese türkischen Kinder waren zehn oder zwölf Jahre alt. Sie haben alles kaputtgemacht, die anderen waren ihnen egal, sie haben alles gegessen, alles auf die Erde geworfen, die Malstifte zerbrochen. Sie hatten solche Sachen noch nie gesehen, weil sie selber nichts besaßen. Bald hatten sie den Kindergarten vollständig besetzt, und wir waren gezwungen, sie wegzuschicken, weil die Kleineren Angst vor ihnen hatten. Moralisch hatte ich eher die Tendenz, diese türkischen Kinder zu verteidigen, die überall zurückgestoßen wurden, aber ich konnte ihnen nicht erlauben, dazubleiben. An diesem Punkt habe ich mit dem Kindergarten gebrochen. Ich habe mich gefragt – und andere übrigens auch – was es nützt, wenn man in einem solchen Kindergarten arbeitet. Auf Grund dieses Konflikts sind wir im Kindergarten den Kindern nähergekommen, die am wenigsten integriert waren, die die größten psychischen Probleme hatten. Diejenigen zum Beispiel die lange bei ihren Großeltern waren. Ich erinnere mich an einen von ihnen, der eine Woche lang wir ein Roboter im Hof herummarschiert ist und geschrien hat: „Ich will nach Hause. Was soll ich denn hier? " Er hatte große Angst vor den anderen Kindern, und diese Angst hat er überwunden, indem er sie angegriffen hat. Er hat mit Steinen, ja mit Messern nach uns geworfen. Selbst wenn wir mit dieser Art Kinder autoritär umgingen, haben wir uns spontan mit ihren Schwierigkeiten identifiziert. Wir hatten einen ziemlich starken emotionalen Bezug zu ihnen, während wir uns bei anderen, die nicht so große Probleme hatten, gesagt haben: wenn sie mal weinen, ist das nicht so schlimm das geht vorüber.
Ich habe also nach zwei Jahren aufgehört. In Italien bin ich für die Genossen von ‚Lotta Continua' ein verantwortlicher Funktionär der Frankfurter Gruppe ‚Revolutionärer Kampf' gewesen. Sie haben erwartet, daß ich ganztags in unserer Zeitung oder in der Organisation arbeite. Aber ich habe ihnen gesagt: „Ich arbeite in einem Kindergarten", was sie nie so recht verstanden haben. Hat man je Krivine oder Victor in einem Kindergarten arbeiten sehen? (Wenn ich sage, daß ich für eine politische Organisation bin, dann heißt das nicht, daß ich für Funktionäre bin ...).
Für mich ist diese Erfahrung sehr wichtig gewesen. Ich glaube, als Linksra-

dikaler, das heißt wenn man auf ganz bestimmte Weise linksradikal ist, bleibt man viel länger jung. In einer traditionellen Organisation sieht man die aktiven Mitglieder alt werden; mit 30 Jahren ist die Erfahrung und das Gewicht der Jahre zu spüren.

Am ersten Sonntag, als es in Deutschland wegen der Benzinknappheit verboten war, mit dem Auto zu fahren, sind wir auf die Hauptwache im Zentrum von Frankfurt Fußballspielen gegangen. Danach mußte ich wegen dieser Geschichte vors Gericht. Ein Bulle, der in diesem Prozeß als Zeuge gegen mich auftrat, hat gesagt: „Es ist unglaublich! Er ist 30 Jahre alt und hat sich wie ein Kind aufgeführt: er ist herumgetanzt, hat Luftsprünge gemacht, und dann haben sie Ringelreihen getanzt. Ein Erwachsener hätte so etwas nie gemacht." Ich war wie ein kleines Kind, das sich auf der Straße schlecht benimmt. Das hat mir Spaß gemacht.

Wieder ein Kind zu sein – das habe ich im Kindergarten realisiert. Ich erinnere mich, daß wir auf dem ganzen Universitätsgelände Indianer gespielt haben. Das war ein großer Spaß.

In der Universität haben die Kinder manchmal um Geld gebettelt. Sie hatten schnell kapiert, daß die Leute den Kindern gegenüber ein schlechtes Gewissen hatten, vor allem wenn sie einen auf klein und süß machten. Sie beobachteten eine Weile die Türkenkinder und hatten es schnell raus. Ein Kind hat zu mir gesagt: „Die Studenten geben ihnen Geld, weil sie wissen, daß die Türken kaum was haben." Die Kleinen aus dem Kindergarten haben sie nachgemacht. Sie bettelten: „Wir wollen ein Eis kaufen." Und in zwei Stunden hatten sie fünf oder sechs Mark gesammelt. Sie stürzten sich dann auf das Café an der Ecke, um sich Eis oder Kuchen zu kaufen. Die Eltern haben uns aufgefordert, diese Bettelei zu verbieten. Aber hier gibt es einen Widerspruch: wie kann man den Kindern vorwerfen, daß sie dem Geld einen Wert beimessen, wenn sie in einer kapitalistischen Gesellschaft leben?

Die Kinder haben sehr deutlich gemerkt, daß sie Geld brauchten, um zu bekommen, was sie wollten. Weil sie nicht arbeiten konnten, warum sollten sie dann nicht die Leute fragen, ob sie ihnen Geld geben? Außerdem hatte die Sache Erfolg. Ich erinnere mich, daß Kinder während einer Vorlesung in einen Hörsaal gegangen sind und gesagt haben: „Wir gehen gleich wieder, aber erst wollen wir Geld haben!" Der Professor hat gesagt: „Ich habe keins." Da haben sie gesagt: „Du lügst! Und dann, die Leute hier haben alle sicher genug Geld."

Die Diskussion mit den Eltern über dieses Thema waren immer frustrierend. Wir haben zu den Eltern gesagt: „Dies ist das Ergebnis Eurer Beziehungen zu den Kindern. An Weihnachten werden sie mit Geschenken überhäuft, und die meisten kommen zu ihren Großeltern, wo sie zu sehr

verwöhnt werden. Das ist das Problem, versucht nicht, es auf dem Rücken der Kinder auszutragen. Sie machen dasselbe wie ihr."
In Frankfurt gibt es städtische Kindergärten, die von der antiautoritären Bewegung stark beeinflußt worden sind. Sie sind vor zwei Jahren, gerade vor den Wahlen, gegründet worden. Eine große Offensive: endlich neue Erziehungsformen! Inzwischen hat die Stadtverwaltung den Rückzug angetreten. Sie versucht die Kindergärten in den Griff zu bekommen, weil die Linksradikalen, die dort arbeiten, gleichen Lohn fordern, und mehr Erzieher für weniger Kinder usw. Das stört sie. Ich erinnere mich an Konflikte mit den Sozialdemokraten und mit Marxisten-Leninisten, die zu mir gesagt haben: „Was ihr machen wollt, ist asozial und elitär, es gibt eine Menge Kinder, die in keinen Kindergarten reinkommen." Die Genossen haben geantwortet: „Wir wollen nicht mehr als 70 bis 80 Kinder in einem Kindergarten. Ihr müßt noch 30 Kindergärten bauen." Dahinter stecken in der Tat bestimmte Erziehungsvorstellungen: ab einer bestimmten Anzahl können sich die Kinder nicht mehr ausdrücken. Es ist wie in einer Schulklasse. Für die Traditionalisten, seien es nun die Marxisten-Leninisten, die Kommunistische Partei oder die Sozialdemokraten, ist dies ein ökonomisches Problem. Der Inhalt der Erziehung spielt für sie kaum eine Rolle. Sie sind gegen die antiautoritäre Erziehung, weil wir in einer Konkurrenzgesellschaft leben, in der die Kinder lernen müssen, sich durchzusetzen.
Ich hätte gerne mit älteren Kindern gearbeitet. Ich glaube, daß es in einer sozialistischen und multidimensionalen Gesellschaft keine Lehrer mehr geben wird. Man muß mit den Spezialisten und Spezialisierungen brechen. Wer mit Erziehungsaufgaben betraut ist müßte eine zeitlang mit kleinen Kindern, dann mit Jugendlichen, dann mit Erwachsenen arbeiten – mit Kindern desselben Alters kann man nicht länger als zwei Jahre erfinderisch sein. Nach dem Kindergarten hätte ich mit Vierzehnjährigen arbeiten wollen, dann mit kleineren von neun Jahren, dann vielleicht mit Jugendlichen. Auf diese Weise wäre ich mit immer neuen Problemen konfrontiert worden, und ich hätte meine schöpferischen und initiativen Fähigkeiten entwickeln können. Wenn Du 20 Jahre im Kindergarten arbeitest, wirst Du zum Automaten. Das wird den Kindern keineswegs gerecht. Die Kinder brauchen Zuneigung, aber ich habe nach zwei Jahren alles nur noch mit Routine gemacht.
Altern heißt für mich, daß man sich die Probleme auf technische Art stellt, daß man sich aufs Überleben konzentriert. Als ich im Kindergarten arbeitete, habe ich die Probleme meiner Vergangenheit neu durchleben müssen – eine sehr analytische Situation. Vielleicht habe ich, als ich mit den Kindern gelebt habe, zu finden versucht, was ich in meiner eigenen Kindheit nicht erlebt habe.

Die Kinder in meiner Wohngemeinschaft empfinden es als Mangel, daß sie sich nicht auf Papa und Mama beziehen können. Aber zugleich sind sie stolz auf ihre Freiheit. Sie können in dieser riesigen Wohnung spielen, und sie haben ihr Zimmer, wo sie alles machen können, was sie wollen. Wenn sie erst einmal andere Kinder mit hergebracht haben und ihnen gezeigt haben, wie sie leben, dann haben sie gewonnen. Aber das Problem in den Wohngemeinschaften ist, daß es nicht genug Kinder gibt, und daß auch deren Leben ein wenig nach den Erwachsenen eingerichtet ist. Sie können sich selbst kein gemeinschaftliches Leben entwickeln. Ein kleines Mädchen von sechs Jahren, das mit uns zusammenwohnt, hat in seinen drei ersten Jahren mit seinen Eltern in einer Zweizimmerwohnung gelebt. Die Eltern haben sich getrennt, aber das Kind sehnt sich manchmal nach dieser „idyllischen" Situation zurück. Das kommt vom Einfluß der Schule, wo die anderen alle Papa und Mama haben. Aber von einem bin ich überzeugt, was auch immer aus den Kindern in den Wohngemeinschaften wird, es wird nicht schlechter sein als das, was aus uns in der Familie geworden ist, wenn man davon ausgeht, daß die familiären Situationen oft entsetzlich sind.

In Frankreich hat man den Eindruck, daß die Linksradikalen keine Kinder haben. Zumindest sieht man keine in den Versammlungen, und das Problem der Kinder geht nicht in die Diskussionen über die politische Arbeit und die Probleme des täglichen Lebens ein. Dagegen hoffen einige Linksradikale in Deutschland, daß sie von den Kindern etwas lernen können. Die antiautoritäre Bewegung hat in Deutschland am stärksten in der Kindererziehung eingeschlagen. Die Kommunebewegung war mit der Entstehung der antiautoritären Kinderläden verbunden. Reich und Marx waren die theoretischen Grundpfeiler der Bewegung in Deutschland. Weniger Freud, denn Freud hat die Sexualität objektiv untersucht, während Reich den Kampf für die Sexualität verkörpert, vor allem für die Sexualität der Jugendlichen. Eines der Probleme im Kindergarten war, daß die Liberalen die Existenz der Sexualität allenfalls anerkannten, während wir versucht haben, sie zu entwickeln und uns so zu verhalten, daß es den Kindern möglich war, ihre Sexualität zu verwirklichen.

10. Morgen, morgen, nur nicht heute, sagen alle Leninisten ...

Wenn wir die Veränderung der Gesellschaft wollen, dann müssen wir jetzt schon anfangen, etwas zu verändern. Dieses „etwas" waren in Deutschland zunächst die Verkehrsformen im alltäglichen Leben. Daher die zahlreichen Wohngemeinschaften und das, was man hier das linke Gegenmilieu nennt: die Scene. Die Verkehrsformen ändern, was heißt das? Eine Gruppe, ein Kollektiv, eine Zelle diskutiert im allgemeinen auf ihren Sitzungen über ihre politischen Intervention auf einer Versammlung, über eine Aktion im Stadtteil, über eine revolutionäre Strategie. Aber alles was sich im täglichen Leben abspielt, die Probleme, die sich bei der Arbeit und in den Beziehungen stellen, werden selten kollektiv diskutiert. Als ob es sich dabei um zweitrangige Probleme handeln würde. Das Scheitern der politischen Gruppen, die sich rühmen, die ‚idealen Kämpfer' im Dienste des Volkes zu sein, zeigt, daß es eine Revolution nur auf Grund von lebendigen Bedürfnissen geben wird. Das heißt, daß es eine Chance gibt, die Einsamkeit und die Verzweiflung zu überwinden, wenn man die täglichen Probleme als gesellschaftliches und nicht-individuelle Probleme analysiert. Andernfalls besteht ständig die Gefahr, daß diejenigen, die viele Jahre ihres Lebens der politischen Arbeit ‚geopfert' haben, wenn sie im Laufe der Zeit gewahr werden, daß ihr Opfer nicht unmittelbar Früchte getragen hat, müde werden und in ihrer Verzweiflung gerade in die Strukturen zurückfallen, aus denen sie ausbrechen wollten. All die autoritären Verhaltensweisen eines Genossen, seine Überheblichkeit Frauen gegenüber, sein Unverständnis für Rückzugstendenzen, seine Gruppen-Paranoia müssen als zentralpolitische Probleme diskutiert werden.

Der Versuch, über Dinge zu reden, die man in dieser Gesellschaft gewöhnlich nicht kollektiv problematisiert, die in den Familien immer verdrängt wurden, und die dennoch die Individuen prägen – das war der Anfang der antiautoritären Bewegung in Deutschland.

Es ist die strukturelle Besonderheit der deutschen Gesellschaft, daß sie aus dem Faschismus entstanden ist. Während des Krieges und in der Zeit des Wiederaufbaus der Bundesrepublik unter antikommunistischen Vorzeichen nach dem Krieg ist das proletarische politische Milieu zerstört worden. Was an sozialem Milieu blieb, war vollständig integriert. Als sich wie-

der eine neue linksradikale Bewegung entwickelte, war sie von Anfang an isoliert und hatte keine Möglichkeit, sich zu erweitern. In Deutschland sind die Linksradikalen Außenseiter. Weil der Faschismus „von außen" und nicht „von innen" zerschlagen worden ist, gibt es noch ideologische Restbestände faschistischer Mentalität. Die Sündenböcke sind heute nicht mehr die Juden, sondern die Linken. Hier leben heißt also, mit dem Faschismus leben zu lernen. Die offizielle Gesellschaft ist noch immer mit den Muttermalen dieser Vergangenheit behaftet. Das deutsche Volk kann sich weder mit seiner faschistischen Vergangenheit, noch mit seinen „Befreiern" identifizieren, die für die Bombardierung aller deutschen Städte verantwortlich sind. Selbst wenn die Deutschen heute den Faschismus leugnen, so können sie sich doch nicht selbst verleugnen – ihre Vergangenheit wiegt schwer. Nach dem Krieg hatten sie das Bedürfnis, wieder eine anerkannte und aufstrebende Nation zu werden. Es mußte daher eine kollektive Identität entwickelt werden, in der das Neue mit dem Alten verbunden wurde. Hinzukommt, daß die deutsche Gesellschaft ihre Rolle als Vorposten der westlichen Welt vollständig verinnerlich hat. Die kollektive Identität war zum großen Teil die antikommunistische Ideologie, die ihrerseits vom Faschismus geerbt wurde. Berlin – das Schaufenster Europas, Westdeutschland – das erste Bollwerk gegen die bolschewistischen Horden. In diesem Klima des kalten Krieges hatte der Widerspruch keinen Platz mehr. Die deutsche Wertarbeit, die „know how", Organisation, Produktion, Arbeit und Sauberkeit, das sind die Ideale der fünfziger Jahre. Eine solche Gesellschaft, die auf dem Nationalstolz basiert, drängt die an den Rand, die sie ablehnen. Im Gegensatz dazu sind die proletarischen Schichten in Italien einer revolutionären Bewegung zugänglich, ebenso die Intellektuellen. Nehmen wir Frankreich als Beispiel. Die französische Geisteshaltung erlaubt es, sich mit der Revolution auseinanderzusetzen. Über die Revolution nachdenken, ist in Frankreich nichts Abwegiges. Es hat die Französische Revolution gegeben, und seitdem gibt es eine ständige und ununterbrochene Diskussion, ob die Revolution notwendig ist oder nicht. Eine intellektuelle Schicht, ja sogar eine Schicht der Gesellschaft hat sich das Problem der Revolution gestellt. Das gibt es in Deutschland nicht mehr.

Die neue revolutionäre Bewegung ist daher gezwungen gewesen, sich eigene Lebensformen zu schaffen und ein Gegenmilieu zu entwickeln. Das war ihre einzige Möglichkeit zu überleben. Zugleich mit seiner Entwicklung hat dieses Gegenmilieu neue Inhalte und neue Lebensformen gefunden. Das hat es der deutschen Bewegung erlaubt, mit einer viel größeren Radikalität als die italienische und die französische Bewegung an die Probleme heranzugehen. Nach dem Zweiten Weltkrieg ist Deutschland mit ungeheurem Kapitalaufwand wiedererstarkt. Die vom Kapital aufoktroyierte Lebens-

weise (der Konsum, eine bestimmte Form von Freizeit usw.), all dies hat sich ungeheuer schnell entwickelt, wenn man von dem Nichts ausgeht, das nach dem Krieg existiert hat. Die soziale Bewegung, die diese Aspekte kritisiert hat, ist sogleich mit dem Problem ihrer Selbstorganisation konfrontiert worden, weil zwischen der sozialen Realität und dieser Kritik der kapitalistischen Gesellschaft kein Übergang möglich war.
Zum Beispiel gibt es in Frankfurt weder die populären Bistrots noch Stadtviertel wie Belleville. So fühlt man sich viel mehr isoliert, nicht nur als Revolutionär sondern ganz einfach als Individuum. Überall ist man eingepfercht. Für eine revolutionäre Bewegung, die sich nicht nur die traditionellen Probleme des Klassenkampfs stellt, sondern sich auch mit Problemen beschäftigt, die mit der individuellen Emanzipation, der Sexualität, der eigenen Interessenartikulation oder auch mit dem Städtebau zusammenhängen – für sie gibt es keinen öffentlichen Treffpunkt, um darüber zu reden, wie zum Beispiel die Piazza in Italien. Wenn man als Individuum mit einem bestimmten Bewußtsein existieren will, ist man gezwungen, sich eigene Strukturen zu schaffen. Hier in Frankfurt leben nicht nur die Revolutionäre in diesem Gegenmilieu, sondern eine ganze soziale Schicht, die viel größer und nicht einmal mehr jung ist. In Deutschland gibt es Zehntausende, die in Wohngemeinschaften leben, mindestens 20 000 in Berlin, und mehrere tausend in Frankfurt.
Die Leute kommen durch ihre Lebensweise zusammen und es entsteht so etwas wie eine neue soziale Struktur. Dies sind nicht nur die Kneipen. Es gibt auch Boutiquen, wo Kleider getauscht werden, oder solche, wo sie Kinderkleider für eine Kleinigkeit wiederverkaufen. Solche Läden müssen in allen Stadtteilen entwickelt werden. Wenn wir die Konsumgesellschaft kritisieren, dann liegt es auf der Hand, daß die Kinderkleider, die nur ein Jahr getragen worden sind, wieder benutzt werden müßten. Beim direkten Austausch werden neue Beziehungen geschaffen, bei denen die Leute zum Gebrauchswert zurückfinden. Die Kleider hören auf, Statussymbol zu sein, und bekommen ihren wahren Wert zurück. Und auf der Grundlage dieses Gebrauchswerts kann man einen Gegenmarkt entwickeln. Berlin ist eine isolierte Stadt, außerhalb der Bundesrepublik, eine unnütze Stadt, ein künstlich unterhaltenes Schaufenster des Kapitalismus. So wie die ganze Stadt künstlich ist, so auch ein Teil der Bewegung. Es gibt eine große Universität und viele Institute, also viele Linke. Aber die Unterdrükkung dieser Linken ist viel schärfer, denn rundherum ist die DDR. In Kreuzberg, einem Berliner Arbeiterviertel, dessen Bewohner zumeist Emigranten sind, können die Linksradikalen sozialen Einfluß gewinnen: es gibt eine Volksklinik und Jugendhäuser, alles auf Initiative der Linken. Die gleiche Erfahrung hätte in der Bundesrepublik viel eher verallgemei-

nert werden können, aber eine Bewegung, die sich in Berlin entwickelt, bleibt innerhalb der Berliner Mauer eingeschlossen.
Das Gegenmilieu ist die Bedingung für neue Kommunikationsformen. In diesem Gegenmilieu sind die zahlreichen Wohngemeinschaften Ausdruck des radikalen Versuchs, die Intimität und die privatistische Geheimnistuerei zu zerstören.
Der Aufstand gegen den Konsum ist schon 1967-1968 in den ersten Berliner Kommunen praktiziert worden. Sie hatten keine Türen zwischen den Zimmern und gemeinsame Kleiderschränke. Auf die Dauer war das nicht zu machen. Die radikale Änderung, die die ersten Kommunen vorgeschlagen haben („wir sind alle zusammen, wir schlafen zusammen, es darf keine individuellen Restbestände mehr geben, es gibt nur noch die Kollektivität"), war unerträglich, denn man kann nicht ungestraft von einem Extrem ins andere fallen. Diese Radikalität hat die Identität der Genossen, die in diesen Kommunen gewohnt haben, zerstört. Danach waren alle völlig kaputt. Heute findet man sie als Marxisten-Leninisten wieder, oder als Mitglieder der Roten-Armee-Fraktion, als Pop-Anhänger oder Schüler von Hare Krischna. Und dennoch sind diese ersten Kommunen das Modell für die tausenden von Gemeinschaftswohnungen gewesen, die es heute gibt.
Wie läuft es nun eigentlich in den Wohngemeinschaften? Zunächst stellen sie einen Versuch dar, das tägliche Leben zu kollektivieren und zu organisieren, und was dazugehört, einen minimalen Anfang, den Individualismus und das persönliche Eigentumsbedürfnis in Frage zu stellen. Wenn man gemeinsam lebt stellt sich zum Beispiel das Problem, das Geld zu kollektivieren. Ein wichtiges Problem, das heute noch nicht vollständig gelöst ist. Nichtsdestoweniger legt jeder Genosse darüber Rechenschaft ab, was er verdient und was er in die gemeinsame Kasse tut. Weil nicht jeder gleich viel verdient, muß nach den Einkünften ausgeglichen werden. Keiner kann über die Verwendung seines Geldes allein entscheiden. Das Kollektiv kontrolliert die Ausgaben für die Freizeit, es kontrolliert den Lebensstil. Eine sehr positive Kontrolle, denn jeder müßte sich jedesmal die Frage stellen: warum will ich dies oder jenes haben, eine Stereo-Anlage, viele Bücher, teure Kleider usw.?
Was das Geld angeht, so sind die Wohngemeinschaften noch im Anfangsstadium. Ich glaube, daß der große Sprung in den Wohngemeinschaften geschafft ist, wenn die Kollektivierung des Besitzes tatsächlich realisiert wird. Es gibt bereits Wohngemeinschaften, die so leben. Aber das sind Ausnahmen. In einigen Wohngemeinschaften benutzen und verwalten die Genossen schon jahrelang alles gemeinsam. Wenn wir das Leben ändern wollen, dann heißt das auch, daß wir unser individuelles Verhältnis zum Geld verändern müssen. Bei den Kleidern gibt es schon viel weniger Probleme,

sie werden ausgetauscht. Aber mit den Autos tauchen die Widersprüche wieder auf. Dies ist ein ständiges Problem, das mit starken Emotionen aufgeladen ist. Das Auto bringt es an den Tag. Es gibt Genossen deren Autos gemeinschaftlich benutzt werden. Wer ein Auto besitzt, muß sich der demokratischen Entscheidung unterwerfen. Alle entscheiden, wer die Karre braucht und wann. Oft reagiert der Eigentümer zunächst folgendermaßen: „Dies ist mein Wagen. Wenn ich ihn brauche, will ich ihn benutzen. Für die restliche Zeit könnt ihr ihn haben." Das ist ungerecht, denn das einzige Kriterium muß die Dringlichkeit des Bedürfnisses sein. Aber soweit sind wir noch nicht. Das Entscheidungsproblem bleibt immer verbunden mit der Frage, wer die Reparaturen, die Steuern, die Versicherung usw. bezahlt. Man muß sich auch fragen, wie diejenigen, die nicht bezahlen, das Auto benutzen können und behandeln sollen. Denn objektiv gesehen gehen die, die sich das Auto leihen, nicht gerade schonend damit um und beschuldigen den Eigentümer noch, er hätte Verfolgungswahn.
Ich habe immer ein sehr schlechtes Gewissen, wenn ich Probleme erzähle, die in den Wohngemeinschaften auftauchen. Denn draußen werden sie schnell falsch interpretiert. Wir wollen uns verändern und es ist sehr schwierig einzuschätzen, in welchem Stadium wir uns bei diesem Versuch befinden. Im Vergleich zum Leben der anderen Leute glaube ich, daß es eine Änderung gibt, die mir aber nicht radikal genug ist. Zur Zeit stagniert unsere Anstrengung, über kollektive Lebensformen nachzudenken und sie weiterzuentwickeln. Wir sind nicht mehr in dem Stadium, wo es nur darum geht, die materiellen Dinge zu kollektivieren, sondern es muß auch eine kollektive Verantwortung erarbeitet werden. Mehr und mehr Genossen machen Lohnarbeit. Also ist schon ein Minimum an Organisation nötig, damit sie zum Beispiel nicht Stunden verbringen, um ihr Frühstück vorzubereiten. Die Zeit des institutionalisierten Chaos ist vorbei. Anfangs ist der Dreck kultiviert worden, als Reaktion auf die Sauberkeit und Hygiene in der Familie. Heute noch sind Diskussionen über die Sauberkeit häufig ein Vorwand, um nicht über Beziehungsprobleme reden zu müssen. Wir haben spontan die Tendenz, unsere Zu- oder Abneigungen zu verdrängen, und wenn eine Gemeinschaft keinen emotionalen Zusammenhalt hat, dann kann sie die Probleme des täglichen Lebens nicht lösen – der Dreck wird zum Symbol der Desintegration der Gemeinschaft und ist nicht mehr Ausdruck einer Verweigerung.
Für uns alle ist der Prozeß des Zusammenlebens nicht mehr rückgängig zu machen. Man kann nicht mehr sagen: „Ihr werdet sehen, in fünf Jahren, wenn ihr älter seid, werdet ihr anders leben." Wir fangen schon an uns vorzustellen, wie man mit 50 Jahren gemeinsam lebt. Es kommt ab und zu vor, daß ein Genosse mal alleine lebt, weil er gerade keine Leute findet,

mit denen er zusammenziehen könnte. Aber im allgemeinen spielt sich das Leben, das man sich vorstellt, in der Wohngemeinschaft ab. Wir werden zusammen alt werden. Anfangs gab es nur studentische Wohngemeinschaften. Jeder hatte Zeit für stundenlange Diskussionen. Als die Genossen unserer Gruppe in die Fabrik gingen, wurden sie von der Hausarbeit freigestellt. Die anderen waren sozusagen zu ihrer Bedienung da. Nach dieser ungerechten Regelung haben wir entschieden, daß sich alle gleich an der Hausarbeit beteiligen. Jetzt arbeiten alle und die Aufteilung spielt sich weniger zwanghaft ab: ein Genosse, der zehn Stunden am Tag arbeitet, braucht weniger Geschirr zu spülen. Dies ist nicht mehr die falsche Gleichheit, sondern jeder nach seinen Möglichkeiten und Bedürfnissen. Die Wohngemeinschaften sind der einzige Rahmen, innerhalb dessen wir in dieser Gesellschaft überleben können – selbst wenn keine Kämpfe stattfinden.
Indem wir die anerzogenen materiellen Bindungen in Frage stellen, versuchen wir vor allem unsere emotionalen und selbst die sexuellen Beziehungen zu verändern, eine neue Moral zu finden. Der Unterschied zwischen Deutschland und Frankreich drückt sich in den Parolen aus. In Frankreich hieß es im Mai: „Je mehr Du vögelst, desto mehr Lust hast Du, die Revolution zu machen", während es in Deutschland hieß: „Das sexuelle Gleichgewicht ist notwendig ...". Daraus entstand in den ersten deutschen Kommunen die Idee, reihum zu vögeln.
Die Frage des gemeinschaftlichen Vögelns hängt von den Normen ab. Wenn man davon ausgeht, daß die soziale Norm vorschreibt, nicht zu vögeln, kann das gemeinsame Vögeln tatsächlich befreiend wirken. In Wirklichkeit aber müssen wir über die Alternative: „Man muß vögeln – oder man darf vögeln" hinauskommen. Heute herrscht in den Wohngemeinschaften ein Inzesttabu. Wer in einer Wohngemeinschaft lebt, schläft – um Probleme zu vermeiden – nicht mit den Anderen aus seiner Wohnung. Die Ausnahme sind natürlich die Zweierbeziehungen innerhalb einer Wohnung. Aber es gibt ständige Diskussionen über die Sexualität. Die Wohngemeinschaft zwingt Dich, Deine Liebesprobleme öffentlich zu machen. Dies ist sehr wichtig, denn es ist die einzige Möglichkeit, Dein Verhalten als Male-Chauvinist oder Objekt Frau zu verändern. In der Zweierbeziehung ist diese Diskussion sehr häufig blockiert, denn daraus wird schnell eine Konfrontation und ein Machtkampf. Die Genossen können Deine Reaktionen einschätzen und eingreifen; dadurch wirst Du empfänglicher für Kritik. Wenn es Dir schlecht geht, oder wenn Du Dich alleine fühlst, dann hebt die Diskussion mit den Genossen Deine Isolierung auf. Die Wohngemeinschaft ist eine neue Familie, Familie in dem Sinne, daß Du Dich emotional gesichert fühlst. Du hast ein Zuhause, einen emotionalen Rückhalt. Wenn man in dieser Gesellschaft jemanden liebt und dies gut geht, dann

ist man normalerweise sehr glücklich. Zugleich hat man große Angst, dieses Glück zu verlieren. Nach einer Trennung ist man wieder allein. Ich glaube, daß auch in der Wohngemeinschaft das Glück am stärksten in der Zweierbeziehung erlebt wird. Aber man hat nicht das Gefühl, daß die Zweierbeziehung, egal was geschieht, funktionieren muß. Man klammert sich nicht mehr verzweifelt an eine Beziehung, die neurotisch wird. Man weiß, daß man nicht in die Einsamkeit zurückfallen wird, und daß einem andere Gefühlsbeziehungen helfen werden. Die Beziehungen wechseln also öfter, was positiv ist: man ist sich mehr über sich selbst im Klaren.
Für die Jugendlichen ist die Papa-Mama-Familie ein Hindernis für alles. Die Wohngemeinschaften stellen eine weniger repressive Alternative dar. Die moderne Gesellschaft individualisiert und schüchtert ein: oft ist man von der Summe der täglichen Probleme überfordert. Die Wohngemeinschaft wird dann eine soziale und emotionale Hilfe. Wenn wir von einer Kritik an der Familie ausgehen, und wenn wir zu begreifen versuchen, welche Rolle die Familie in der Lebensorganisation spielt, dann ist die Wohngemeinschaft eine radikale praktische Reform der Familie.Wir sagen nicht, daß wir die Familie kritisieren und auf die Revolution warten, sondern wir halten schon jetzt ein anderes Leben als das in der Familie für möglich. Das ist subversiv. Es ist ein wichtiges Moment in unserer politischen Strategie.
Wir politisieren uns gegenseitig, wenn wir in der Gruppe jede unserer Handlungen diskutieren. Die Diskussion erleichtert es, die persönlichen Probleme rational anzugehen. Mit den anderen kann man sogar die Erklärung dafür finden, warum bestimmte Beziehungen vorübergehend unmöglich sind.
Den Genossen, die von Anfang an an der deutschen Bewegung teilgenommen haben, fällt es leichter als mir, untereinander zu reden. Ich komme aus einer anderen Welt. In Frankreich behalten die politisch Aktiven ihr Privatleben für sich. Es fällt mir noch heute schwer, über meine Probleme zu sprechen. Meine Beziehungen zu Leuten sind oft oberflächlich. Vielleicht hat das auch damit zu tun, daß ich ein Mann bin. Die Frauen empfinden stärker die Notwendigkeit, über ihre Wünsche zu sprechen. Sie haben weniger Angst, ihre Probleme aufzudecken. Während man mir die Rolle des starken Mannes zuschreibt, eines Typen, der offensichtlich keine sexuellen Probleme hat, der sich in Versammlungen ausdrücken kann, kurz – einer, der sich emanzipiert hat. Ich nehme diese Rolle an, obwohl ich weiß, daß das Bild, das die anderen von mir haben, nicht ganz richtig ist.
In der Wohngemeinschaft gelingt es mir eher darüber zu sprechen, daß ich Probleme mit den Frauen habe, darüber, daß ich nicht fähig bin, mit ih-

nen stabile Beziehungen zu haben, daß ich eine Menge Beziehungen habe, ohne mich voll zu engagieren. Die Leute, mit denen wir jahrelang zusammenleben, kennen uns gut genug, um unsere Reaktionen zu verstehen. Sie sind mehr als Freunde. Zur Zeit gibt es in unserer Wohnung drei, die in einer Dreierbeziehung leben. Und drei Männer haben eine homosexuelle Beziehung. Wenn man darüber spricht, entdeckt man ähnliche Reaktionen. In der Wohnung, in der ich vorher gelebt habe, hat ein Genosse seine Homosexualität ein ganzes Jahr vor uns verborgen gehalten. Er hatte Beziehungen mit Leuten außerhalb der Wohnung, wovon wir nichts wußten. Er schlief häufig nicht zu Hause, aber wir haben nicht gewußt, wo er hinging. Erst als er ausgezogen war, hat er mit uns über seine damaligen Probleme und sein schlechtes Gewissen uns gegenüber reden können. In seiner neuen Wohnung ist er sofort als homosexuell anerkannt worden. Inzwischen lebt er offen als Homosexueller. Dieses Beispiel soll zeigen, daß die Kollektivität die Weise unseres sexuellen Lebens ändern kann.
In unserem Verhältnis zwischen Männern und Frauen hat eine radikale Änderung stattgefunden: die Frauen machen in der Küche und im Haushalt nicht mehr als die Männer. So ist das Problem der materiellen Lebensorganisation zwischen Mann und Frau im ersten Stadium gelöst. Aber sofort stellt sich ein neues Problem: „Die Frauen machen das Leben angenehm, und die Männer stellen sich die ernsthaften Probleme des Lebens." Diese Trennung besteht immer noch – es gibt noch die Ausbeutung der weiblichen Sensibilität. Man kann nicht sagen, daß die Herrschaft des Mannes über die Frau in den Wohngemeinschaften vollständig aufgehoben wäre. Die Männer haben so gut wie möglich den weiblichen Körper und seine Funktionen kennengelernt. Aber in den politischen Versammlungen reden häufig die Männer, und die Frauen schweigen. Es hängt vom Kampfgeist der Frauen und vom Änderungswillen der Männer ab, ob diese überkommene Situation in Frage gestellt wird. Es ist ganz bestimmt leichter, Veränderungen in einer Wohngemeinschaft durchzusetzen, als in einer Zweizimmerwohnung. Die Frauenbewegung macht vor der Kleinfamilie halt. Wenn man zu zweit lebt, kann man, glaube ich, nicht gegen die Eifersucht kämpfen, weil einer weggeht und der andere allein bleibt. Obwohl man auch in einer Wohngemeinschaft eifersüchtig ist, kann man dort versuchen, es nicht zu sein. Ich behaupte, daß dies möglich ist. Es stimmt, daß man in einer Zweierbeziehung von dem anderen Besitz ergreift. Vor allem ein Mann ist immer gekränkt, wenn ein anderer Mann besser und stärker als er sein könnte. Sofort kommt die männliche Sexualkonkurrenz ins Spiel Wenn die Beziehungen stereotyp werden, kann man die Wohngemeinschaft leicht wechseln. Im allgemeinen bleibt man nicht länger als ein oder zwei Jahre in derselben Wohngemeinschaft. Dies läuft so ab wie die Zweierbe-

ziehungen: wenn es da keinen qualitaviven Sprung mehr gibt, geht man auseinander. Nichtsdestoweniger bleibt man im gleichen Milieu. Man findet leicht andere Freunde, mit denen man sich versteht. Die Feten, die jeden Samstag von einer anderen Wohngemeinschaft veranstaltet werden, sind ähnlich ritualisiert wie der Samstagabendbums in den Vorstädten: hier kann man neue Leute treffen und anmachen.
Die politische Bewegung prägt das Verhalten der Einzelnen. Die Bewegung macht verschiedene Phasen durch, die die Verhaltensweisen bestimmen: es gab eine militaristische Phase, da hat man sich männlich, viril und kraftvoll gegeben. Gruppen von Kumpels und Lederjacken. In den Wohngemeinschaften wurden diejenigen, die den neuen Stil nicht akzeptiert haben, unterdrückt und waren in der Minderheit. Es gab auch eine ‚proletarische' Periode: da mußten die Arbeiter nachgeahmt werden. Zu Beginn der Bewegung gabs die Norm: jede Frau muß mit Männern schlafen. Andernfalls wurden sie als kleinbürgerlich angesehen, oder man hat stundenlang ihre psychologischen Reaktionen analysiert. Ein bestimmtes militantes Verhalten hat sich wahrscheinlich auf Kosten des Individualismus herausgebildet. Die gemeinsamen Diskussionen wurden überbetont und wollten kein Ende nehmen.
Inzwischen läuft die Kommunikation in einigen Wohngemeinschaften auch darüber, was man gemeinsam macht: Musik, Malerei, Yoga. Als Studenten waren wir von der Sprachbesessenheit deformiert. Jetzt sucht man schöpferische Möglichkeiten zu finden. Bei einigen ist das auch durch Hasch gekommen. Die Wohngemeinschaften verändern sich mit der politischen Orientierung. Heute sind sie abhängig von äußeren Bewegungen. Die Veränderungen der Bewegung, die Autonomisierung einiger Bewegungen wie der Frauenbewegung oder der der Homosexuellen haben direkte und unmittelbare Rückwirkungen auf das gemeinschaftliche Leben gehabt.
Es ist wahr, daß wir viele Normen haben; dies ist so, weil wir gerade noch keine neue revolutionäre Moral gefunden haben. So gibt es moralische Konzepte, die sehr widersprüchlich sind. Selbst wenn wir noch nicht genau sagen können, was richtig wäre, so wissen wir doch, was wir nicht mehr wollen: die Einsamkeit, den Individualismus, die Besitzwünsche und alle traditionellen Statuswerte.

11. Der Schleier der Penelope

Chuck, der Revolutionär – 1984

Für Chuck geht die Woche zu Ende, wie sie angefangen hat: friedlich, ohne Ärger, ohne Probleme. Trotzdem ist er abgeschlafft. Die Buchhandlung, die Bücher, alles macht ihn nervös. Heute abend will er offenbar nicht in seine Kommune zurück. Freitags, nach einer Woche Arbeit, hat er oft die Schnauze voll. Er will aus seiner unmittelbaren Umgebung raus, andere Leute sehen und auf andere Gedanken kommen. Warum sollte er, anstatt zu Hause zu essen, nicht gleich ins Zentrum gehen? Um diese Zeit ist sicher jemand da, vielleicht gibt es sogar eine Versammlung.
Chuck geht oft ins Zentrum. Er betrachtet es ein bißchen als sein Kind. Jahrelang hat er davon nur geträumt. Jetzt – genau gesagt seit Februar 77 gibt es einen Ort, wo sich die revolutionäre Bevölkerung aus der Urban-Zone Frankfurt am Main treffen kann. Hier kann man trinken, essen, spielen, lesen, tanzen, diskutieren, einfach Musik hören oder selbst machen. Die verschiedenen Gruppen des Zentrums sind Treffpunkte, wohin die Leute, die sich für die Ideen und Aktivitäten der außerparlamentarischen Gruppen interessieren, hinkommen können, um die Atmosphäre mitzukriegen und, wenn sie wollen, sich integrieren können.
Chuck ist jeden Tag mindestens eine Stunde im Zentrum, er schaut mal rein, diskutiert mit diesem und jenem, regelt einige organisatorische Fragen und wundert sich immer wieder: es läuft tatsächlich! Es ist kein Wunschtraum mehr! Der Bewegung ist es gelungen, ihre eigene Institution aufzubauen, die sie selbst verwaltet. Sie setzt damit eine kaum glaubliche Kreativität und Organisationsfähigkeit frei.
Heute abend will er nicht nur mal auf einen Sprung kommen. Er hat auch wirklich das Bedürfnis, ins Zentrum zu gehen. Nach diesem mittelmäßigen Tag ohne Höhe- und Tiefpunkt will er etwas anderes erleben. Sich mit Leuten treffen, die er vielleicht gar nicht kennt, die aber, wie er selbst, etwas Befreiendes suchen, nach einer Möglichkeit, gemeinsam andere Beziehungen zu erleben. Es muß nichts besonderes sein. Keineswegs das Unmögliche – das befreite Gebiet? Nein, nur der Beginn einer Veränderung, oder vielleicht nur ganz einfach eine Vorwegnahme dessen, was das Leben,

was die sozialen Beziehungen sein könnten.
Von der Buchhandlung ins Zentrum sind es nur ein paar Schritte. Er ist völlig in seine Gedanken versunken und ganz erstaunt, als er sich in der großen Eingangshalle wiederfindet. Bob und einige andere Typen, die er nur vom Sehen kennt, ordnen die wöchentlichen Kleinanzeigen auf den großen Wandtafeln. Angesichts des Andrangs im Informationsbüro hat die Vollversammlung entschieden, sie in der Halle an die Wände zu hängen. Chuck liest zufällig: eine Kommune sucht neue Mitglieder, möglichst mit Kindern – eine Musikgruppe einen Schlagzeuger – eine Guerillatheater-Gruppe schlägt eine gemeinsame Aktion mit jungen Italienern vor – eine Betriebsgruppe kündigt eine Diskussion über die industrielle Umweltverschmutzung an – Chuck kommt nicht dazu, alles zu lesen, weil noch nicht alle Anzeigen aufgehängt sind. Macht nichts, er wird beim Weggehen nochmal vorbeisehen. Schließlich muß er auf jeden Fall ins Büro gehen, um das Flugblatt der Betriebsgruppe, in der er mitarbeitet, abzugeben, denn sie bereiten eine Veranstaltung über die Krise vor. Er ist beauftragt worden, einige Stadtteilgruppen zu finden, die sich daran beteiligen würden.
„Du, Chuck!" wird er von einem Mann in den Vierzigern angesprochen, „wir suchen einen, der die Nachrichten liest, Willi Lux ist krank." Warum nicht, sagt sich Chuck. Er hat es schon ein Jahr lang nicht mehr gemacht. Bevor er ins Studio geht, geht er bei der Redaktion vorbei, um den Text mitzunehmen. Jeden Freitag dreht die Redaktion der Zentrums-Zeitung (35 000 Exemplare, die in der ganzen Stadt verkauft werden) mit der Video-Gruppe ein Fernseh-Journal, das die ganze Woche über gesendet wird. Chuck hatte gehofft, den Film über die Pariser Demonstrationen gegen die Armee zu sehen, aber die Genossen haben Ärger mit der Post gehabt. Schade, denn er sieht gerne die Bilder aus Paris, das erinnert ihn an schöne Erlebnisse.
Vom Studio aus geht Chuck in den Kindergarten. Als er die Tür aufmacht, fallen sie über ihn her. Die Kinder sind dabei, eine Indianergeschichte zu filmen, die dann in Fortsetzungen in den Kommunen angesehen werden kann. Der erinnert ihn an ...
– He, Chuck, willst Du nicht in dem Film mitspielen?
– Nein, ich hab Hunger, geht keiner mit essen?
– Du denkst nur an Deinen Bauch.
– Tschüß!
– Tschüß!
Chuck geht hinaus und begibt sich in die Multi-Kantine. Die Küche des Zentrums ist ausgezeichnet, sei die ‚Köche' gewechselt haben. Eine multinationale Gruppe hat sie in die Hand genommen. Jeden Tag gibt es zwei Gerichte zur Auswahl. Es ist gut und reichlich. Der Speisesaal ist fast voll. Am

Freitagabend treffen sich hier oft die spanischen Arbeiter aus der Gegend, um zu diskutieren. Seit Francos Tod, der noch schöner war als der von Carrero Blanco, reden sie nur noch vom Sozialismus. Chuck ist gerne mit ihnen zusammen – und das Fest an dem Abend, als der Alte gestorben war, das wird er nie vergessern. Welch eine Nacht! Noch nie hat der Tod eines Mannes so viele Freudenfeste ausgelöst. Im Zentrum haben alle vor Freude geweint, haben sich umarmt und in allen Sprachen gesungen. Die chilenischen Genossen haben eine Runde bezahlt, und einer von ihnen hat das Wort ergriffen und einfach gesagt: „Wir hoffen, daß auch wir bald so einen Tag erleben werden, und daß wir nicht so lange warten müssen wie ihr, Genossen! " Wir auch.
Chuck setzt sich an den Tisch zu einigen spanischen Genossen, mit denen er schon einige Jahre zusammenarbeitet. Aber Durutti hat offensichtlich schlechte Laune:
– Chuck, Du mußt morgen unbedingt zur Versammlung ins Betriebszentrum kommen. Die italienischen Genossen haben wieder ein Flugblatt verteilt, ohne vorher mit uns darüber zu diskutieren.
Immer dasselbe mit der Multinationalität! Sie ist schön, aber was für Kurzschlüsse, was für schlechte Kontakte. Jedesmal, wenn etwas los ist, versucht eine Gruppe von Spezialisten den anderen ihre Taktik aufzudrängen.
– Du mußt kommen!
– Ja, ja ... sag mal, Durutti, können wir nicht hier darüber diskutieren?
– Nein, hier ist zuviel Betrieb, und die Emigranten können ihren Standpunkt nicht genügend deutlich machen. Im großen Zentrum herrscht zu sehr die Scene vor und hat faktisch die Tendenz, die anderen zu behindern. Ich bin lieber in den kleinen Zentren. Dort gibt es nicht nur weniger Leute, sondern auch die Möglichkeit, sie den Bedürfnissen der Gruppe entsprechend zu verwalten.
Chuck ißt sein indisches Hühnchen und denkt nach. Träumt er vom Restaurant ‚Europa'? Auf jeden Fall sind diese Betriebs-, Jugend- oder Frauenzentren absolut notwendig für die autonome Strukturierung der jeweiligen Bewegungen. Die ganze Stadt ist von dieser Art Zentren ‚überzogen', ein alter Laden, eine alte Bäckerei, eine ehemalige Wäscherei, eine Wohnung. Für die Aktionsgruppen sind sie Bezugs- und Treffpunkt, Hier aber werden alle Angaben und Erfahrungen der verschiedenen Gruppen auf Lochkarten für den Computer übertragen, die jeder jederzeit abrufen kann, wenn er sie für seine politische Arbeit braucht.
Verschiedene lokale Gruppen lehnen das Große Zentrum ab. Sie sehen darin den Ausdruck des zentralistischen Imperialismus der Politiker, die die Bewegung als ganze beherrschen, verwalten und dominieren wollen.

Zugegeben, das Leben in den kleinen Zentren stimmt vollständig mit den Bedürfnissen der lokalen Gruppen überein. Was Chuck angeht, so ist er aber ein unversöhnlicher Gegner des ‚übertriebenen Föderalismus' einiger Genossen. Für ihn ist das große Zentrum ein vereinheitlichendes Moment der Bewegung. So sehr es richtig ist, daß es den Gruppen und den besonderen Bewegungen ermöglicht werden muß, sich autonom zu strukturieren und zu organisieren, so sehr ist es falsch, an ihre Unabhängigkeit zu glauben. Die gemeinschaftliche Verwaltung zu erlernen, zu erlauben, daß gegensätzliche Tendenzen zum Ausdruck kommen, einen Rahmen zu finden, in dem die Bewegungen aufeinanderstoßen, diese Vorstellungen haben zur Gründung des großen Zentrums geführt. Als Treffpunkt und Ort der Auseinandersetzung befindet es sich am Schnittpunkt der verschiedenen Bewegungen und erlaubt so ihre Verflechtung, während die kleinen Zentren ein Instrument der Autonomie des Stadtteils, der Gruppe oder der jeweiligen Bewegung sind.
Chuck hält in seinem Selbstgespräch inne. Er sieht sich im Saal um. Am Tisch hinter ihm erklärt Mike, der zu den Musikern gehört: „Ich bin dabei, eine Orgel mit Glaspfeifen zu bauen. Du feuchtest Deine Finger an und läßt sie die Pfeifen entlanggleiten, der Ton wird durch Resonanzkegel aus Pappe zurückgeworfen, das ganze funktioniert auf einem eisernen Aufbau, der als Leiter dient. Fantastisch! Es erzeugt sehr schöne Töne, und es ist ein echt nichtrepressives Instrument! Darauf kann jeder spielen!"
Mike ist ein Stammgast im Zentrum, er fühlt sich hier wohl. Chuck bemerkt einen jungen Typ, der ganz verschüchtert aussieht. Er hat sich gerade die Zeitung gekauft und scheint sich hier völlig verloren zu fühlen. Chuck sieht ihn zum ersten Mal. Er fühlt sich im Zentrum zu Hause. Aber schließlich weiß er sehr wohl, daß unsere Integrationsfähigkeit ziemlich beschränkt ist. Die Leute aus der ‚Scene' beiben unter sich, bilden eine Gruppe oder Clique und schließen damit die anderen aus. Hier stellt sich praktisch das Problem der Öffnung nach außen. In diesem Augenblick kommt Ingrid auf ihn zu:
– Na, Du scheust Dich wohl, neue Bekanntschaften zu machen?
– Was? Nein, das heißt ... eigentlich schon.
– Das Zentrum schließt sich mehr und mehr in sich selbst ab.
– Das ist wirklich eine Frage, die wir diskutieren müssen.
– Ich habe daran gedacht, die Diskussion mit einer Video-Montage über unsere anfängliche Zentrums-Konzeption, als die Betriebsgruppe im Gegenmilieu aufgegangen war, anzuregen.
– Wieder einmal der R.K.?
– Ich glaube, das könnte uns helfen, einzuschätzen, was sich seitdem verändert hat und was nicht.

– Sind das nicht alte Kamellen?
– Keineswegs. Komm doch mit und sieh Dirs an. Ich gehe in den Video-Saal. Ich habe ein Tonband mit einer Diskussion über den Aufbau des Zentrums entdeckt. Eigentlich ist es eine Diskussion über das Buch, das Dany mit Franzosen gemacht hat.
– Das wird ein Titel für Deine Video-Montage. Dieses Zentrum ist wirklich ein großer Basar.

Feedback: Von der Realität zum Traum (und umgekehrt)

Der helle Fernsehschirm beleuchtet ein großes Zimmer. Es gehört offensichtlich zu einem Landhaus: Balken sind zu sehen und die Decke ist abgeschrägt. Durch das Fenster kann man einen Baum erkennen.
Anfangs handelte es sich um eine Betriebsgruppe. Sie arbeitete bei Opel, und die anderen Genossen stellten sich die Probleme im Zusammenhang mit dieser politischen Arbeit. Von dem Augenblick an, als die Gruppe mit den unterschiedlichen Bewegungen konfrontiert wurde, fing sie an, auseinanderzufallen. Übriggeblieben sind Betriebsgruppen, Stadtteilgruppen, Frauengruppen. Daraufhin hat sich das Problem gestellt, die anfängliche Ideologie zu verändern. Dann hat sich der R.K. in einem Gegenmilieu aufgelöst, das sehr gegensätzliche Bedürfnisse ausdrückt, ohne zugleich eine soziale Struktur zu sein, die vollständig mit der sie umgebenden Gesellschaft gebrochen hätte.
– Das soll heißen, daß die linksradikale Gruppe in der Gesellschaft, die sie verändern will, ein soziales Gegenmilieu entwickelt. Die bloße Existenz wird also schon zur politischen Aktion?
– Ja, genau das. Aber in dieser Situation ist das Gegenmilieu nicht fähig, neue Ansätze zu finden. Es schlafft ab. Gleichzeitig zieht dieses Gegenmilieu durch seine Geschichte und Existenz Leute an, Jugendliche und Emigranten. Es weckt auch Interesse bei den Arbeitern. Man ist fähig, auf dieses Problem eine Antwort zu finden, weil es ein in sich selbst abgeschlossenes Gegenmilieu ist. Und jetzt stellt man sich die Probleme neu: wie kann man ein anderes Verhältnis zu den Leuten bekommen, und wie kriegt man zugleich dieses Gegenmilieu in den Griff, das durch die Bedürfnisse der Leute in Frage gestellt wird, die die Gesellschaft wirklich verändern wollen. Die Dynamik des Gegenmilieus entwickelt korporative Formen. Die Außenseiterrolle des Gegenmilieus führt zu korporativen Zügen. Von einem bestimmten Augenblick an haben die Linksradikalen, die ja auch einen Platz in der Gesellschaft einnehmen, eine stabilisierende Funktion: sie integrieren die Leute aus den Randgruppen, die ihre Probleme

und ihre beschissene Lage nicht dahin wenden, zu kämpfen und sich mit den Leuten zusammenzutun, die eine Menge Bedürfnisse haben, die ihr Leben ändern wollen, andererseits aber Schwierigkeiten haben, das Kräfteverhältnis zu verändern. Das Gegenmilieu ist eine Kraft, aber je mehr es nur ein soziales Moment wird, desto mehr besteht die Gefahr, daß es sich abschließt.

– Das erinnert an Foucault ...

– Das unpolitische Verhalten findet sich auch in der Arbeit wieder. Viele Genossen, die einen Job haben, verhalten sich da wie alle anderen auch. Hier finden wir die Trennung von Privatleben und Arbeit wieder, nur umgekehrt: das Gegenmilieu fungiert als soziales Milieu zum Leben – während man sich bei der Arbeit genauso verhält wie die anderen auch.

– So etwa wie der Bauer, der den Briefträger macht. Nach außen hin Briefträger, in Wirlichkeit aber ist er Bauer. Eine ähnliche Situation, wie die der Emigranten, nicht wahr?

In Nanterre war ich Student, ich bin in die Vorlesungen gegangen, und deshalb habe ich mich dort engagiert. Ich war in einem ganz konkreten sozialen Zusammenhang. Ab einem bestimmten Moment in meinem Leben bin ich dann ‚Politiker' geworden, ein ‚Berufsrevolutionär', und so bin ich dazu gekommen, mich in Bereichen zu engagieren, die gar nicht meine eigenen sind.

Das Schema des Mai 68 war folgendes: die Bewegung des 22. März gibt den Anstoß zur Studentenbewegung – also in ihrem eigenen Milieu – und diese Bewegung erreicht durch ihre Existenz und durch das, was sie sagt, daß in anderen Schichten der Gesellschaft ähnliche Kritik formuliert wird. Dagegen ist es heute nicht mehr so, daß exemplarische Aktionen in unserem eigenen Bereich anderswo autonom aufgegriffen würden, sondern wir intervenieren direkt von außen – folglich stellt sich die Frage der Instrumentalisierung. Dabei geht viel an Authentizität verloren.

Ich weiß nicht, in welchem Maße die ersten Ansätze zum ‚Gegenmilieu' eine unbewußte Reaktion auf die Instrumentalisierung gewesen sind. Das Gegenmilieu wird ein Mittel, die verlorene Authentizität wiederherzustellen: wir sprechen wieder von unserem Alltagsleben. Der radikale Teil einer historischen Bewegung, die ein gewisses Bewußtsein erreicht hat, sieht sich von einem bestimmten Moment an von neuen Bewegungen in anderen Bereichen abgeschnitten. Widersprüchliche Interessen treten auf.

Die Ausgrenzung eines Teils der Gesellschaft betrifft in ihrer Auswirkung alle übrigen gesellschaftlichen Schichten. Aber die Reaktionen darauf sind unterschiedlich. Für die einen führt dies zur wirklich globalen Ablehnung, für die anderen heißt es, diese Gesellschaft besser einzurichten – die Dialektik von Reform und Revolution drückt sich darin aus, daß auf einen ge-

wissen Verfall der Bewegung auf verschiedene Art reagiert wird und entsprechend gelebt wird, sowohl am Arbeitsplatz als auch außerhalb der Arbeit. Von nun an gibt es einen revolutionären Ableger, einen Ausschnitt aus der Bewegung, der eine soziale Minderheit wird. Die Linksradikalen existieren als Gruppe, als ‚kleine radikale Minderheit' ...
Chuck: Man hat noch ‚Linksradikale' gesagt ...
... Der radikale Flügel, der sich an einem bestimmten Punkt von seiner sozialen Herkunft abgeschnitten sieht, macht sich zur Aufgabe, seine Gesellschaftskritik zu stabilisieren und eine Möglichkeit zu finden, sie zu bewahren: nicht an seine sozialen Ursprünge zurückzukehren, was das Risiko in sich birgt, daß er in einer Reaktionsperiode einen Teil seiner Kritik aufgeben muß.
– Gleichzeitig wird dieses Gegenmilieu, das zum Ghetto geworden ist, unerträglich, selbstzerstörerisch, es läßt sich mit seinen eigenen Waffen kritisieren. Das Gegenmilieu, das selbst aus der Zerstörung der bürgerlichen Normen entstanden ist und sich seine eigenen Normen geschaffen hat, wird zum Orientierungsrahmen. Es wird zum Ghetto und deshalb ... muß es zerstört werden.
– Genau in diesem Stadium sind wir in Frankfurt angelangt: das Gegenmilieu wirft das Problem seiner eigenen Zerstörung auf, und hier gibt es zwei Möglichkeiten: seine apolitische Zerstörung – die individuelle Integration seiner Mitglieder in die Gesellschaft – oder die Veränderung des Gegenmilieus in eine organisierte Struktur, die es uns erlaubt, ein politisches Verhältnis zur Gesellschaft, mit dem was außerhalb des Ghettos liegt, herzustellen.

Hier. Jetzt. Sofort

Die Szene hat gewechselt: ein Raum in einer Wohnung? Auf jeden Fall ein Zimmer.
Ebenso wie wir die Revolution neu überdenken müssen, stehen wir am Anfang einer Neuformulierung des Organisationsproblems. Seit zehn oder 15 Jahren ist im Weltmaßstab ein neuer Typus von Bewegung entstanden, während die traditionelle Arbeiterbewegung gleichzeitig fortbesteht. Die Organisationsfrage wird dadurch kompliziert, daß sofort die Probleme aufgeworfen werden, die sich im Alltagsleben stellen. In der Organisation drückt sich die umfassende Kritik an der Gesellschaft aus, so wird sie zu einem Moment, das das Verständnis der Revolution erleichtert. Diese umfassende Kritik stellt sich nicht allein durch die objektive Analyse der Gesellschaft her, sondern sie wird erst ermöglicht durch das Verständnis ih-

rer Basis-Bewegungen. Diese Bewegungen sind die Negation dieser Gesellschaft, und dadurch bringen sie in erster Formulierung das zum Ausdruck, was unsere Gesellschaft sein müßte ...
Chuck: Ich wette mit Dir um eine Flasche Wein, er bezieht sich auf ...
Ingrid: Wart erst einmal ab.
... Eines der großen Probleme der kapitalistischen Gesellschaft, das von den Leuten auch als solches empfunden wird, ist das Problem der Demokratie: die Möglichkeit, sich auszudrücken und an den Entscheidungen teilzunehmen. Die Revolution ist nicht eine gefühllos ausgedrückte Idee, sondern etwas, was in den intensivsten Momenten des Kampfes freigesetzt wird. Die Massendemokratie ist auf die Tagesordnung gesetzt worden, darin lag doch gerade die Bedeutung des Mai 68, des heißen Sommers in Italien, der Kämpfe der Studentenbewegung in Amerika. Jeder müßte sich äußern können, das ist von allen empfunden worden. Aber daß auch alle entscheiden müssen, das ist nicht gelöst worden ...
Chuck: Aufhören! Stop. Es ist doch komisch, daß man so lange Zeit gebraucht hat, um über ein Zentrum nachzudenken.
Ingrid: Die Neuauflage neoleninistischer Modelle, die Parteigründungen, der Mao-Kult und dies alles – das war für uns ein Trauma. Das Nichtvorhandensein eines Zentrums hat die Demokratie garantiert.
– Garantie, Garantie ... schnell gemacht, gut gesagt.
– In dieser Hinsicht gab es sehr starke Tabus.
– Weiter, lassen wir den Video-Recorder weiterlaufen.
... Damit der Wunsch, sich auszudrücken und mitzubestimmen, zur Kollektivität der Entscheidung führen kann, muß auch das Wissen kollektiviert werden. Das Wissen ist nicht nur das intellektuelle Wissen, sondern auch die technische Fertigkeit. Die sozialen Beziehungen ändern heißt auch, die Diktatur des theoretischen Denkens beenden. Seit Jahrhunderten sind wir gewohnt, das Bücherwissen mit dem absoluten Wissen zu identifizieren. Einfühlung, Handfertigkeit und Empfindungsfähigkeit werden an der Börse des Wissens nicht gehandelt. Ein kollektiver Prozeß der Wiederaneignung dieses Wissens muß deshalb die offizielle Hierarchie zerstören, um durch die soziale Anerkennung aller menschlichen Fähigkeiten die Entfaltung jedes einzelnen zu erlauben ...
Chuck: Für das Zeitalter der Technologie geht dies ein bißchen zu schnell, nicht wahr?
Ingrid: Diese Feststellung war schon wichtig. Die Technologie war noch etwas neues und fremdes. Die ganze Radikalisierung der Techniker, der Ingenieure und der Forscher hat es noch nicht gegeben. Heute findest Du immer einen, mit dem Du an einem Video-Gerät oder gar an einem Computer basteln kannst. Damals war schon ein kaputter Fernseher eine Riesen-

affäre. Man mußte ihn in den Laden zurückbringen, wo man ihn gekauft hatte. Und die Reparatur war so teuer, daß es günstiger war, einen neuen zu kaufen. Die Selbstverständlichkeit, mit komplizierten technologischen Geräten umgehen zu können, kam erst in den achtziger Jahren auf. Machen wir weiter?

... Die Demokratie ist ein grundlegendes Problem, das noch nie gelöst worden ist, wenn es auch von allen Bewegungen aufgeworfen wird, wenn sie sich deutlich, klar und spontan artikulieren. Da gibt es die Versammlungen bei FIAT, die stundenlang gedauert haben, weil die Arbeiter, die noch nie geredet hatten, eine Stunde lang geredet haben ... Die Demokratie erschöpft sich für mich nicht im Wählen. Es geht darum, daß alle, die an einer Bewegung teilnehmen wollen, verstehen können, wie komplex und umfassend sie ist. Deshalb ist es notwendig, die Politik im sozialen Bereich zu integrieren, statt eine politische Organisation und eine soziale Struktur zu schaffen, die nebeneinander herlaufen.

Zum Problem der Demokratie gibt es immer die klassischen Lösungen der Parteien, des demokratischen Zentralismus: Zellen bilden, Delegierte wählen, die Pseudo-Stimmen verbuchen. Es gibt auch die anarchistische Lösung: den Zusammenschluß kleiner Gruppen; aber hier ist eine ganze Institutionssoziologie nötig, um herauszufinden, wie man demokratisieren kann, weil es so viele Gruppen gibt, die sich untereinander nicht zusammenschließen lassen. Tatsächlich bedeuten diese beiden Aspekte die Zerstörung alles dessen, was die Bewegung geschaffen hat: Vollversammlungen, Massendemokratie, Diskussionsstätten. Wenn man für die Autonomie der Bewegungen und für ihre Vereinigung ist, stellt sich auf dieser Ebene das Problem einer Zentralisierung, einer Struktur, durch die die ganze Wirklichkeit der Bewegungen, der bestehenden Gruppen, wirkungsvoll übertragen werden kann. Diese Bewegungen, diese Gruppen haben eine reale Existenz und es gibt eine Menge Leute, die sich daran beteiligen wollen. In dieser neuen Bewegung geht es um mehr als um Demokratie und Rederecht, es gibt auch die Ablehnung der Arbeits- und der Familienideologie, und das Bedürfnis, sein Leben zu leben, die Selbstbestimmung. Alle Bewegungen entwerfen ein Bild von der Gesellschaft, und alle diese Vorstellungen müssen in die Organisation eingehen.

– Wie können sich die besonderen Bewegungen vereinigen, ohne ihre Besonderheit zu leugnen?

– Die Vereinigung der Besonderheiten bedeutet auch und vor allem ein Bedürfnis nach Auseinandersetzung. Die Zentralisierung muß sich in einem politisch-sozialem Zentrum ausdrücken, das zum Scharnier zwischen dem Gegenmilieu und der Öffnung nach außen wird; das soll heißen, daß dieses Gegenmilieu Institutionen schafft, in denen sich die revolutionäre

Bewegung und die soziale Realität erklären und auseinandersetzen können. Nehmen wir zum Beispiel die Rolle der Emigranten in Deutschland. Ich habe den Eindruck, daß die Emigranten, die an der Bewegung teilnehmen, dazu beitragen, die industrielle Revolution ihres Landes zu überwinden. Spätestens nach einem Jahr stellt sich für sie das Problem der Konsumbedürfnisse ebenso, wie sie das Problem der Familie und der Arbeit in der Türkei lösen müssen. Die Zentren, die ich meine, sind Zentren, wo man zugleich über die Emigration, über die türkische Revolution und über Griechenland sprechen kann. Sie sind mit einer Avantgarde verbunden, die aus dem Gegenmilieu hervorgegangen ist. Sie entstehen nicht spontan. Die Gruppen merken in ihrer praktischen Arbeit, daß diese Zentren notwendig sind. Aber im traditionalistischen Denken der Scene könnte man sie auch als Parteibüros ansehen. Sie müßten ein Ort der Auseinandersetzung sein, wo sich das Leben der verschiedenen Bewegungen ausdrücken kann, und wo sie sich mit denen auseinandersetzen, die nicht dazugehören. Denn sowie etwas läuft ist das Gegenmilieu nicht mehr greifbar: für die Verteidigung der Häuser wollen eine Menge Leute Verbindung mit dem Milieu haben, und sie wissen nicht, wo es zu finden ist. In den Zentren kann man die verschiedenen Momente der Bewegung transparent machen, weil sie dort politisch leben. Die autonomen Bewegungen, die sich im linksradikalen Milieu entwickeln, stellen in Wirklichkeit seine Gegenmacht dar. Ich bin kein Liberaler, ich sage nicht, daß alles allem gleich ist, ob ich nun Jesus Freak, Revolutionär, Hare Krischna usw. wäre, und daß all dies Ausdruck der gesellschaftlichen Krise ist. Gewiß habe ich eine Vorstellung von der Wahrheit – ich könnte banal sagen, daß die Geschichte es beweisen und die Praxis es zeigen wird ...

Chuck: Diese Sorte von Banalitäten zieht nach zehn Jahren nicht mehr.

... Aber letzten Endes ist dies ein Verhältnis zwischen der Analyse der gesellschaftlichen Krise und der Bestimmung der Praxis. Ein Beispiel: zum Zeitpunkt der Krise gelingt es nicht, die Kritik der Produktion einzuführen. In dieser Krise haben wir nichts zu sagen. Wir werden die Arbeit nicht verteidigen. Jahrelang haben wir gegen sie gekämpft. Tatsächlich deckt dies Fehler auf in unserer Fähigkeit, die Gesellschaft zu verstehen. Was man auch tut, man rennt sich dabei den Schädel ein. Das gilt für alle Bewegungen, für die spezifischen Organisationen wie für die traditionellen Gruppen. Ein anderes Beispiel: ein zu besetzendes Haus soll verteidigt werden, aber wenn die Mehrheit der Besetzer drinnen ein falsches Verhältnis zur Gewalt hat, führt dies zu unglaublichen Irrtümern und die Bewegung verliert ihren sozialen Einfluß.

Meiner Ansicht nach darf all das, was sich im Bruch mit der Gesellschaft ausdrückt, nicht isoliert beurteilt werden, sondern es muß im Zusammen-

hang gesehen werden. Wenn die Jugendlichen die Arbeit ablehnen, dann könnte man denken, sie wollten „zurück zur Natur"; dagegen gibt es eine wachsende Identifikation der Jugendlichen mit ihren Motorrädern: sie lehnen die Arbeit in der Fabrik ab und machen sich eine enorme Arbeit mit ihren eigenen Sachen. Von dem Momemt an, wo sie ihre Arbeit selbst bestimmen können, haben sie Lust etwas zu machen, mit der Technik fertigzuwerden, was für mich etwas positives ist. Von dem Punkt an, wo sich das Bedürfnis stellt, auf allen Ebenen einzugreifen – zum Beispiel bei Opel arbeiten und zugleich Demos gegen den Imperialismus zu machen oder mit den Emigranten zu arbeiten – muß man auch die entsprechenden Mittel und Wege finden. Als spezialisierte Gruppe kann man nur auf einer bestimmten Ebene eingreifen.

– So ist das Zentrum auch eine Möglichkeit des Linksradikalismus, der in besonderen Bewegungen organisiert ist, sich allgemein-politisch auszudrükken?

– Eines der Probleme der sozialen Bewegungen ist es, ein Verhältnis zur sozialen Aktivität zu bekommen: die Ökologie, wofür produziert wird. Wenn man zum Beispiel die Ökologie in seine Organisation einbringt, kann dies heißen, unser Verhältnis zum Auto zu problematisieren ...

Chuck: Die Autos, die Autos. Immer wieder die Autos ...

... Ich glaube nicht, daß eine Organisation als Kontinuum begreifbar ist, und daß immer, wenn es etwas neues gibt, es integriert werden müsse. Die Veränderung geht unvermeidlich sprunghaft vor sich, es ist nicht der Zusammenhang einer kleinen Gruppe, der zur revolutionären Massenorganisation wird, die die Mehrheit in der Gesellschaft erreicht. An einem bestimmten Punkt gibt es Organisationsstrukturen, die weggefegt werden müssen, damit man zu einem höheren Stadium gelangen kann.

Ich bin für die Vereinigung von Bewegungen, die sich teilweise widersprechen, weil dies die einzige Möglichkeit ist, zu einer Neueinschützung zu gelangen. Ich bin nicht davon überzeugt, daß das, was ich mache, in dem Sinne richtig ist, daß es die einzige Möglichkeit wäre. Ich behaupte, daß wir heute zur globalen Analyse unfähig sind und zugleich, daß eine beschränkte Erklärung niemals richtig sein wird. Sie wird die ganze Kraft der Subjektivität in einer technokratischen Gesellschaft haben, aber sie wird auch ihre Grenzen haben. Häufig hört man Genossen sagen, daß wir im Grunde des Herzens das Unmögliche wollen und zugleich wissen, daß es unmöglich ist. Ich bin vollständig davon überzeugt, daß das Unmögliche möglich sein wird. Wie ich auch glaube, daß es eine radikale Veränderung der Gesellschaft vor dem Jahre 2 000 geben wird ...

Ingrid: Wir könnten die Video-Montage „Vor dem Jahr 2 000" nennen.

Chuck: Odyssee 2 001.

„ Später wird man sagen, es ist eine Revolution gewesen, doch es findet heute schon statt. Nur ist es sehr schwer zu verstehen, was heute die Revolution ist. Deswegen bin ich gegen die Unbeweglichkeit, gegen das: „man wird ja sehen, wie es sich entwickelt." Unsere Unfähigkeit, in der Krise einzugreifen, ist für uns eine ungeheure Niederlage. Wieder einmal setzen sich die traditionellen Inhalte durch.
Seit dem französischen Mai sehe ich keinen Grund mehr, warum die Revolution nicht möglich sein sollte. In zwei Monaten hat ein Prozeß stattgefunden, den niemand voraussehen konnte. Wenn einer gesagt hätte: „Jetzt haben wir Januar. Nun gut, in vier Monaten werdet ihr einen Generalstreik von zehn Millionen Leuten haben, und der Generalstreik, den Rosa Luxemburg beschrieben hat, war gar nichts gegen das, was ihr dann sehen werdet!" Wenn dies einer im Januar erklärt hätte, hätte sich jeder um seinen Zustand gesorgt: „Ist es sehr schlimm ...? " hätte man gefragt, und: „Glauben Sie, daß er zum Arzt gehen sollte? " So etwas erlebt zu haben! Erlebt zu haben, daß ein historisches Ereignis – von dem Moment an, als sich verschiedene Ebenen überlagert haben – eine außerordentliche Geschwindigkeit erreichen kann! Was wir vom Mai 68 alle gelernt haben, war, daß wir viel weiter gekommen wären, wenn wir fähig gewesen wären, alle Momente der Bewegung zu integrieren.
Ich begreife die Gruppe, die Organisation, in Bezug auf die Revolution. Es hat schon etwas grundsätzliches an sich, wenn man sich sagt, daß in dreißig oder vierzig Jahren alles umgekrempelt sein wird. Das ist nicht nur die Erfahrung von Frankreich, es ist auch die Erfahrung von Chile. Man muß bedenken, daß es einen historischen Prozeß gibt. In Italien stellt sich die Kommunistische Partei heute das Problem der Revolution, darin hat Lotta Continua recht. Dies wird vielleicht eine Niederlage sein, es wird vielleicht überhaupt nichts geben, aber das Problem der Revolution ist nun einmal gestellt, und es ist seit zehn Jahren in der italienischen Geschichte verankert. Das hängt alles davon ab, wie die Bewegung den Kampf führt, und zugleich davon, was eine Gruppe ist, wie sie sich entwickeln soll und warum ...
Ingrid: In der Montage müssen wir etwas über die heutige Lage in Italien bringen.
... Offensichtlich hängt es von unserem Gespür ab, ob wir uns auf eine fällige Revolution vorbereiten oder nicht. Was uns im Mai besiegt hat, das war der alte Plunder in unseren Köpfen.

Wieder das Landhaus. Die Gesichter sind entspannter.
– Ich sehe schon, wie sich den Marxisten-Leninisten bei dem Wort ‚spüren' die Haare sträuben. Aber wer kann schließlich ernsthaft behaupten, daß er mehr als eine Intuition vom kommenden revolutionären Prozeß hat. Gewiß scheint es angesichts des Reformismus und der Technokraten sicherer zu sein, wenn man behauptet, das sich jede soziale Änderung wissenschaftlich entschlüsseln läßt. Was mich angeht, so gestehe ich, daß ich klarer sagen kann, was ich ablehne, als das, was ich will.
Wenn wir die Organisation als ein Moment der sozialen Demonstration dessen begreifen, was für uns die Revolution sein müßte, sehen wir uns mit der Hypothek der kommunistischen Länder konfrontiert ...
Chuck lacht.
... Unsere Anziehungskraft, unsere Stärke ist, daß wir damit, wie wir leben, zeigen, daß etwas anderes möglich ist. Der Eintritt ins „Lager der Revolution" muß einem befreienden Moment entsprechen. Die radikale Veränderung muß gelebt werden, damit sie nicht nur Zukunftsmusik bleibt ... Wir müssen den Kapitalismus, der uns umgibt, in der Bewegung selbst tendenziell überwinden. Der Aufstand gegen diese Gesellschaft muß sich in der revolutionären Organisation widerspiegeln. Was uns die Bewegungen heute lehren, ist der Aufstand gegen die Technokratie und gegen die Herrschaft des Kapitals in allen Bereichen des täglichen Lebens. Ein Drang nach Spontaneität, zur Selbstbestimmung, und ein Bedürfnis, sein eigenes Leben zu führen.
Eine grundsätzliche Kritik ist der Kampf gegen die Arbeit. Die Ablehnung selbst ist in Wirklichkeit eine Ablehnung der Unterwerfung des Menschen unter den Kapitalismus. Während unser tägliches Leben vom Kapital in Bezug auf den Profit organisiert wird, sehnen wir uns nach einem Leben, in dem der einzige Profit ist, das Leben zu genießen.
Es handelt sich also nicht darum, das Problem der Organisation als Selbstzweck zu stellen; der Ausdruck selbst ist schon hinreichend einschränkend – dafür ist der Mai 68 eines der besten Beispiele: keine politische Organisation hat in der Zeit des Mai Zulauf gehabt. Die Leute, die Lust hatten, was zu machen, haben sich teils in Aktionskomitees, teils beim 22. März, teils anderswo organisiert, je nach ihrem Wunsch, an etwas teilzunehmen, etwas zu verwirklichen. Was uns dazu drängt, uns zu organisieren, ist der Wunsch, einen Teil der Inhalte zu verwirklichen, für die wir kämpfen. Aber oft findet sich der Genosse in den Organisationen ebenso hilflos wie in der Gesellschaft. Er ist nur ein Rädchen in einem mehr oder weniger gut geölten Getriebe. Im Namen der Leistungsfähigkeit bildet sich eine

Hierarchie heraus.
Mit dieser Praxis zu brechen, ihr das Recht entgegenzusetzen und auch zu praktizieren, daß die Gesamtheit der Leute die Macht ausübt, das ist die revolutionäre Alternative. Dann kann nicht getrickst werden. Zeige mir Deine Organisation, und ich kann Dir Deine zukünftige Gesellschaft beschreiben.
Das von der Vergangenheit vererbte historische Schema abzulehnen soll nicht heißen, sich der Organisation zu entziehen. Aus der Isolierung herauskommen, wo niemand ewig leben kann, ohne die emanzipatorischen Momente zu liquidieren – die Vorwegnahme neuer sozialer Beziehungen – dies ist unser Dilemma: sich der Eindimensionalität zu entziehen, und dort zugleich eine Existenz zu haben, ohne daß sie untergewalzt wird. Zu brechen, um etwas anderes aufzubauen, und zugleich diesen Bruch ständig wieder zu vollziehen, um noch einen Fuß in dieser Gesellschaft zu behalten. Anders zu sein, ohne deshalb in die Berge zu gehen.
– Denk doch an die Juden, die haben ja 2 000 Jahre städtische Tradition.
– Das genügt. Hier brechen wir ab.
Chuck und Ingrid träumen weiter. Lassen wir sie über eine Zukunft diskutieren, die auf jeden Fall uns gehört. Viele werden lachen über die verschlungenen Pfade, die das Denken eines Revolutionärs durchlaufen hat, über die Jugend eines alten Kämpfers.Die Jugend eines alten Traums – der Traum einer Jugend. Im Mai 68 sind wir Realisten gewesen: wir haben das Unmögliche gefordert. Heute trauen wir uns nicht mehr, das mögliche zu sehen. Gewiß wird keines der Probleme durch Chucks Traum gelöst, sondern sie werden nur gestellt. Wir müssen heute den Mut haben, über die Zukunft nachzudenken, indem wir die Gegenwart ernst nehmen. Das Problem ist nicht, daß wir eine Minderheit sind, sondern daß wir ein begrenztes und eindimensionales Denken haben. Sich an die Eroberung der Mehrheit zu machen, ist schon nicht so einfach, aber seinen eigenen Traum zu erobern: welch ein Schritt!

Bis bald. Einen dicken Schmatz für alle.

Dany

Anmerkungen

(1) Zur Zeit der antikommunistischen Hexenverfolgungen wurden die Rosenbergs, Mitglieder der amerikanischen KP, lediglich aufgrund von Denunziationen beschuldigt, atomare Geheimnisse an die UdSSR verraten zu haben und auf dem elektrischen Stuhl hingerichtet. In jüdischen Kreisen wurde dieses Ereignis als eine neue Dreyfus-Affäre empfunden.

(2) Auch dieses Buch ist im wesentlichen aufgrund von Tonbandaufzeichnungen zusammengestellt worden.

(3) Matzpen: Einzige linksradikale Organisation in Israel, die den Zionismus ablehnt, aber das Recht der Juden anerkennt, in Israel zu leben, nicht jedoch das Recht, sich auf Kosten der Palästinenser als Staat zu konstituieren. Matzpen vertritt das Recht auf Selbstbestimmung aller Völker des Nahen Ostens.

(4) Führer der Demokratischen Volksfront für die Befreiung Palästinas (F.D.P.L.P.).

(5) Linkszionistische Organisation; sie wollen einen jüdischen Sozialismus.

(6) Französische rechte Wochenzeitung.

(7) Linksradikalismus, Gewaltkur gegen die Alterskrankheiten des Kommunismus, Rowohlt.

(8) Französische Studentengewerkschaft.

(9) Jeunesse Communiste Révolutionnaire, trotzkistische Gruppe. Viele ihrer ehemaligen Führer, wie A.Krivine sind heute in der Ligue Communiste Révolutionnaire.

(10) PSV: linkssozialistische Partei.

(11) UNEF: Studentengewerkschaft..

(12) MAU: Versuch, eine SDS-ähnliche Organisation aufzubauen.

(13) Am Nachmittag des 8. Januar, als wir gerade in der Cafeteria saßen, erfuhren wir, daß Jugendminister Missoffe zur Einweihung der Badeanstalt erscheinen würde. Missoffe hatte sich durch ein Weißbuch über die Jugend profiliert, die er als geschmacklos und lasch bezeichnete. Wir beschlossen also hinzugehen. Ich fragte ihn, warum er in seinem Weißbuch nichts über die sexuellen Probleme der Jugend gesagt hätte. Das war damals in Nanterre seit über einem Jahr das Grundthema unserer Agitation in der Studentensiedlung. Daraufhin gab er mir den Ratschlag, dreimal ins Becken zu springen, wenn ich sexuelle Probleme hätte: typisch faschistische Art, von der Diskussion abzulenken und die Glorifizierung seiner eigenen Taten in den Mittelpunkt zu stellen. Ein Relegationsverfahren, das mir daraufhin angehängt wurde, verlief allerdings im Sande.

(14) Am 3. Mai wiederholte sich an der Sorbonne das gleiche, was am 27. Januar in Nanterre passiert war. Das Eindringen der Polizei in die Universität hatte ausgereicht, daß tausende von Studenten ‚wildgeworden' sind. Spontan beginnt die Rebellion der Studenten in dem Augenblick, da alle aktiven Genossen im Gefängnis sitzen. Völlig überrascht von der Aggressivität und Beweglichkeit der Demonstration, brauchte die Polizei mehrere Stunden, um die Ruhe wiederherzustellen. Im Laufe des Wochenendes wurden mehrere Demonstranten zu Gefängnisstrafen verurteilt. Die Solidarität mit den Inhaftierten wurde ein ebenso starker Motor für die Ausbreitung der Bewegung wie der Aufruf zur Befreiung der Sorbonne.

(15) Offizielle Studentenorganisation der KPF.

(16) Linksradikale Zeitung die im Mai entstanden ist.

(17) Dachorganisation der Lehrergewerkschaften.

(18) Platz in Paris.

(19) Anarcho-Zeitung.

(20) Christliche Gewerkschaft.

(21) Einer der Chefs der U.C.M.L. (maoistisch), von der viele Genossen sich an den Aktivitäten der Gauche Prolétarienne beteiligt haben.

(22) Trotzkisten.

(23) Benoit, Fraudon in: Humanité, Mai 68, zit. in: Séguy, Le Mai de la CGT, Ed. Julliard, S.75.

(24) Einige werden einwenden, daß die Frauen bevölkerungspolitisch gesehen die Mehrheit sind. Doch es geht ja gerade darum, daß auch eine statistisch gesehen die Mehrheit umfassende soziale Gruppe nicht das Recht hat, die Gesellschaft zu beherrschen. Der emanzipatorische Prozeß beinhaltet heute gerade auch die Anerkennung, daß jeweils verschiedene Identitäten legitim sind. In Bezug auf dieses Problem könnte man sagen, daß eine mehrdimensionale Gesellschaft nichts anderes wäre, als eine Durchdringung – oder wenigstens eine gegenseitige Anerkennung – von sozialen, ehtnischen oder anderen Minderheiten.

(25) Inzwischen erscheint eine gesammelte Neuauflage von ‚Socialisme ou Barbarie' in dem franz. Verlag „10/18".

(26) Schüler, der während einer Demonstration verhaftet und durch eine starke Mobilisierung ‚befreit' wurde. In einem Schnellverfahren wurde er freigesprochen.

(27) Irgendjemand muß das gehört haben, denn am nächsten Tag konnte man in der Zeitung lesen: „C.Bendit manipuliert Kinder, indem er ihnen subversive Lieder beibringt."

BAUMANN-DOKUMENTATION

Es gibt jetzt eine ausführliche Dokumentation über die Hausdurchsuchung beim Trikont Verlag und die Vorfälle danach.
Einiges aus dem Inhalt:
Bericht über die Hausdurchsuchung/Warum „Bommi" Baumann verboten wurde/Zitate aus dem verbotenen Buch/Rechtliche Beurteilung der Beschlagnahme – ein Bericht unseres Anwalts/Gedanken zum Maulkorbgesetz/Buchguerilla – eine Methode (Artikel)/Pressebericht, Rezensionen, Auseinandersetzungen/SOLIDARITÄT – Briefe an uns/„Die Nacht der starken Männer" oder: Die Polizei macht Werbung für „Bommi" Baumann/ Inhaltliche Auseinandersetzung mit dem Buch von Baumann.
36 Seiten 2 Mark

SOFORT HAFTVERSCHONUNG FÜR KARL-HEINZ ROTH

Ein Hinweis auf die Praktiken heutiger Untersuchungshaft

Unter diesem Titel liegt eine Dokumentation über die Situation von Karl-Heinz Roth vor. Roth ist einer unserer Autoren und hat mehrere Bücher veröffentlicht, u.a. „Die andere Arbeiterbewegung". Er wurde im Mai 75 in Köln nach einer Schießerei mit der Polizei verhaftet, schwerverletzt. Monatelang schwebte er in Lebensgefahr, er befindet sich noch immer auf der Krankenstation des Gefängnisses und hat inzwischen 60 Pfund Gewicht verloren.
32 Seiten 2 Mark

DASS DU UNTERGEHST, WENN DU DICH NICHT WEHRST, DAS WIRST DU DOCH EINSEHEN.

Nachrichten aus einem westdeutschen Gefängnis – ein Bericht über G. Will

Gertraud Will wurde vor 2 Jahren verhaftet, weil sie ihrem Verlobten Roland Otto, der von einem Hafturlaub nicht zurückgekehrt ist, geholfen haben soll, zu verschwinden. Bis vor kurzem befand sie sich in strenger Einzelhaft. Ihr Prozeßtermin wurde immer wieder hinausgezögert.
In der offiziellen Presse war bisher im Fall Gertraud Will nur Raum für die Formulierungen der Staatsanwaltschaft. Diese Dokumentation ist ein Versuch, auch einen anderen Standpunkt öffentlich zu machen.
Mit vielen Zitaten aus Gertrauds Briefen, Stellungnahmen von Amnesty International und Brigitta Wolf und ein Gedicht.
52 Seiten 2 Mark

zu beziehen über: TRIKONT - VERLAG Josephsburgstr. 16 8 München 80

UNSERE

2 LP's mit Textheft US 14 25 Mark

Die Songs aus den Stücken des Theaterkollektivs ROTE RÜBE:
Bravo, Bravo – Terror – Viva Italia – Frauenpower
Politisches Theater, das Spaß macht und Identifikation ermöglicht.
„Leitbild neuer, linker Anti-Theater-Hoffnungen" (Südd. Zeitung).

Ballade vom zufälligen Tod

Single US 17 5 Mark

WALTER MOSSMANN
BALLADE VOM ZUFÄLLIGEN TOD – DUISBURG – BALLADE VON JAIME
Vom „Fall" Günther Routhier bis zum „Fall" des Professors Sigrist. Einiges über Unterdrückung und Widerstand in der BRD und in Spanien.

Sparifankal – Bayernrock

LP mit Textheft US 18 18 Mark

Bayern-Rock mit Texten über das Leben heutzutage und morgen (nicht nur) in Bayern. „Schbui ma wieda oans, das d'Zeit faged" (Karl Valentin). „In dieser uns eigentümlichen Weise sprechen und singen wir seit geraumer Zeit besonders unsere jüngeren Landsleute an, um sie auf gesellschaftliche Realitäten im Spätkapitalismus, spezielle Variante Bayern, in der freundlichen Form eines Rock-Konzerts hinzuweisen."

Whyl 75

Single US 16 5 Mark

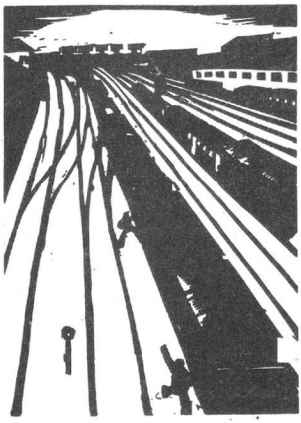
Pass uff, daß man Dich nit umdrillt
Bruckelied
Rudi Ratlos
Es singen: Buki, Walter und Udo Fritz

Neuerscheinung

Jack London

Was mir das Leben bedeutet

Einleitung Franz Jung



Inhalt

Franz Jung: Jack London

Goldener Mohn

Was mir das Leben bedeutet

Der Ausreißer

Die Lieblinge des Midas

Der Landstreicher

154 S. Broschur 8,50 DM
Leinen 11,80 DM
ISBN 3-87956-045-5

Karin Kramer Verlag

1 Berlin 44, Postfach 106

Tageszeichnungen

Täglicher Terror

von Gottfried Heil / Julia Hartkopf

"Wir sitzen alle in einem Boot"

Über das Thema

1972 waren die westdeutschen Zeitungen bis zum Rand voll mit Schauergeschichten über die Baader-Meinhof-Gruppe. Eine Schlagzeile im „Stern" (24/72) hieß: „TERROR IN DEUTSCHLAND". Es sah ganz so aus, als ob eine kleine Bombenlegergemeinschaft die Ruhe einer glückseligen Insel stören wollte. Aber es war nur Friedhofsruhe. Jeden Tag passierten Schauergeschichten in den Familien, in der Schule, am Arbeitsplatz, auf den Straßen. Das nannte man „Skandal", „Verbrechen" oder „Schicksal". Für uns war es „Terror", „Täglicher Terror", den wir darstellen wollten.

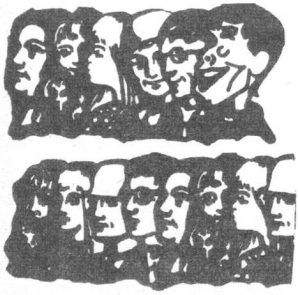
72 S. (A 4-Format) / 14,80 DM
ISBN 3-87956-046-3

Karin Kramer Verlag

1 Berlin 44, Postfach 106

Schwarze Protokolle

ZUR THEORIE DER LINKEN BEWEGUNG



Die SCHWARZEN PROTOKOLLE sind eine Dogmatismus-kritische Zeitschrift. Bisher sind 12 Hefte erschienen. Sie enthalten thematisch Kritik an Lenin, Luxemburg, Mandel u.a. Theoretikern, am Militantismus und an der RAF, sowie Beiträge zu Surrealismus, Neue Frauenbewegung, men's lib und anderes.

Nr.11/Juni 75: Über die DDR; Gedanken zur Unterdrückung des Mannes; Pfannkuchen-Satire.

Nr.12/Nov. 75: Betriebserfahrungen; zwei Beiträge zur Frauenbewegung; DDR II; Recht u.Gewalt.

(Die Hefte 1 bis 7 sind vergriffen)

Die SP kosten je Heft 4,5o DM, ein Abo für vier Hefte 18,- DM.
Redaktion: Peter Ober, 1 Berlin 31, Johann-Georgstr.3; PSK: Bln 332525

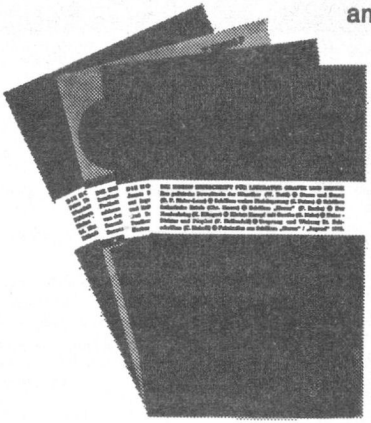
NEUES FORUM

1975/76

November/Dezember: BRD („Starker Staat")
PORTUGAL (Almeida, Frey, Siegert)
Jänner/Februar: SPD (Kanzlerwahlverein)
PORTUGAL (Putsch und futsch)
März: SPÖ (Kreisky, Nenning, Matzner)
SOZIALPARTNERSCHAFT (Schweiz/Ö)
April: SLOWENEN (Frey, Daim)
SCHWULE (HAW, Hocquenghem, Dvorak)

An NF-Vertrieb A-1070 Wien Museumstraße 5 Tel. 93 33 53 / Diese Anzeige fand ich in:
Ich bestelle ☐ obiges Heft um öS 44 DM 6,50 sfr 7 ☐ kostenloses Probeheft
☐ 1 Jahresabo um öS 360 DM 53 sfr 58 (Studenten öS 270 DM 40 sfr 45 / Nachweis!)
NAME ADRESSE

am besten abonnieren:
gleich
heute!



die horen

Zeitschrift für Literatur Grafik und Kritik

DIE HOREN — Zeitschrift für Literatur, Grafik und Kritik. Herausgeber: Kurt Morawietz, 3000 Hannover 21, Letterstraße 9. Redaktion: Peter Burger, D. P. Meier-Lenz, Johann P. Tammen und Hans Ulle. Erscheint jeweils zu den Jahreszeiten. Jede Ausgabe ca. 112 Seiten. Jahresabonnement (4 Hefte): 19,— DM, zzgl. Versandkosten. Einzelausgabe (ab Heft 89) 6,— DM, zzgl. Versandkosten.

Pressestimmen: »... eine der geschicktesten und konsequentesten unter den Zeitschriften in Deutschland« (Times, London). »... die einzige Zeitschrift ihrer Art, die zu einer ernsthaften Konkurrenz der fest etablierten Zeitschriften großer Verlage geworden ist« (Die Tat, Zürich). »... ein bekenswertes Novum auf dem deutschen Zeitschriftenmarkt« (Radio Bremen). »... einzige alternative Literaturzeitschrift von Rang« (Pardon).

Zur Zeit noch vorliegende Ausgaben: Heft 84 — Zur Einführung in Geschichte, Methodik und Funktion der deutschen Literaturwissenschaft. Heft 87 — Griechenland II. Dokumentation zur Politik und Literatur in Griechenland (1821—1972). Heft 88 — Natur- und Entfremdungsprobleme in sozialistischer Lyrik. Heft 89 — Zur Ästhetik der politischen Lyrik. Fortsetzung Naturlyrik von Brecht bis Fried. Heft 90 — Literatur in der DDR. Louis Aragon: Vorbei wird dieses Leben sein. Heft 92 — Dichter und Diktaturen. Jannis Ritsos: Der schwarze Heilige. Beispiele aktueller Dramenproduktion. Heft 96 — Trivialliteratur II. Politische Lyrik. Heft 97 — Irrationalismus — Porno-Sadismus — Vampirismus. Flucht in die Unwirklichkeit. Heft 98 — Das politische Bewußtsein der Klassiker. Heft 99 — Literatur der Arbeitswelt. Realismuskonzeptionen. Heft 100 (Winter 1975) — Gedichte auf Bilder. Weltliteratur = Jubiläumsausgabe. Jede Ausgabe mit mehrteiliger Grafikbeilage.

Bestellungen über den Buchhandel oder über »die horen« im Wirtschaftsverlag nordwest GmbH 2940 Wilhelmshaven Postfach 1326

Jetzt im 20. Jahrgang mit bisher 100 Ausgaben

Texte zum Staatskapitalismus

Victor Serge

Für eine Erneuerung des Sozialismus

Was Serge in seinen großen „Erinnerungen" in mehr beschreibender Form zusammengefaßt hat, ist in den kleinen Arbeiten wieder aufgenommen, vertieft, präzisiert: seine grundlegende Kritik am angeblich sozialistischen Charakter der UdSSR. Für Serge ist die bittere Lehre aus der Niederlage der Russischen Revolution: die Theorie des Sozialismus muß auf dem Hintergrund der revolutionären Praxis erneuert und erweitert werden. 120 S., DM 9,–

Andy Anderson

Die ungarische Revolution 1956

Die ungarische Revolution hinterläßt bei vielen ein tiefes Unbehagen. Die Thesen, daß sie ein nationalistischer Aufstand oder eine „faschistische Konterrevolution" war, überzeugen nicht mehr ganz. Welche Ursachen, welche Perspektiven hatten dann die Kämpfe der ungarischen Arbeiter und Intellektuellen?
Anderson analysiert die ungarische Revolution als ersten größeren Versuch der osteuropäischen Arbeiter, gegen den sowjetischen Staatskapitalismus eine autonome Arbeitermacht durchzusetzen.

Erscheint 76, ca. 150 S., DM 11,-

ČSSR Fünf Jahre „Normalisierung"

21.8.1968/21.8.1973 Dokumentation

Hrsg. R. Crusius, H. Kuehl, J. Skala, M. Wilke
Mit Nachworten von R. Dutschke, J. Steffen.

Die Standard-Dokumentation zur Unterdrückung in der CSSR nach dem sowjetischen Überfall. Lange vergriffen, jetzt wieder in einer kleinen Nachauflage verfügbar.
350 S. DM 16,–

Charles Reeve

Der Papiertiger

Über die Entwicklung des Kapitalismus in China

Dieser Text zerstört einen Mythos: den des Aufbaus des Sozialismus in China. Ausgehend von der marxschen Methode analysieren die Autoren, daß der Sieg der kommunistischen Partei im Jahre 1949 mitnichten den Aufbau des Sozialismus bedeutete, sondern eine breitere Durchsetzung des Kapitalismus unter staatlicher Regie. Auch der Konflikt Moskau – Peking bedeutet in diesem Zusammenhang keine Durchsetzung eines irgendwie gearteten Sozialismus, sondern das Beharren auf einem eigenen kapitalistischen Weg, der die Agrarstruktur Chinas mehr berücksichtigt, als der zuerst durchgesetzte sowjetische Weg.
Bereits erschienen,
196 Seiten DM 12,–

Verlag Association GmbH
2 Hamburg 13
Postfach 13 22 51
(040) 41 74 84

Verlagsprospekt anfordern!

205 Hamburg 80. Hassestr. 22

MaD VERLAG

BOB POTTER

VIETNAM SUPERSTAR

SIEG FÜR WEN?

Kritische Analyse der vietnamesischen Ereignisse. Der Autor liefert einen detaillierten Bericht, indem er Vietnam als Spielball der Supermächte und die FNL als nationalistische Kraft charakterisiert, die nicht die kommunistische Emanzipation als Ziel besitzt. Sie hat vielmehr die geschichtliche Bewegung der Arbeiter und Bauern zugunsten des Staatskapitalismus auf einer nationalistischen Basis verraten.

MaD Flugschrift N0.12 DRITTE ZONEN
96 Seiten / 6.00 DM

HEIDI SCHMIDT

TAGTRÄUME

GEDICHTE & ERZÄHLTES

MaD Flugschrift N0.13 POESIE
139 Seiten / 8.00 DM

RATGEB

VOM WILDEN STREIK ZUR GENERALISIERTEN SELBSTVERWALTUNG

Aus dem Vorwort:
Die hier angebotenen Texte versuchen, auf die Probleme zu antworten, die der Übergang von einer Klassengesellschaft zu einer Gesellschaft der generalisierten Selbstverwaltung stellt. Der erste Teil geht von den am meisten

MaD Flugschrift N0.11 STRATEGIE / UTOPIE
98 Seiten / 6.00 DM

Revolte

Anleitungen zur Subversion

№ 14 5.Jahrgang 10/75

BEFREIT DEN AUSDRUCK (II)
Schwerpunktthema sind Texte, die als praktische Ergebnisse freier Kreativität entstanden sind und deren theoretische Implikationen. Beispiele und Anregungen revolutionärer Praxis, als eine Antwort auf deren Reduzierung.

INHALT:

Herausgeber : Editorial
Raoul Vaneigem: Die letzten Tage der Kultur

Kollektive und individuelle Texte der Subrealisten :
Kollektiv :REVOLUTION SUBREALIST Konzeptionelle Erklärung der Subrealisten
Kollektiv :11 Fragen und 11 Antworten
Kollektiv :Kommunique zum Tod von Peter Reske
Attila Eisenherz: Thesen zum Automatismus
Kollektiv : Automatische Texte
J.J.Ziffer :Comix
Geier Lust : Spontaneous Combustion

Bochumer Subversion :Einige Interventionen gegen die Ware
Daniel Delafond : Anti-urbanistische Comix
Wicked Messengers : Ändere dein Leben....
Combate : Brief zur Situation in Portugal
Peter Reske : Fragmente und Skizzen

POEMES & PROSATEXTE
Lutz Schulenburg : Für Peter...
Pierre Gallissaires : Zeitraumtraum oder meine erste Begegnung mit Karl Marx
Daniel Zuelo : Automatische Prosa

NOTEN DER HERAUSGEBER

ca.44 Seiten / 3.00 DM
Ende November lieferbar

Herausgegeben von Lutz Schulenburg und Hanna Mittelstädt

Revolte erscheint unregelmäßig im MaD Verlag - Lutz Schulenburg, 205 Hamburg 80, Hassestr. 22

Abonnement für 5 Ausgaben incl. Porto DM 15.00
Fördorabonnement: DM 30.00

MaDdogs Verlagskatalog anfordern!

TEXTE ZUR SELBSTORGANISATION – SELBSTVERWALTUNG – JUGENDZENTREN

ALLEIN MACHEN SIE DICH EIN
Ein Buch zum Rauch–Haus–Film. Zusammengestellt vom Film Kollektiv.
108 S. DM 5.00

Georg–Von–Rauch–Haus–Kollektiv
KÄMPFEN – LERNEN – LEBEN
Bericht und Dokumentation des Kampfes um das Jugendzentrum Kreuzberg.
280 S. DM 6.00

Drugstore – Kollektiv
DOKUMENTATION DES SELBSTVERWALTETEN JUGEND–ZENTRUMS DRUGSTORE
DIN A 4 32 S. DM 1.00

DOKUMENTATION : HAUSBESETZUNG IN RÜSSELSHEIM
Internationales Jugendzentrum.
Agit Verlag DIN A 4 92 S. DM 3.00

WESTBERLINER JUNGARBEITER– UND SCHÜLERZEN–TREN
Untersuchungen und Materialien.
Verlag Roter Stern 239 S. DM 7.80

FREE – CLINIC HEIDELBERG
Alternative Jugendarbeit in Selbstorganisation.
Verlag Rioto Hau 2. erw. Aufl. 288 S. DM 15.00

Kollektiv Release Heidelberg
KRANKHEIT UND INSTITUTION
Dokumente zur Unterdrückung eines Versuchs der Selbstorganisation.
Achenbach Verlag 464 S. 80 Bilder DM 10.00

Jugendzentrum Wuppertal
DER KAMPF UM EIN SELBSVERWALTETES JUGENDZEN–TRUM IST EIN KAMPF FÜR DIE INTERESSEN ALLER JUGENDLICHEN
DIN A 4 44 S. DM 3.00

Sozialistisches Patientenkollektiv
AUS DER KRANKHEIT EINE WAFFE MACHEN
Mit einem Vorwort von Jean Paul Sartre.
Trikont Verlag 144 S. DM 7.80

TEXTE ZUR STADTGUERILLA–DISKUSSION

HOLGER, DER KAMPF GEHT WEITER
Dokumente und Beiträge zum Thema Stadtguerilla.
Fragen an die Stadtguerilla : Interview mit der Revolutionären Zelle – *Die Entführung aus unserer Sicht :* von der Bewegung 2. Juni –
Gegendruck–Text 349 S. DM 15.00

Emile Marenssin / Peter Paul Zahl
STADTGUERILLA UND SOZIALE REVOLUTION
(vorher : DIE "BAADER–MEINHOF–BANDE" ODER REVOLUTIONÄRE GEWALT)
Marenssin : *Von der Vorgeschichte zur Geschichte:* Vorwort zur französischen Ausgabe des in Deutschland verbotenen Buches der RAF : "Das Konzept Stadtguerilla" und "Der bewaffnete Kampf in Westeuropa". aus dem Französischen.
Zahl : *Das System macht keine Fehler. Es ist der Fehler.* Zwei Reden vor Gericht : "Angaben zur Person" und "Massenkampf und Guerilla einen".
Editore Quelmade 224 S. DM 9.00

VERNICHTUNGSHAFT UND ISOLATIONSFOLTER
Bericht über die Gefängnisse der BRD und Westberlin.
DIN A 4 DM 5.00

KAMPF DER VERNICHTUNGSHAFT
Reden der Gefangenen der RAF im Baader–Befreiungsprozeß – Counterinsurgency gegen die RAF – Beschluß : *Vernichtungshaft* – Dialektik des Kampfes gegen die Vernichtungshaft – Zum 3. Hungerstreik u.a.
DM 10.00

WIR, DIE TUPAMAROS
Eine Selbederstellung der Aktionen und der Methode der Stadtguerilleros in Uruguay.
Verlag Roter Stern 156 S. DM 8.80

Bestellungen an: **MAULWURF BUCHVERTRIEB 1 Berlin 36 Waldemarstraße 24**

Postscheckkonto 7905 - 103 PSchA Bln - W

STIMME

2 LP's mit Textheft US 12 25 Mark

Live-Aufnahme der großen Spanien-Solidaritätsveranstaltung in Offenbach im Herbst 75 zu der 5 000 Menschen kamen.

Es singen: **Amparo, Biermann, Moßmann, Viglietti, Klaus der Fiedler, Toni, Eck, Tommi, El Camperol, Erich Fried spricht Gedichte.**

Straßenmusik
Klaus der Fiedler und Toni

Klaus der Fiedler und Toni sind (vor allem) Straßenmusiker in Köln. In dieser Tradition stellen sie sich, mischen Volksmusik, Schlager, Gassenhauer mit eigener Musik. Singen vom Leben, Freude und Leid, Unterdrückung und Widerstand in hochdeutsch und Mundart oder einfach mit ihren Instrumenten. Klaus hat Musik studiert und schon eine Platte gemacht („Arbeit macht frei"). Toni kommt aus dem Sozialen Selbsthilfe Kollektiv (SSK).

LP mit Textheft US 13 18 Mark

FUCHS, DU HAST DIE GANS GESTOHLEN, GIB SIE NICHT MEHR HER...

radikale Lieder von Tommi

Tommi, Sänger aus München, macht mit seinen radikalen Liedern keinen politischen Aufklärungsunterricht, sondern fordert zum Mitsingen, Provozieren, Selbermachen heraus. Die Lieder sind Ausdruck von Ereignissen, Aktionen, allgemeinen und subjektiven Stimmungen und Alltagserlebnissen. Seine erste Platte machte Tommi mit der ‚Arbeitersache' (Wir befreien uns selbst).

LP mit Textheft US 15 18 Mark

Trikont

Josephsburgstr. 16 8 München 80

Wir vertreiben die Schallplatten der französischen Schallplattenkooperative EXPRESSION SPONTANEE.

Ligue Communiste

Der Sozialismus, den *wir* wollen

Die LC ist organisatorisch und programmatisch das Produkt des proletarischen Generalstreiks und der studentischen Barrikaden vom Mai 68. Die Revolution als Aufstand der Arbeiter, die den staatlichen Gewaltapparat gewaltsam brechen und durch die demokratische Selbstverwaltung der Produzneten ersetzen, ist seitdem kein bärtiges Gespenst mehr, sondern eine Frage der Zeit. Um die Macht im Staat wird zwischen Prag, Paris und Santiago periodisch auf der Straße gerungen. Das Programm der Ligue formuliert diese objektive Tendenz des Klassenkampfs darum kontrovers zum Regierungsprogramm der KPF und PS. Die listige Systemüberwindung wird im Lichte der diversen Volksfronten, antifaschistischen Bündnisse und chilenischen Experimente als Utopie mit Katastrophengefahr verworfen. Weniger utopisch ist die stete Möglichkeit der bürokratischen Entartung eines revolutionären Arbeiterstaats. Mangels konkreter Alternative einer selbstätigen Herrschaft der Klasse entwickelt die Ligue die Grundlagen dafür aus der Kritik der Erfahrungen mit dem .realen Sozialismus'. Was die Arbeiterstaaten bisher real vom Sozialismus abhält – Verfilzung von Staat, Partei und Gewerkschaft, Verwaltung der Gesellschaft durch eine professionelle Bürokratie und politisches Monopol der Staatspartei – will die Ligue durch drei Prinzipien korrigieren :

1) Selbstorganisation der Massen in Gewerkschaften, Fabrik- und Lokalkomitees unabhängig von Partei- und Staatsapparat.
2) Zentralisierung der Arbeiterdelegierten, der Räte, zum proletarischen Staat.
3) Politische Demokratie durch einen uneingeschränkten Pluralismus sozialistischer Parteien.

Diese Strukturen sind keine alternativen Erfindungen, sondern die Entwicklung der Organisationsformen, die sich die Arbeiter zur Selbstverteidigung und zur Machtergreifung schon innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft zulegen. Hier liefert uns die Ligue eine völlig andere Konzeption von revolutionärer Avantgarde, als wie sie den landläufigen Sekten im Schädel spuken. Sie fordert nämlich die Klasse auf, sich je nach Konfliktlage in Fabrik-, Stadtteil und Regionalkomitees selber zu organisieren und nicht die Führungsrolle eines hauptamtlichen Verschwörerzirkels anzuerkennen und dessen Parolen nachzubeten. Ihre eigene revolutionäre Rolle sieht die Ligue darin, das Bewußtwerden der Kampferfahrungen der Massen zu fördern, die nächsten Konsequenzen daraus zu formulieren und die Ziele zu verdeutlichen, auf die der Klassenkampf notwendig zusteuert. Die LC wurde illegalisiert, als sie der rassistischen Aufrüstung der Konterrevolution offensiv in den Weg trat. Zu einer Zeit, wo ein Mitterand auf dem Buckel der KPF und CGT den gaullistischen Präsidialbonapartismus erklimmt, ist die Ex-Ligue die einzige Organisation von Einfluß, die zum radikalen Aufbau einer Arbeitermacht von der Basis aufruft. Die Diskussion ihrer Ziele lohnt sich für alle, die von den Sekten frustriert oder jüngst von der Wahlarithmetik im Stich gelassen worden sind.

(ep 6) 224 Seiten, DM 7,80

Prinkipo

Bei Bestellungen an den Verlag plus DM 1.– Porto, bei Gruppenbestellungen ab 10 Ex. 10% Rabatt, Lieferung erst nach Eingang der entsprechenden Summe auf unserem Konto. Über weitere Titel der Reihe EDITION PRINKIPO und KRITISCHE BIBLIOTHEK DER ARBEITERBEWEGUNG, wie der Zeitschrift KRITIK DER POLITISCHEN ÖKONOMIE informiert unser Prospekt, der angefordert werden kann (bitte 40 pfg. Briefmarken beilegen).

Verlag Olle & Wolter, 1 Berlin 30, Postfach 4310, Postscheckkto. BInW 47006-104, Sparkasse Berlin West, Kto.Nr. 067001142

momox
momox.com/sale
A-d45sjf

Aus Frankreich ausgewiesen, lebt Cohn
furt. Seine Erzählungen und Reflexion
sind gleichzeitig Bestandsaufnahmen u
aus der Geschichte der letzten zehn Ja
ger Sicht eines Beteiligten. Kritik des K
Identitätsproblem eines linksradikalen
In Deutschland: Betriebsarbeit, Emigranten, Rocker, politischer Terrorismus, Häuserkampf, Wohngemeinschaften, Kinder, Diskussion neuer Agitationsmittel und Organisationsformen.

„Revolutionär zu sein bedeutet für einen Jugendlichen von 1968 auch, gegen die kommunistische Partei zu sein: antikapitalistisch und antikommunistisch. Nicht ich habe mich dazu entschlossen, Antikommunist zu sein, sondern die kommunistische Partei und die sogenannten kommunistischen Länder haben mich zum Antikommunisten gemacht. Wer wird nicht Antiimperialist, wenn er Berichte über den Krieg in Vietnam liest? Wer wird nicht Antikommunist, wenn er Berichte über die ungarische Revolution von 1956 liest? Auf die Frage, wer ist verantwortlich für den Antikommunismus? gibt es nur eine einzige Antwort: Die Kommunisten."

Reihe ROMANE REPORTAGEN Autobiographien

Keine theoretischen Diskussionen und schwerfälligen Analysen werden wir in dieser Reihe finden, sondern lebendig geschriebene und spannende Berichte und Selbstdarstellungen von denen, die der Gesellschaft Widerstand entgegengesetzt haben. Sowohl die Geschichte ganzer Klassen als auch die Aufsässigkeit einzelner Desperados wollen wir bekannt machen: Geschichten, in denen der Kampf um Freiheit und Menschlichkeit zum Hauptthema wird; die nicht zurückschrecken, die Wahrheit der Revolution klar auszudrücken; die befreiende Gewalt nicht verschweigen und frei sind vom falschen heroischen Idealismus.

ISBN 3-920385-82-9